

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Lehrjahre

1749–1771







Wilhelm Bode

Goethes Leben

1749–1771

Lehrjahre

Andere Bücher
von Dr. Wilhelm Bode
Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Goethes Leben: II. Der erste Ruhm 1771—1774 / 383 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 20,—, in farbigem Pappband M 30,—, in schönem Ganzleinen-Geschenkband mit echtem Gold . . . . . . M 40,—.

Goethes Leben: III. Die Geniezeit 1774—1776 / Etwa 370 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. (In Vorbereitung, erscheint im Herbst 1921. Preis etwa wie bei Bd. II.)

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen: I. Im alten Reiche 1793—1803. 2. Ausgabe. 6. u. 7. Tausend. Rund 830 Seiten. Geheftet M 45,—, in Pappband M 56,—, in geschmackvollem Ganzleinenband M 65,—

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen: II. Die Zeit Napoleons 1803—1816. Rund 515 Seiten. Geheftet M 35,—, in Pappband M 44,—, in geschmackvollem Leinenband . . . . M 52,—.

Goethes Liebesleben. 13.—15. Tausend / Rund 500 Seiten mit zahlreichen Bildertafeln, Kopfleisten und Textabbildungen. Geheftet M 26,—, in Pappband M 36,—, in Ganzleinen-Geschenkband M 45,—, auf holzfreiem, weißem Papier in Halblederband . . . . M 65,—.

Neues über Goethes Liebe. 159 Seiten. Geheftet M 10,—, in Pappband . . . . M 17,50.

Charlotte von Stein. 24.—30. Tausend / 725 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 34,—, in Halbleinen M 48,—, in Ganzleinen-Geschenkband . . . . M 56,—.

Friederike Brion / 216 Seiten. Geheftet M 11,—, in farbigem Pappband . . . . M 19,—.

Goethes Leben im Garten am Stern. 31.—36. Tausend / 375 Seiten mit vielen Abbildungen. Geheftet M 20,—, in farbigem Pappband M 27,50, in Ganzleinen-Geschenkband mit echtem Gold . . . . M 38,—.

Goethes Lebenskunst. 21.—25. Tausend / 308 Seiten mit vielen Abbildungen. Geheftet M 8,50, in farbigem Pappband . . . . M 17,50.

Goethes Sohn. 4.—6. Tausend / 420 Seiten mit 16 Bildnissen. Geheftet M 8,50, in Ganzleinen-Geschenkband . . . . M 18,—.

Karl August von Weimar, Jugendjahre. 2. Aufl. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 7,50, in farbigem Pappband M 20,—.

Der Weimarische Musenhof. 20.—25. Tausend. / 512 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 27,—, in farbigem Pappband M 35,—, in schönem Ganzleinen-Geschenkband mit echtem Gold . . . . . . M 48,—.

Die Tonkunst in Goethes Leben. 2 Bände. 3.—4. Tausend / 700 Seiten mit 24 Bildertafeln und zahlreichen Musikstücken. Geheftet M 12,—, in hübschen Pappbänden . . . . M 30,—.

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1749–1771

Lehrjahre

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1922

Zweite, durchgesehene Auflage / 7. bis 9. Tausend

Vorwort

„Es gibt zweierlei Arten, die Geschichte zu schreiben: eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus, daß dem Leser das Einzelne bis zum Überdruß bekannt sei; man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise durch Zusammenstellungen und Andeutungen an Das zu ererinnern, was er weiß, und ihm für das Zerstreut-Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen. Die andere Art ist Die, wo wir (selbst bei der Absicht, eine große Einheit darzustellen) auch das Einzelne unnachläßlich zu überliefern verpflichtet sind."

Diese Zeilen finden sich in einer Buchbesprechung Goethes von 1806, worin er der zweiten Art den Vorzug gibt. Etwa 1813, als er sich mit seiner eigenen Lebensgeschichte befaßte, bemerkte er zur gleichen Sache noch Folgendes:

„Die Biographie sollte sich einen großen Vorrang vor der Geschichte erwerben, indem sie das Individuum lebendig darstellt und zugleich das Jahrhundert, wie auch Dieses lebendig auf Jenes einwirkt. Die Lebensbeschreibung soll das Leben darstellen, wie es an und für sich und um sein selbst willen da ist.

„Dem Geschichtsschreiber ist nicht zu verargen, wenn er sich nach Resultaten umsieht; aber darüber geht die

einzelne Tat sowie der einzelne Mensch verloren. Wollte man die Herrlichkeit des Frühlings und seiner Blüten nach dem wenigen Obst berechnen, das zuletzt noch von den Bäumen genommen wird, so würde man eine sehr unvollkommene Vorstellung jener lieblichen Jahreszeit haben. Und doch hat der Gärtner das Recht, sein Jahr bloß nach Dem zu beurteilen, was ihm Keller und Kammern füllt.

„Alles wahrhaft Biographische, wohin die zurückgebliebenen Briefe, die Tagebücher, die Memoiren und so manches Andere zu rechnen sind, bringen das vergangene Leben wieder hervor, mehr oder weniger wirklich, oder im ausführlichen Bilde. Man wird nicht müde, Biographien zu lesen, so wenig als Reisebeschreibungen: denn man lebt mit Lebendigen. Die Geschichte, selbst die beste, hat immer etwas Leichenhaftes, den Geruch der Totengruft."

Ich habe mir vorgenommen, Goethes Leben in einer Ausführlichkeit zu erzählen, die in den bisherigen Biographien auch nicht annähernd erstrebt wurde. Ich will jedes Jahr, jedes Vierteljahr und sehr viele einzelne Tage liebevoll betrachten, will alle Erlebnisse Goethes schildern, die wir uns deutlich machen können, und das Heranwachsen seiner Handlungen, Schöpfungen und Zustände zeigen. Ich will auch über seine Orts- und Zeitgenossen soviel berichten, daß sie neben ihm und er neben ihnen deutlich werden, denn nur an seinen Nachbarn läßt sich der Einzelne erkennen und messen. Bei dieser Ausführlichkeit werde ich den Lesern zumuten, daß sie an die 83 Lebensjahre Goethes 83 stille Abende wenden,

nachdem ich 83 Monate zur Niederschrift brauchte. Ich fordere also ebensoviel Raum und Anteil, wie wenn ich Romane über erfundene Helden vorzulegen hätte, wo ich doch bloß die wahre Geschichte unseres größten Dichters und Denkers zu bieten habe. Meine Bücher sind für Solche, die heimisch sein wollen mit Goethe und seinen Freunden. In gestohlenen halben Stunden läßt sich Das nicht machen, und das Extrakt-Schlucken ist keine Ernährung, die wirklich anschlägt.

Für diesmal haben wir es nur mit Goethes Knaben- und Studentenjahren zu tun. Da nun die 18 Kapitel meines Buches sich dem Stoffe nach mit den ersten 11 Büchern von ‚Dichtung und Wahrheit' decken, so liegt die Anmerkung sehr nahe, daß Goethes eigene Schilderung seiner jungen Jahre die vorzüglichere sei. Nun, ich ringe nicht mit dem Dichter Goethe um die Palme; ich gebe aber auch nicht zu, daß die wahrhaftige Darstellung eines redlichen Forschers minderwertig sei im Vergleich zu einem Geflecht von Erinnerungen und Erfindungen. Ich diene solchen Lesern, die die Frage stellen: „wie war es wirklich?" Und diese Leser kommen bei ‚Dichtung und Wahrheit' nicht auf ihre Rechnung.

Nun liegt die Sache aber gar nicht so, daß in einem Falle der große Goethe selber erzählt und im andern Falle nur Wilhelm Bode. Sondern es kommt in meinem Buche der echte Goethe viel mehr zu Worte als in jenem berühmten Werke! Der echte Goethe: damit meine ich den im Erlebnis begriffenen jungen Menschen, der sich unbefangen gegen vertraute Freunde ausspricht, während

in ‚Dichtung und Wahrheit' ein alter Herr seinen Zeitgenossen Das erzählt hat, was zu erzählen ihm beliebte.

Ich stelle die Dinge aber auch vielfach anders dar als meine sonstigen Vorgänger; dabei unterwerfe ich mich gern der Prüfung, wer der strengere Historiker sei. Ich verbinde und vermische nicht die Ereignisse und Arbeiten unterschiedlicher Jahre, trage nicht die späteren Urteile und Kenntnisse in eine Zeit hinein, wo sie noch nicht wirksam sein konnten, und baue immer von unten auf. Ich werde ferner in dem ganzen Werke nicht die Kraft, noch auch den Willen haben, einen Halbgott zu zeichnen; es wird schon den Lesern dieses ersten Bandes auffallen, daß beim Lesen kein Herrlicher vor ihnen erscheint, kein genialer Dichter-Jüngling, kein Liebling der Götter und Menschen. Ich kann nicht über meine Urkunden hinaus. Goethe hat in den ersten zweiundzwanzig Jahren seines Lebens seine Bekannten nicht bezaubert und er hat in dieser Zeit mit Ausnahme von zwei, drei Liedern nichts gedichtet, was über das Können der Andern hinausging. Wäre er bei seiner Rückkehr von der Universität gestorben, so würden wir Heutigen kein anderes Verhältnis zu ihm haben als zu Chronegk oder Brawe oder Daniel Schiebeler — wenn wir überhaupt seinen Namen kennten.

Das klingt gewiß recht prosaisch; die Liebhaber der Wahrheit finden aber auch die Wahrheit schön und unterhalten sich mit ihr angenehmer als mit irgend einem Märchen.

In 34 Jahren habe ich mehr Bücher und Hefte in Druck gegeben, als ich jetzt zählen mag. Nur meine

erste Arbeit habe ich zwei Freunden feierlich „gewidmet“; von da an widme ich alle Bücher, ohne es auszusprechen, allen Lesern, die sie guten Willens in die Hand nehmen. Diesmal möchte ich jedoch Denjenigen mit Namen nennen, der seit zwanzig Jahren immer vor allen Andern meine neuen Bücher über Goethe und Weimar gelesen hat. Am 10. September 1899 suchte mich

Dr. Theodor Toeche-Mittler

in meiner Schreibstube als ein zustimmender Leser auf; ich schlug ihm vor, selber Verleger meiner künftigen Goethe-Bücher zu werden, und seitdem sind wir verbunden. Als er später sich auf das Altenteil zurückzog und sein großes Verlagshaus dem gleichgesinnten Sohne überließ, wurde er der erste Empfänger jedes neuen fertigen Buches, war also der erste Leser und in der Regel auch der Erste, der mir darüber schrieb. Das erste Echo kam mir immer von einem höchst wohlwollenden, aber auch ebenso feinfühlenden und weisen Freunde. Wer ein Werk vollbracht hat, möchte nicht nur gelobt werden; größere Freude macht es ihm, wenn die Andern erkennen, worauf es ihm ankam, worauf er selber Wert legt, und wenn sie ihm versichern, gerade seine Vorsätze seien ihm gelungen. Diesen großen Dienst hat mir der nun Zweiundachtzigjährige oft erwiesen und mich so im voraus gestärkt gegen gewisse andere Zeitgenossen, denen ich meine Bücher nicht vorenthalten kann, denen ich sie aber ganz gewiß nicht widme.

So entbiete ich den ersten Gruß diesem ersten und freundlichsten Leser.

Isseroda bei Weimar, im September 1919.

Dr. Wilhelm Bode.



Inhalt

Abbildungen.

1. Ansichten.

2. Bildnisse.

Einen Teil der Ansichten hat J. v. Kulas für dies Buch nach alten Vorlagen gezeichnet.

Für die Darleihung von Vorlagen habe ich, wie schon oft, dem Goethe-National-Museum in Weimar zu danken.

W. B.



Frankfurt und Sachsenhausen

Erstes Kapitel

Die Vaterstadt

Um 1750

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kniete die deutsche Nation wie eine Bettlerin unter den Völkern Europas. Hundert Jahre waren seit dem entsetzlichsten und verderblichsten Kriege verflossen, und noch hatten sich die Deutschen nicht völlig wieder aufrichten können. Ihre Länder litten Mangel an Menschen und Gütern. Und die noch vorhandenen Kräfte wurden gar wenig vereinigt und zusammengefaßt, denn das alte römische Reich deutscher Nation war ein sehr lockeres Gefüge.

Unbeachtlich wie im Politischen, Militärischen und Wirtschaftlichen war Deutschland auch in Wissenschaften und Künsten. Als König im Freistaat der Geister thronte der Franzose Voltaire; die Deutschen gehörten in dieser Republik nur zum großen Haufen, kaum daß sie ein paar Markgrafen stellten. Welche Männer von großem und dauerndem Namen konnten sie denn auf-

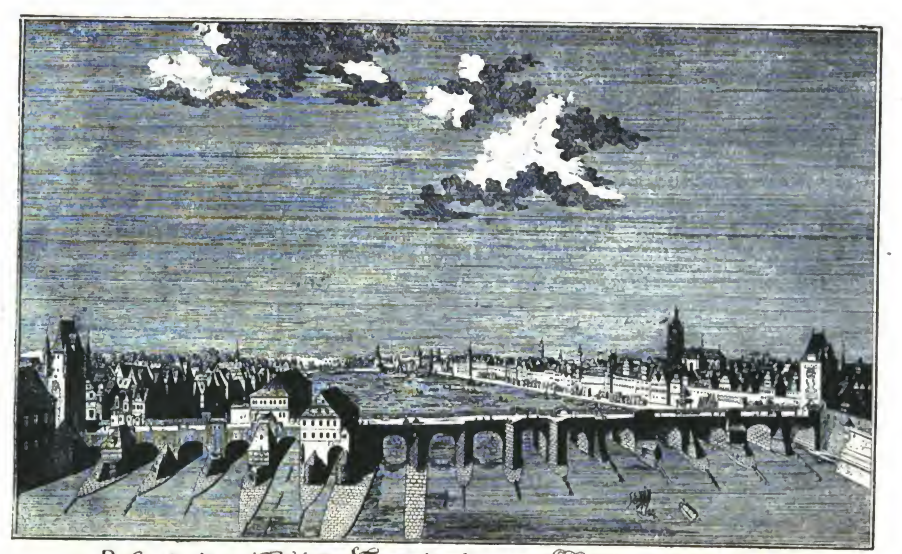
weisen? Vielleicht den alten Tondichter Händel, aber er lebte und wirkte schon lange in England; oder den noch jungen Herrscher von Brandenburg-Preußen, Friedrich den Zweiten, aber er hielt sich als Denker und Dichter zu den Franzosen. Man mußte es sich wohl gefallen lassen, daß der englische Satiriker Swift die Deutschen die dümmste Nation nannte und daß der Franzose Bouhours erklärte, ein Deutscher könne kein bel esprit sein. Im Jahre 1740 schrieb in Braunschweig der aus der Provence eingewanderte Eleazar Mauvillon ein Buch über die beiden Völker, unter denen er gelebt hatte; darin forderte er seine neuen Landsleute heraus, ihm auch nur einen einzigen schöpferischen Geist auf ihrem Parnasse zu nennen, einen deutschen Dichter, der aus seinem eigenen Innern ein Werk von Bedeutung hervorgebracht habe. »Je vous en défie!«

Aber in diesem armen, verfallenen, zurückgebliebenen Deutschland gab es doch recht große Unterschiede. Unterm Krummstabe sei gut wohnen, sagte man von den geistlichen Fürstentümern, und der Reisende traf auch anderwärts auf Bezirke, deren Bürger oder Bauern sich nicht beklagen durften. Im „Reiche", nämlich im südlichen und westlichen Deutschland, sah es zumeist besser aus als in den größeren östlichen und nördlichen Staaten. Weithin bekannt als ein sehr begünstigtes Gebiet war die Freie Stadt Frankfurt am Main und ihre Umgebung.

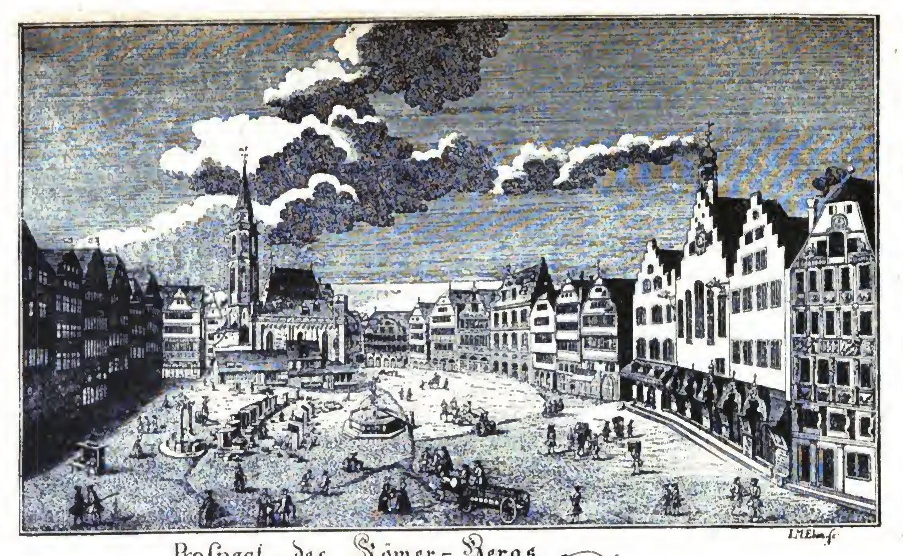
Zu beiden Seiten des schiffbaren Flusses, der von Osten nach Westen wallt, liegt diese alte Stadt in einer heiteren, sonnigen Ebene, die durch die nahen Gebirge

Taunus und Odenwald vor rauhen Winden beschützt wird. Ihr Fluß gilt als die Grenze des nördlichen und südlichen Deutschlands; hier aber mutet uns Alles schon südlich an. Die Felder tragen das Getreide in reicher Fülle; die Reben bringen einen trinkbaren Wein, und in den Gärten gedeihen Pflanzen und Früchte, die nur in einem milden Klima gezogen werden können. Mit Bodenfrüchten wird diese Stadt auf's beste versorgt.

Zu beiden Seiten des Flusses, sagten wir eben, aber auf dem südlichen Ufer dürfen wir nur eine Art Vorstadt suchen; es ist das alte Sachsenhausen. Das eigentliche Frankfurt, „hierüben", teilte sich zu der Zeit, von der wir reden, wie viele andere Orte, in eine Altstadt, die in grauer Vorzeit innerhalb der ersten Befestigungen entstanden war, und eine Neustadt. Die Altstadt schmiegte sich in Form eines Halbkreises an den Fluß an: hier drängten sich die Häuser in schmalen, krummen Gassen zusammen, die meisten nur aus Holz und Lehm gebaut. „Wenig Luft wird daselbst gespüret" heißt es in einer Beschreibung von 1747, „und die Sonne wirft ihre Strahlen gleichsam im Vorbeigehen dahin. Weil die Gebäude von ziemlicher Höhe sind und das Oberteil derselben meistenteils mehr als drei Schuh lang hervorraget und überhänget, so ist es ganz natürlich, daß diese Gegenden etwas dunkel und zugleich auch feucht sein müssen." Ebenso natürlich war es aber auch, daß gleich ganze Gassen und Stadtviertel gefährdet waren, wenn es irgendwo zu brennen anfing. „Deswegen wollen wir nicht sagen" fährt der alte Stadtbeschreiber fort, „daß nicht noch schöne Plätze darinnen gefunden werden, wo man eine freie und reine Luft



Prospect der Stadt Franckfurth am Mayn

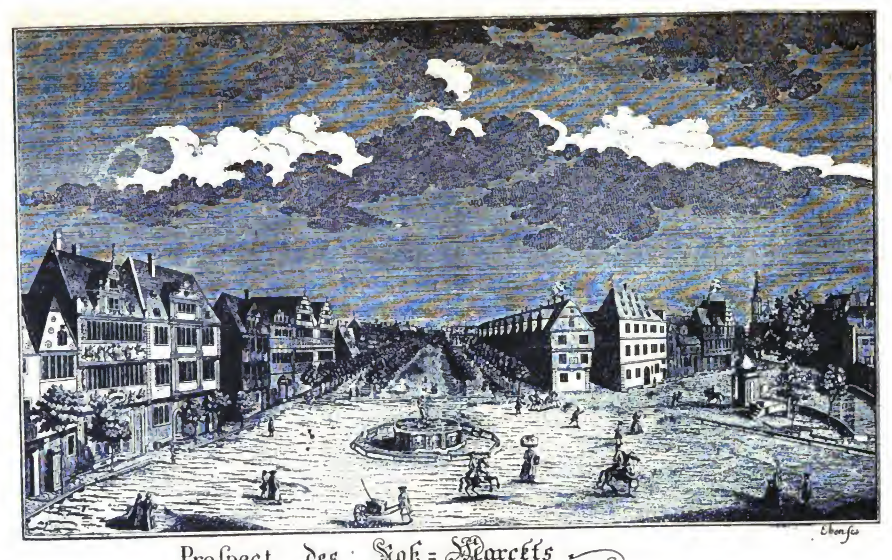


Prospect des Römer=Bergs.

verspüret." Er nennt besonders den „Römerberg", an dem das Rathaus stand, welches „der Römer" hieß, den „Liebfrauenberg", die zwei Märkte, die Kirchplätze und „6 bis 7 andere große, weite und geräumliche Straßen."

Die ältesten Befestigungen, die diese Stadt eingeschnürt hatten, waren längst verschwunden; an ihrer Stelle und hinter ihnen breitete sich jetzt die neuere Stadt aus. Hier ging es nicht mehr eng her. Der Roßmarkt war ein sehr großer Platz mit Lindengängen zum Spazieren; gleich daran schloß sich der Heumarkt mit der Hauptwache und dem Exerzierplatz und eine sehr breite Straße mit vielen prächtigen Gebäuden, „die Zeil" genannt. Andere große Straßen führten dann zu den Toren: die Bockenheimer, Eschenheimer, Friedberger, Allerheiligen-Gasse und andere mehr. Hier in der Neustadt gab es viele große Höfe und namentlich sehr zahlreiche Gärten, die in der Altstadt ganz fehlten.

Um die Neustadt herum legten sich die nunmehrigen Befestigungen: Mauern und Türme, Wassergräben, starke Wälle, elf Bastionen. Gegen fünfzig Türme und Türmchen waren „hierhüben" mit der Stadtmauer verbunden, und drüben auch noch siebzehn. Gegen das Land zu hatte die Stadt fünf Tore mit Zugbrücken und Bollwerken, dazu noch zwei Pforten für Fußgänger; die wichtigsten Tore waren das Bockenheimer nach Westen, das Friedberger nach Norden und das Allerheiligentor nach Osten. Nach der Wasserseite konnten die Bürger durch drei Tore und drei Pforten den lebhaften Verkehr des Flusses pflegen. Eine einzige Brücke führte über den Main: nach der Vorstadt Sachsen-

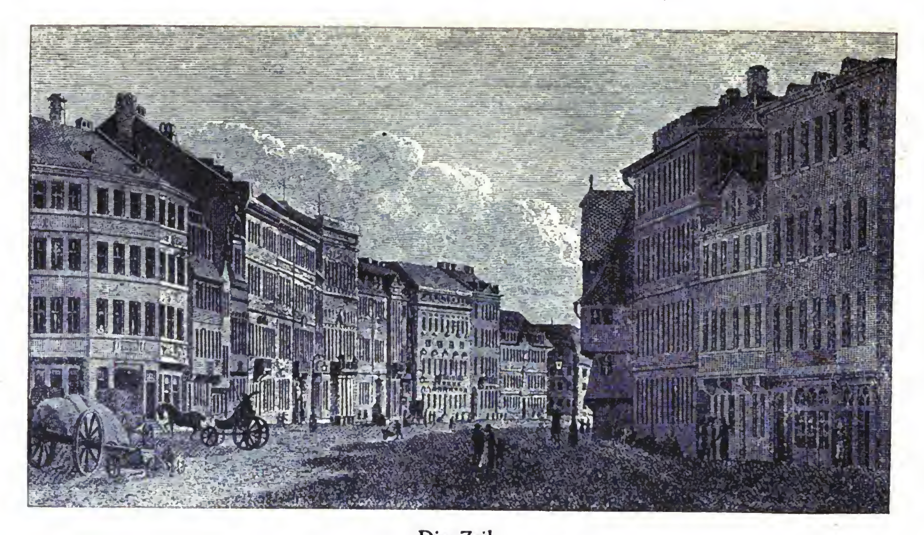


Prospect des Roß=Marckts



Prospect außer der St. Catharinen Pfort

Joh. Mich. Eben sc. Frankf. ad Moen.



Die Zeil

Zeichnung von Radl. Stich von Haldenwang

hausen und dem ganzen südlichen Deutschland; man kann sich denken, wie viele Menschen, Tiere, Wagen den ganzen Tag, solange ihre Tore geöffnet waren, diese Brücke benutzten. Vierhundert Schritte lang, ruhte sie auf vierzehn Bogen; an beiden Seiten erhoben sich starke viereckige Türme; auch lehnten sich zwei Mühlen daran. Diese Brücke war schon für sich ein Ziel und Spazierweg, denn von ihr hatte man die schönsten Aussichten: auf die Altstadt und ihren großen Dom; auf das Gewerbstreiben an der Uferstraße, wo die Krahnen arbeiteten und die Güter aufgespeichert waren, auf den Fluß selbst und seine Schiffe und Schifflein: aufwärts zogen sie nach Offenbach und Hanau, der ferneren Ziele zu geschweigen, abwärts nach Höchst und Mainz. Auf der linken Seite des Flusses grüßte dann das apfelwein-berühmte Sachsenhausen mit gleichfalls stattlichen Gebäuden und starken Befestigungsanlagen. Dahinter lag der Deutschherren-Wald: Naturfreunde, Jäger und arme Holzsammler liebten ihn aus verschiedenen Gründen.

Das zu Frankfurt gehörende Landgebiet besagte nicht viel; unter zwölf Dörfern waren Bornheim und Oberrad die wichtigsten. Fremde Herrschaften reichten also bis nahe an die Stadtmauern; in einer halben Stunde war man schon im hanauischen Bockenheim; eine kleine halbe Stunde war es dann bis Rödelheim, der Residenz des Grafen Solms, und dahinter fing bald das Mainzische an. Flußaufwärts ging man eine Stunde bis zu dem gewerbfleißigen Offenbach, wo der aufgeklärte Fürst von Ysenburg-Birstein regierte. Auch das Darmstädtische, das Homburgische und andere hessische Länder waren nicht weit.

Die ganze Umgebung der Stadt wurde sehr sorgsam angepflanzt: Baum- und Gemüsegärten, Weinberge, Wiesen und Äcker, und überall sah man Garten-



Frankfurt innerhalb der Landwehr

häuser, Lusthäuser, Meiereien, Mühlen, Höfe und Schlösser. Viele Frankfurter Patrizier besaßen ansehnliche und einträgliche Höfe vor den Mauern.

Aber auch weiter hin war die ganze Gegend eine der gesegnetsten und bevölkertsten. Mainz, Darmstadt und Friedberg waren nur drei bis vier Meilen entfernt, Homburg und Hanau nur drei Stunden. Andere nahe Orte wurden wegen ihrer warmen Bäder und Gesundbrunnen viel aufgesucht: Soden, Selters, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad. Auch die berühmtesten Weingegenden am Rhein waren bald zu erreichen.

Noch wichtiger erschien die Lage der Stadt zu den deutschen Ländern, denn Frankfurt war der Kreuzungspunkt vieler belebter Straßen. Nach allen Richtungen führten diese großen Wege: über Fulda und Erfurt nach Leipzig, Berlin, Breslau, Dresden; über Kassel nach Hannover und Hamburg, auch nach Pyrmont und Bremen; über Marburg nach Paderborn und Münster; über Königstein und Limburg nach Köln; über Höchst nach Mainz; über Großgerau nach Worms, Mannheim und Straßburg; über Darmstadt nach Heidelberg, Durlach, Freiburg und Basel; über Heidelberg und Bruchsal nach Stuttgart und Ulm; über Heidelberg und Heilbronn nach Stuttgart und Augsburg; über Aschaffenburg nach Würzburg und Bamberg und weiter nach Bayreuth, Eger und Karlsbad. In nächster Nähe von Frankfurt waren alle diese Straßen in vortrefflichem Zustande; diejenige über Höchst nach Mainz konnte für die verkehrsreichste in allen deutschen Landen gelten.

Für die Reisenden aber, die in Geschäften oder zu ihrer Belehrung und Unterhaltung eine dieser Straßen

benutzten, war Frankfurt eine Hauptstation; fast alle übernachteten hier, und die meisten hielten sich einige Tage oder Wochen in dieser lebhaften Stadt auf. Ihre vortrefflichen Gasthöfe waren weithin bekannt: das Rote Haus, der Römische Kaiser, der Englische Hof, der Weiße Schwan, der Weidenhof, der Goldene Löwe, das Rote Männlein, der Weidenbusch usw.

Die Bewohner der Stadt bekamen also täglich Fremde zu sehen: Vornehme, Handelsleute, Abenteurer, reisende Künstler und Handwerksburschen. Mit Vielen traten sie in geschäftlichen Verkehr, oft auf eine lange Reihe von Jahren. Postwagen kamen und gingen fast jeden Tag: kaiserliche, kölnische, darmstädtische, kasselische usw. Der Kaiserliche „Erb-General- und Obrist-Hof-Post-Meister im Reich“, nämlich der jeweilige Fürst von Thurn und Taxis, hatte sogar seine Residenz in Frankfurt und deshalb hier ein „Kaiserliches Reichs-Ober-Postamt“ angelegt. Auf dem Main gingen und kamen tägliche Marktschiffe nach und von Mainz, Hanau und Offenbach. Das Mainzer Marktschiff glich fast einer Arche Noäh; jeden Morgen um Zehn fuhr es unter Trompeten-Signal des Pfarrtürmers ab, und nachmittags um Vier langte es wieder an, begrüßt von den Neugierigen, die die herausquillenden Menschen, Tiere und Waren begafften.

Unter diesen Umständen mußte Frankfurt vor allem zu einer Kaufmannsstadt werden. „Die Handlung ist dessen Seele“ lesen wir 1747, „ohne dieselbe unsere Stadt ein wenig bedeutender Ort in der Welt sein würde.“ In jenem Jahre werden 100 „durchgängig bekannte Kapitalisten“ aufgeführt, welche teils als Bankiers

(„oder Wechsel-Herrn"), teils als Großhändler sich betätigten: Bansa, Behagel, Belli, Bernus, Brevillier, Bethmann, du Fay, Frank, Gontard, Guaita, Hollweg, Mannskopf, Metzler, Münch, de Neufville, v. Olenschlager, d'Orville, Passavant, Riese, Sarasin, Schönemann, Städel, Steitz, Stock, von Stockum, von den Velden, Wiesenhütten usw. Außer dem Geldverkehr betrieben diese Frankfurter Kaufleute namentlich den Groß- und Speditionshandel. Deshalb kamen und gingen auch unzählige Frachtwagen; der Fuhrmann, der seinen mit sechs oder acht kräftigen Rossen bespannten schwer bepackten Wagen durch die deutschen Lande lenkte, ganz ähnlich wie ein Schiffer sein Segelboot, ward in den besten Gasthäusern als ein guter Kunde willkommen geheißen. Und der Stallknecht, in Hemdsärmeln, roter Schürze und schwarzem Käppchen, der dem ankommenden Fuhrmann die Pferde abnahm, gehörte ebenso zum Bilde des „Weidenhofs" oder des „Goldenen Löwen" wie der Wirt selbst, der inmitten seiner Nachbarn und Schlafgäste an der langen Tafel den Vorsitz führte.

Im Verhältnis zum Handel war die Herstellung von Waren nicht sehr bedeutend. Aber es gab doch Fabrikation von Seidenstoffen, Papier- und Wachstuchtapeten, Rauch- und Schnupftabak, Porzellan, Gold- und Silberwaren, Musikinstrumenten usw. Die Buchdruckerei blühte schon lange Zeit. Alle Handwerke hatten einen „goldenen Boden", wenn die Meister sich Mühe gaben.

Von Alters her war diese Stadt, eben weil sie in fruchtbarer Ebene am schiffbaren Flusse und vielen sich kreuzenden Straßen lag, auch politisch begünstigt worden. Karl der Große hatte sich hier einen Königspalast gebaut, Ludwig der Fromme hier gewohnt; durch den Vertrag von Verdun war Frankfurt im Jahre 843 Hauptstadt des Ostfränkischen oder Deutschen Reiches geworden. Eine Stadt für ganz Deutschland blieb es auch in den folgenden Jahrhunderten. Es bückte sich unter keinen Fürsten oder Bischof, sondern war als freie Stadt unmittelbar dem Reiche angeschlossen. Den übrigen Gliedern dieses Reiches bot es sich gleichsam als Gasthaus dar. Viele Reichstage und Kirchenversammlungen waren hier abgehalten worden; noch immer fanden hier die Oberrheinischen Kreis-Tage und manche andere Verhandlungen der Vornehmen statt; der Kaiser und nicht wenige Fürsten und Herren hatten in Frankfurt ständige Residenten, Agenten, Gesandte oder sonstige Besorger ihrer Geschäfte. Namentlich aber wurden hier seit dem zwölften Jahrhundert die Kaiserwahlen und Krönungen höchst feierlich begangen.

Die Reichsstadt ehrte den Kaiser als ihren Herrn und obersten Richter; im Übrigen war Frankfurt eine aristokratische Republik. Das will besagen: die früheren Kaiser hatten dieser ihrer Stadt sehr viel Selbstverwaltung zugestanden; aber nicht die Bürger wählten ihre Oberen von unten herauf, sondern die Oberen erhielten sich durch Zuwahlen; sie bildeten eine herrschende Kaste.

Der Magistrat, der sowohl die richterliche wie die Regierungsgewalt ausübte, bestand aus drei „Bänken“

von je 14 Mitgliedern; auf der ersten saßen die Schöffen, auf der zweiten die jüngeren Ratsherren, auf der dritten zumeist ehemalige Handwerker als Vertreter der Zünfte. Einer von den Schöffen und einer von der zweiten Bank walteten für das Jahr als „Bürgermeister"; sie hatten namentlich auch richterliche Befugnisse. Über ihnen und allen 42 Senatoren erhob sich noch ein wenig der von ihnen erwählte und vom Kaiser bestätigte Stadt-, Reichs- und Gerichtsschultheiß. Er saß im Ratssaale des Römers eine Stufe höher als die Andern und an einem besonderen Tischchen, war aber doch nur der Erste unter Gleichen. An Gehalt bekam er nur ein Weniges mehr, nämlich 1800 Gulden, während der ältere Bürgermeister 1700, die fünf Syndiker 1600, die Schöffen 1500, der jüngere Bürgermeister 1300 und die jüngeren Ratsherrn 1200 Gulden erhielten; die Ratsmitglieder der dritten Bank, die ehemaligen Handwerker, mußten sich mit 500 Gulden begnügen.

Alle diese Ratsherren und ihre Beamten waren auf Lebenszeit eingesetzt; bei Todesfällen ergänzten sie sich durch ihre Freunde, ohne nach den Wünschen der gemeinen Bürgerschaft zu fragen. Nur der himmlischen Vorsehung räumten sie eine Mitwirkung ein; es wurden nämlich für jedes freigewordene Amt drei Kandidaten ausgesondert, und über Diese entschied die Kugelung: für welchen keine der beiden schwarzen, sondern die goldene Kugel aus dem Beutel hervorkam. Der war von Gott und dem hohen Rate gemeinschaftlich auserkoren. Aristokratisch war dieser Magistrat aber namentlich durch die Bestimmung, daß von seinen 42 Senatoren bis zu 14 Patrizier aus dem Hause Alt-Limburg und

6 aus dem Hause Frauenstein sein durften. Diese beiden Häuser bedeuteten nicht Familien, sondern Versammlungsstätten und geschlossene Gesellschaften, deren Mitglieder in Erbverbrüderung standen; ihre Mitglieder waren zumeist alt-adelig, doch waren auch einige Reiche von jungem Adel zugelassen worden. Indem diese Gesellschaften 20 Senatoren stellen durften und auch wirklich stellten, hatten sie auch bei der Auswahl der übrigen und bei allen Beförderungen den größten Einfluß, und so herrschte in dieser Stadt, deren Reichtum doch allermeist vom Handel herrührte, der Adel. Das war kein kleiner Übelstand, denn in dem nicht sehr zahlreichen Frankfurter Adel standen nicht beständig zwanzig kluge und redliche Männer zu solchem Dienste am vaterstädtischen Wesen bereit; also gelangten aus den vornehmen Familien auch die Beschränktesten und Verdorbensten unter die Herren der Stadt. „Sie brauchen nichts zu lernen“ pflegte ein Lehrer am Gymnasium zu den Patriziersöhnen zu sagen, „Sie werden Ratsherr“.

Die Klagen über den Magistrat hörten denn auch in der Bürgerschaft nie auf; immer wieder gingen Beschwerden nach Wien an den Kaiser oder an seinen Reichshofrat. Dann gab es Verhandlungen, die sich lange Jahre ausdehnten und in denen auf beiden Seiten viel Geld zur Bestechung der kleinen und großen kaiserlichen Diener angewandt werden mußte. Erreicht hatte die Bürgerschaft endlich, daß sie durch ein Kollegium von neun Männern die Einnahmen und Ausgaben der Stadt ein wenig überwachen lassen konnte und daß ein Bürger-Ausschuß von 51 Männern einige andere Rechte bekam. Aber es blieb bei der Vorherr-

schaft der Limburger, Frauensteiner und ihrer dienstwilligen Anhänger.

Als freie Stadt erhob Frankfurt seine eigenen Zölle und hielt es sein eigenes Militär. Zu Reichskriegen stellte es zusammen mit Nassau-Weilburg ein Regiment der oberrheinischen Kreistruppen; um dieser Pflicht zu genügen, unterhielt es in zehn Kompanien etwa tausend Mann angeworbene Soldaten, die von Berufs-Offizieren ausgebildet und angeführt wurden. Ein Herr v. Pappenheim war lange Jahre ihr Oberster. Außerdem bestand aber eine Bürgerwehr von der gleichen Stärke, denn mit Ausnahme der Adligen, Ratsherren und Gelehrten gehörte jeder Bürger und Beisasse zu der Kompanie seines Bezirks; jede der 14 Kompanien hatte außer den Unteroffizieren einen Kapitän, einen Leutnant und einen Fähnrich: Das waren im Hauptberufe Kaufleute und Handwerker; sie hießen „bürgerlicher Leutnant“ oder „bürgerlicher Hauptmann“ zum Unterschied von Denen, die aus dem militare ihren Erwerb machten. Die Aufgabe des gesamten Frankfurter Heeres war für gewöhnlich die Wache an den Toren und gelegentlich die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in den Straßen. Waren die Berufssoldaten im Kriege, so mußten die Bürger Wache stehen; die Reicheren pflegten sich jedoch durch Stellung von Lohnwächtern davon zu lösen.



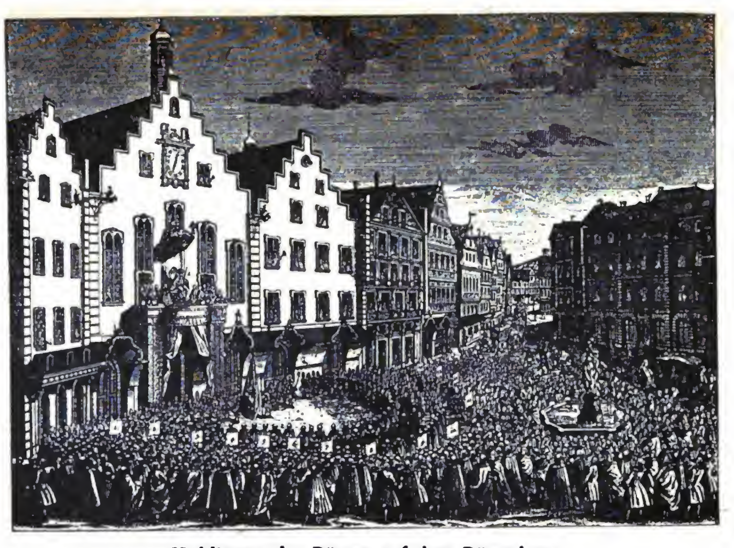
Bei dem lebhaften Verkehr herrschte in den engen alten Straßen oft ein Gewimmel und Getöse, daß man

sich in einer der volkreichsten Städte glauben konnte: dabei zählte Frankfurt nur wenig über dreißigtausend Einwohner. Für gewöhnlich nämlich.

Zweimal im Jahre wuchs diese Stadt auf das Doppelte an, und das Leben, Treiben, Lärmen auf das Zehnfache. Das waren die Meßzeiten im Frühjahr und Herbste, wo auf mehreren Plätzen und den wichtigsten Gassen der Altstadt die Buden aus Holz und Leinwand sich noch zwischen die festen Gebäude drängten. Von nahen und fernen Ländern her strömten die großen Kaufleute und kleinen Händler hier zusammen; der Waren- und Geldumsatz war gewaltig; manche deutsche Patrioten grollten, daß zu Frankfurt ihre Landsleute das zum Leben und Wohlsein Notwendige gegen fremden Luxus hingaben. Schon Luther hatte Frankfurt „das große Silber- und Goldloch" genannt, „dadurch aus deutschen Landen fleußt, was nur quillt, wächst, gemünzt und geschlagen wird." Für die Bewohner der Stadt aber war dieser große Jahrmarkt ebenso einträglich wie unterhaltsam. Zu den Messen erschienen außer den Käufern und Verkäufern auch in bunten Scharen die Seiltänzer, Reitkünstler, Musikanten, Marionettenspieler, Komödianten, Vorzeiger von Sehenswürdigkeiten, ärztliche Scharlatane, abenteuernde Frauenzimmer usw. Die neuesten Lieder kamen in diesen Wochen unter die Leute; die neuesten Theaterstücke wurden aufgeführt. Und weil es soviel Unterhaltung gab, fuhren dann auch von nah und fern die reichen Leute herbei, um diese Kurzweil zu genießen und in diesem freien, leichtsinnigen Treiben einmal die Pedanterei der Heimat zu vergessen. Viele Vornehme richteten sich

ihre Zusammenkünfte mit Verwandten und Standesgenossen auf die Frankfurter Messe ein; es kam vor, daß an die fünfzig fürstliche Personen zu gleicher Zeit sich in Frankfurt aufhielten. Wo die Erwachsenen geschäftig sind, haben die Kleinen zu gaffen. Wieviel lernten die Frankfurter Kinder in solchen Zeiten, ohne sich irgend einer Anstrengung bewußt zu werden! Die halbe Welt lag wie im Bilderbuche vor ihnen und war laut und beweglich dazu. Drei Wochen dauerte der Trubel. Eines Tages wurden dann plötzlich die Buden und Zelte wieder abgeschlagen; die lustigen Vögel flogen fort; die Gassen lagen still und verlassen da, und strengere Ordnung ward allenthalben wieder auferlegt: von den Eltern, den Meistern, den Herren, der Obrigkeit.

Aber noch größere, noch viel festlichere Zeiten erlebten die glücklichen Bewohner dieser auserwählten Stadt: wenn das Oberhaupt des Deutschen Reiches gestorben und sein Nachfolger einzusetzen war. Wer vermöchte all das Merkwürdige und Herrliche zu beschreiben, das es dann Monate lang zu schauen und zu hören und schließlich auch zu essen und zu trinken gab! Die Prunkereien und Feste, in denen die Abgesandten der deutschen und ausländischen Fürsten wetteiferten, kamen auch dem letzten Frankfurter zu gute; Große und Kleine erlustierten sich am politisch-historischen Guckkasten. Jetzt fühlten sie sich erst recht im Mittelpunkte des Reiches; ihre Bürgerwehr beschützte das Allerheiligste. Die Wahl und Einsetzung des Kaisers war eigentlich nur Schein



Huldigung der Bürger auf dem Römerberg

und Förmlichkeit, und wenn ihm die alte Krone aufs Haupt gesetzt wurde, so blieb ihm große Kraft und Macht erst noch zu wünschen, aber Das tat dem Schauspiel, dem Volksfeste, der allgemeinen Verschwendung keinen Abbruch.

Sehr hoch ging es 1742 her, als nach dem Tode Karls des Sechsten, des letzten Habsburgers, der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern zum Kaiser gewählt und gekrönt wurde; diesmal sorgten Frankreich und Spanien für die größte Prachtentfaltung; die Franzosen und Spanier standen diesem Fürsten in seinem Kriege gegen des vorigen Kaisers Tochter Maria Theresia bei; auch der ehrgeizige preußische König leistete ihm große Dienste, indem er seine Gegnerin zu gleicher Zeit wegen Schlesiens bedrängte. Freilich zeigte sich in diesem Falle deutlich, wie wenig dem irdischen Glück zu trauen ist. Karl Albrecht war soeben in Böhmen gegen die Österreicher der Sieger gewesen, aber noch ehe die Zeremonien in Frankfurt zu Ende gingen, drangen die Ungarn und Tiroler in sein eigenes Land ein; er mußte seine Hauptstadt München aufgeben und in Frankfurt residieren, so gut oder schlecht es ging. Im Barckhausenschen Hofe an der Zeil richtete er sich ein; der Reichstag ward im Römer versammelt. Die Frankfurter sahen nun den Kaiser Karl den Siebenten bald in einer sehr wunderlichen Lage; ihnen blieb nicht verborgen, daß er auch nicht das Geld zu einer standesgemäßen Hofhaltung hatte. Manche spotteten über diese Armut; Andere, namentlich die Weiber, hatten Mitleid mit dem schönen unglücklichen Herrn. Er sah sehr krank aus und war es auch; eine geliebte Tochter ward ihm

hier durch den Tod genommen. Aus eigener Kraft konnte er gegen seine Bedränger nichts ausrichten; selbst in seiner nächsten Nähe mußte er die Feinde dulden, denn das Reich hatte sich in diesem österreichischen Erbfolgekriege für neutral erklärt; also ging auch die Frankfurter diese Sache des Kurfürsten von Bayern, der nebenbei Kaiser war, nichts an. Er mußte mit ansehen, wie seine Verbündeten, die Franzosen, vom Pöbel, der sie haßte, belästigt wurden; er wußte, daß die Engländer und Hannoveraner, die sich auch zu seinen Feinden schlugen, beinahe vor den Toren standen. Als die Gewitterwolken sich immer düsterer um sein Haupt zogen, konnte er mit seiner Kaiserin nur von Kirche zu Kirche fahren und den Himmel um Rettung anflehen. Am 17ten April 1743 reiste er ab: im letzten Augenblicke, denn schon drangen die Engländer in die Stadt. Bald danach war in der Nähe, bei Dettingen, eine Schlacht, wo seine Partei den kürzeren zog. Die Siege des jungen preußischen Königs ermöglichten ihm später die Rückkehr nach München, wo ihn bald danach der Tod aus allen Schwierigkeiten erlöste.

Am 4ten Oktober 1745 jubelten die Frankfurter seinem Nachfolger, dem ehemaligen Großherzog von Toscana, Franz von Lothringen, zu. Er gefiel ihnen nicht zum wenigsten deshalb, weil seine Gemahlin Maria Theresia mit ihm kam und ihre innige Liebe zu dem braven Gatten gar treuherzig zeigte. Sie stand während der Krönung auf einem Balkone des Hauses Alt-Limburg, dicht neben dem Römer, ihren Gatten erwartend, der von der Zeremonie im Dome zurückkehren mußte. In ein herzliches Lachen brach sie aus, als er in der feierlichen Ver-

mummung, gleichsam in der Maske Karls des Großen, erschien, und die Arme gegen sie emporhob, um ihr das Szepter, den Reichsapfel und die Krönungshandschuhe zu zeigen. Und mit der Maria Theresia lachte dann das ganze Volk über den neuen Kaiser. Als sie dann aber das Schnupftuch schwang und ihrem Gemahl ein lautes Vivat zurief, da stieg der Jubel der Menge auf's höchste; das Vivat- und Freudengeschrei wollte kein Ende nehmen.

Daß die Einwohner dieser Stadt sich für eine gehobene Art Menschen hielten, versteht sich: alle Welt kam zu ihnen, um das Gewünschte zu erlangen. Auch die ärmsten Leute hatten hier keinen kleinen Stolz. An einen Handwerker schrieb man als an den Wohledlen Meister Soundso; das Wörtlein „Herr" beanspruchte hier Jedermann vor seinem Namen, auch der Diener; die letzte Küchenmagd wollte als Jungfer Lise bezeichnet sein.

Und trotz aller Vorrechte der Patrizier fühlten sich doch auch die gemeinen Bürger als Mitregenten. In einer kleinen Republik gibt es so viele Ämter und Ämtchen, daß auf jeden unbescholtenen Mann eins kommt. Namentlich aber wird hier alle Verwaltung und Politik in nächster Nähe der kleinen Leute und von den auch ihnen wohlbekannten Personen gemacht; hat man auch nichts zu sagen, so bedenkt und beredet man doch alle öffentlichen Angelegenheiten mit. Die Frankfurter saßen viel in den Schenken und schimpften gern auf die Obrigkeit. Sie hatten laute Stimmen und brauchten

sie gern. Die Maulfreiheit mußten ihnen die regierenden Herren doch lassen. Eigentlich schlecht ging es den Bürgern nie; die Patrizier nahmen sich zwar viel gegen die kleinen Leute heraus; aber sie hatten gar keine Ursache, diese Untertanen zu pressen und auszusaugen. Sie brauchten keine kostspieligen Kriege zu führen wie der König von Preußen und andere Potentaten, brauchten also auch die jungen Burschen nicht zum Militärdienst zu zwingen. Die Gelder, die sie für die Regiments-Unkosten brauchten, kamen in dieser Stadt, wo der Verdienst so gut war, auch ohne jeden Druck leicht und reichlich ein. In Spanien sagte man: wen Gott lieb habe, Dem schenke er ein Haus in Sevilla; in der Schweiz hatte Zürich den gleichen Ruhm; ebenso mußte man in Deutschland den Frankfurtern zugestehen, daß sie vor allen Anderen gut daran waren.

Zweites Kapitel

Die Vorfahren

1674—1748

Der Schneidergesell Friedrich Göthe, der, aus dem nördlichen Thüringen daher wandernd, eines schönen Tages im Jahre 1686 durch das Allerheiligentor in Frankfurt einzog, dachte bei sich selber: Hier

stell' ich meinen Stab zur Ruhe! Er kannte diese Stadt von früher und war imstande, sie mit vielen andern zu vergleichen. In Artern an der Unstrut war er vor achtundzwanzig Jahren als ältester Sohn eines Hufschmieds geboren; seine Kindheit und Lehrzeit hatte er in der Heimat zugebracht; danach hatte er sich vier Jahre in Ober- und Niedersachsen umgesehen und dann vier Jahre im „Reiche." Schließlich hatte er sich zu den Franzosen begeben, um bei ihren Meistern seine Kunst auf's höchste zu bringen. Mehr als drei Jahre hielt er sich in Lyon und Paris auf; vielleicht wäre er noch länger geblieben, aber um 1685 wurden die Verhältnisse für einen Protestanten in Frankreich unbehaglich. Er nahm also noch einmal den Weg unter die Füße und marschierte so lange, bis er vor dem Vaterhause stand und seine zahlreichen Geschwister begrüßte: an die Hälfte konnte er sich erinnern, die andere Hälfte war ihm neu. In der Heimat soll es am schönsten sein, aber für einen so hochstudierten Schneider war das Landstädtchen Artern nicht der rechte Platz. Er entschloß sich, sein künftiges Glück in Frankfurt am Main zu suchen.

Wenn ein Handwerksgesell in einer fremden Stadt Bürger und Meister werden wollte, so konnte ihm Das nur bei gehöriger Fürsprache gelingen, und Diese fand er gewöhnlich nur dann, wenn er in jener Stadt eine Meisterstochter zum Altare zu führen versprach. Unser Thüringer erwählte sich die Schneiderstochter Elisabeth Lutz zur Ehefrau; im Februar 1687 durfte er sein eigenes Geschäft anfangen.

Bald arbeitete Meister Göthe[1]) für die ersten Damen der Stadt und durfte hohe Preise machen. In den ersten drei Jahren versteuerte er das niedrigste Vermögen: unter 300 Gulden; danach drei Jahre lang 600 Gulden, dann 1200, 2000, 3600 und so fort. Nach einiger Zeit brachte er es zur höchsten Steuerstufe von 15000 Gulden; darüber hinaus brauchte Niemand sein Vermögen anzugeben. Ein Röllchen in seiner Zunft oder in der Bürgerschaft zu spielen, bemühte er sich nicht; ihm genügte es offenbar, ein reicher Mann zu werden. Zu seinem Vergnügen betrieb er die Musik, in der er recht geschickt war.

Im Jahre 1700 starb ihm seine Meisterin; er wartete fünf Jahre auf eine neue günstige Gelegenheit; dann heiratete er eine kinderlose Witwe, die von ihrem ersten Mann einen Gasthof geerbt hatte. Sie hieß Kornelia Schelhorn, geborene Walther, und war zu-

---

[1]) Er schrieb sich Göthe oder Göthé; Andere schrieben seinen Namen auch Göte, Göde, Gode, Goder, Geder, Göder, Göthge. Das oe führte erst sein Enkel ein. Der Name gehört mit Gött, Götte, Götting, Göttmann, Gödde, Gödecke, Geucke, Gödius, Goethjes, Gaetke, Jäde, Guthe, Köthe, Götz, Götze zu den Verkürzungen von Gottfried oder von andern Zusammensetzungen mit Gode oder Gott. Es gab übrigens in Frankfurt mehrere Göthes; auch ein Brudersohn des Schneiders, ein Schuster, war darunter, der gleichfalls von Artern zugewandert war. Ob Wolfgang Goethe diesen so nahe wohnenden Vetter seines Vaters kannte, ist nicht überliefert. Man betonte dort beide Silben des Namens (wie vieler ähnlicher Namen), so daß die französelnde Schreibung mit é die Aussprache richtig wiedergab.

fällig auch eine Schneiderstochter gewesen. Göthe gab nun sein einträgliches Handwerk auf und zog zu seiner Frau; als Wirt und Weinhändler konnte er noch bessere Geschäfte machen. Sein Wohlstand wuchs andauernd. Als er im Jahre 1730 seine Bahn beendete, hatte er es in runder Ziffer zu 100000 Gulden gebracht.

In den zwei Ehen hatte er elf Kinder erzeugt, die gleiche Zahl wie sein Vater vor ihm. Davon waren bei seinem Tode nur noch drei am Leben, zwei Söhne von der ersten und einer von der zweiten Frau. Von den beiden älteren Söhnen war der eine blödsinnig von Jugend auf; der andere, Hermann Jakob, hatte das Zinngießer-Handwerk erlernt und übte es jetzt als Meister und Bürger aus; ihm wuchsen auch bereits Kinder heran.

Der Sohn aus zweiter Ehe, Kaspar, bei des Vaters Tode beinahe zwanzig Jahre alt, war geboren und aufgewachsen, als dieser Vater sich schon als ein vermöglicher Mann fühlte; außerdem war er der einzige Erbe seiner wohlhabenden Mutter. Er wurde deshalb von vornherein zum Studieren bestimmt: Kaspar sollte einmal die äußeren Ehren einheimsen, die der Weidenhof-Wirt für sich selber nicht erreicht, auch wohl nicht erstrebt hatte. Besonders begabt war der Jüngling allerdings nicht, aber recht fleißig und ordentlich. Er besuchte das Pädagogium zu Koburg; die Eltern müssen ganz besondere Gründe gehabt haben, ihren fünfzehnjährigen Knaben an diesen entfernten Ort zu schicken; von dort kehrte er zurück, als es mit dem Vater zu Ende ging. Danach begab sich Kaspar auf die Universität Gießen, um die Rechte zu studieren; ein Jahr

später wandte er sich nach Leipzig, wo er drei Jahre blieb; danach ging er noch einige Zeit nach Wetzlar, um sich bei einem Anwalt am Kammergericht praktisch auszubilden, und nun endlich widmete er sich seiner Doktor-Arbeit. Als er am 30. Dezember 1738 von der Universität Gießen zum Doctor juris utriusque erhoben wurde, stand er bereits im neunundzwanzigsten Jahre.

Seine Mutter hatte nach dem Tode ihres zweiten Mannes den Gasthof nur noch kurze Zeit fortgeführt. Sie konnte von den Zinsen leben und wohnte seit 1733 in einem großen alten Hause, das sie sich am Hirschgraben erkauft hatte. Das war nun auch Kaspars Heimat. Von seinen beiden Stiefbrüdern war der ältere, der schwachsinnige oder geisteskranke Johann Michael, in eben dem Jahre, wo die Mutter umzog, gestorben, sodaß auch die Hälfte von dessen Erbteil ihm zu gute kam.

Der neue Doktor der Rechte ruhte sich zunächst dreiviertel Jahre bei der Mutter aus, oder freundlicher ausgedrückt: er bereitete sich auf eine große Reise vor, durch die er seine Ausbildung völlig abschließen und krönen wollte.

Im Spätherbst 1739 trat er sie an; Wien war sein erstes großes Ziel. Von da begab er sich gegen Neujahr über Graz und Laibach nach Italien. In Venedig konnte er den berühmten Karneval mit ansehen. Rom, Neapel und wiederum Rom waren die nächsten großen Stationen. Dr. Göthe war ein sehr sorgsamer, lernbegieriger Beobachter. Dem aufgeklärten Protestanten, dem an Leib und Seele reinlichen Manne, konnte nun zwar das italienische Wesen wenig gefallen; der geringere Unterschied der Stände und einiges Andere sagte ihm

aber auch zu. Als Musikfreund hatte er große Genüsse; die berühmten Gemälde und Bauwerke besah er andächtig, wenn auch ohne selbständiges Urteil. Eine besondere Leidenschaft hatte er für das Sammeln von antiken und neueren Inschriften; er schrieb sie alle ab; in den Büchern, wo sie gedruckt waren, berichtigte er den Wortlaut und machte sich auch sonst viele Arbeit damit. In Rom blieb er bis Anfang Mai; dann wandte er sich über Florenz, Venedig, Mailand und Genua nach Frankreich, wo ihn Paris nach all den italienischen Eindrücken nicht mehr überwältigen konnte. Über die Niederlande kehrte er heim: ein Jahr etwa war er fort gewesen.

Nun wäre der Dreißigjährige gern in den Dienst der Vaterstadt eingetreten, um dort allmählich zum Schöffen und Bürgermeister aufzurücken; aber als er solche Wünsche zu verstehen gab, kam man ihm offenbar nicht entgegen, oder der Kandidat ließ sich durch die ersten Hindernisse zurückschrecken. Zu den Advokaten — es waren ihrer schon gegen fünfzig — mochte er nicht hinzutreten; also lebte er vorläufig als Privatmann. An Beschäftigung fehlte es ihm nicht, denn er hatte vor, alle Erinnerungsstücke an seine große Reise zu sammeln und zu ordnen und dann diese Reise in italienischer Sprache zu beschreiben; also mußte er sich auch noch im Italienischen vervollkommnen. Seine Juristere betrieb er einstweilen lesend und studierend weiter; er schaffte sich immer mehr rechtswissenschaftliche Abhandlungen an, sammelte alle frankfurtischen Verordnungen und Gesetze, wie wenn er doch noch auf einen Dienst in der Vaterstadt rechnete; aber auch die Werke der

lateinischen, italienischen und französischen Klassiker und manche Reisebeschreibungen vermehrten beständig seine Bibliothek. Als er 1742 die Wahl und Krönung Karls des Siebenten in nächster Nähe erlebte, war er wie ein wissenschaftlicher Beobachter auf alle Einzelheiten höchst aufmerksam. Wir wissen, daß dieser Erwählte nur ein Schattenkaiser wurde und sich einen bösen Winter lang in Frankfurt aufhalten mußte. Da es dem Dr. Göthe nicht unbekannt blieb, daß man jetzt leicht für Geld und gute Worte zu einem Titel kommen könne, so bat er den Kaiser um die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Kaiserlichen Rat. Er erhielt sie am 16. Mai 1742; wie viel es kostete, kam nicht an die große Glocke; die amtliche Gebühr betrug 313 Gulden 30 Kreuzer.

Der Kaiserliche Rat lebte dann nach wie vor ohne Amt und Pflicht als Haussohn bei seiner Mutter. Seines Titels wegen war man in Frankfurt geneigt, ihn zu den Residenten oder Agenten fremder Höfe zu rechnen, deren es in Frankfurt gegen vierzig gab; aber auch ein solches Amt suchte er nicht. Lange Jahre wurde er nicht einmal Bürger. Sein Vermögen gab er nur auf 2000 Gulden an, denn sein väterliches Erbteil war für sein Studium und seine Reise verbraucht worden; wohlhabend war er nur mittelbar, durch die Mutter.

Wenn er vielleicht noch auf eine bessere Gelegenheit, in den Rat der Stadt einzutreten, gewartet hatte, so hörte auch Das im Sommer 1747 auf, denn damals wurde sein Halbbruder, der Zinngießermeister, auf die Handwerkerbank des Rats gewählt, und zwei nächste Verwandte durften nicht zu gleicher Zeit im Regiment der Stadt sitzen.

Nichts aber als seine eigene Bedenklichkeit hatte ihn bisher gehindert, die Beförderung zum Ehemann nachzusuchen. Seine Mutter vollendete im Herbst 1748 ihr achtzigstes Jahr: da durfte sie wohl fordern, daß der Kaspar nicht länger mehr säume, ihr eine Gehilfin und Nachfolgerin ins Haus zu führen. Die Augen des Sohnes wurden auf die älteste, aber noch recht junge Tochter des Schultheißen Dr. Textor gelenkt; er hielt um sie an und bekam das Jawort.

Die Textors, früher Weber geheißen, waren in der Grafschaft Hohenlohe heimisch gewesen. Einer von ihnen, Johann Wolfgang, wirkte als ein angesehener Lehrer der Rechtswissenschaften zuerst in Altorf, dann in Heidelberg. Als die letztere Stadt 1689 von den Franzosen belagert und dann auch eingenommen und das Schloß zerstört wurde, gehörte er zu den Flüchtigen; es mußte ihm lieb sein, daß er im nächsten Jahre eine neue Brotstelle als erster Syndikus des Frankfurter Magistrats fand. Ein Sohn von ihm, der gleichfalls die Rechte studiert hatte, lebte nach einer reichen Heirat als Privatmann in Frankfurt. Dessen ältester Sohn, wieder ein Johann Wolfgang, wandte sich gleichfalls dem Rechtsstudium zu. Zuerst Advokat in Wetzlar, ward er in den Rat der Vaterstadt berufen; er stieg darin zum Schöffen und Bürgermeister auf; im August 1747 wurde er sogar zum Reichs-, Stadt- und Gerichtsschultheißen gewählt, obwohl er weder einer adligen, noch sonst vornehmen oder wohlhabenden Familie an-



Johann Wolfgang Textor

Nach dem Gemälde von A. Scheppem, lithographiert von F. C. Vogel



Großmutter Textor

Nach dem Gemälde eines Unbekannten, lithographiert von F. C. Vogel

gehörte. Die Patrizier vertrauten ihm und wußten ihn als einen geschickten Juristen zu schätzen. Er war ein sehr fleißiger, ruhiger, dazu auf seine Würde haltender Beamter, im Übrigen ein schlichter Mann, der in seinen Mußestunden am liebsten in seinem Garten die Bäume und Blumen pflegte. Ein Haus zu machen, fiel ihm nicht ein; mit den Patriziern und andern Reichen hätte er es doch nicht aufnehmen können. Den Adel, den er leicht genug hätte erlangen können, begehrte er nicht.[1])

Die Töchter des Stadtschultheißen wuchsen nicht viel anders auf wie die Mädchen der Kleinbürger; sie lernten ein wenig lesen, schreiben und rechnen, aber wirklich nur ein wenig. Von Büchern galt fast nur die Bibel für erlaubt; sie ging dann aber auch in Fleisch und Blut über. Ein Anfang im Klavierspiel wurde ihnen doch auch gegönnt, aber Französisch, die Sprache der Vornehmen, lernten sie nicht. Zu allen weiblichen Arbeiten hielt man sie fleißig an; auch das Spitzen-

[1]) Nach Überlieferungen, die auf seine zweite Tochter, die Melberin, zurückgehen, erzählt Marie Belli-Gontard in ihrem ‚Leben in Frankfurt a. M.': „Karl VII. war oft hier in solcher Geldnot, daß ihm die Metzger und Bäcker nicht länger borgen wollten. Textor wußte geschickt, ohne Geld Alles wieder ins Gleis zu bringen. Der Kaiser wünschte, er bäte sich eine Gnade von ihm aus; er wollte ihn in den Adelstand erheben. Textor lehnte Dies ab: er sei nicht reich und habe vier Töchter; würden Diese in den Adelstand erhoben, so würde kein Bürger es wagen, um sie anzuhalten; Adelige würden den neuen Adel nicht suchen, da das Geld es nicht wieder ausgleiche. So könne er den Schmerz erleben, seine Töchter unversorgt zu sehen, wogegen in seinen jetzigen Verhältnissen jeder Bürger es sich zur Ehre rechnen würde, in seine Familie zu kommen."

klöppeln gehörte dazu. Von der Welt bekamen sie nicht mehr zu sehen, als was in Frankfurt sich zeigte; wir wissen, daß Dies nicht wenig war. Zeitweise gehörte sogar die Komödie dazu. Von größeren Reisen war keine Rede; Friedberg, Wiesbaden, Mainz und Darmstadt waren die Enden der Welt.

Die erste dieser Töchter, Elisabeth, hieß im Hause spottweise „Schwester Prinzeß", weil sie sich gern sehr putzte und der Leserei mehr ergeben war als der häuslichen Arbeit. Eine Versorgung eröffnete sich für sie, als der Kaiserliche Rat Dr. Göthe um sie anhielt. Sie zählte siebzehn, der Bräutigam achtunddreißig Jahre. Am 20sten August 1748 war die Trauung; gegen die Regel fand sie nicht in der Kirche statt, sondern in dem Gartenhause und Garten eines Verwandten, des Hofrats v. Loen. Dr. Fresenius, der die Braut auch konfirmiert hatte, hielt eine „schön und wohl ausgearbeitete zierliche Oration" über den Spruch des Timotheus: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des künftigen Lebens."

Aus dieser Ehe entsproß im nächsten Jahre der große Dichter.[1])

---

[1]) Wir geben hierneben die Vorfahren Goethes vollständiger an. So ausführlich, wie nur möglich, findet man sie in dem Werke von Karl Knetsch. Danach stammt Goethe von allen Schichten des Volkes ab; die Mehrzahl der Vorfahren sind Handwerker; ziemlich zahlreich sind die Juristen und Geistlichen; auch eine Gruppe von Adelsfamilien fehlt nicht. Goethe ist ein reinblütiger Deutscher; einem einzelnen Stamme kann man ihn nicht zurechnen; die Thüringer, Franken und Hessen müßten sich in ihn teilen.

Goethes Verwandtschaft.

Geschwister:

Kornelia (1750—1777); Hermann Jakob (1752—1759); Kath. Elisabeth (1754—1756); Johanna Maria (1756 bis 1759); Georg Adolf (1760—1761).

Eltern:

Kais. Rat Dr. jur. Joh. Kaspar Göthe (1710—1782) und Kath. Elisabeth, geb. Textor (1731—1808).

Großeltern:

1. Gastwirt, früher Schneidermeister Friedrich Göthe (1657—1730) und Kornelia, geb. Walther (1668 bis 1754).
2. Schultheiß und Kais. Rat Dr. jur. Joh. Wolfgang Textor (1693—1771) und Anna Margarethe, geb. Lindheimer (1711—1783).

Urgroßeltern:

1. Hans Christian Göthe (um 1633—1694), Hufschmied in Artern, und Sybilla, geb. Werner (gest. 1689).
2. Georg Walther (1638—1704), Schneidermeister in Frankfurt, und Anna Margaretha Streng (1638 bis 1709).
3. Christoph Heinrich Textor (1666—1716), Lic. jur., Privatmann in Frankfurt, und Maria Katharina Appel (1665—1741).
4. Kornelius Lindheimer (1671—1722), Dr. jur., Advokat in Wetzlar, und Kath. Elis. Juliane Seip (1680—1759).

Ururgroßeltern:

1. Hans Göthe (gest. 1686), Gem. Vorsteher zu Berka bei Sondershausen, und Sibylla Werner (gest. 1652).
2. Johannes Werner, Lehrer in Artern, und ?
3. Jakob Walther (1600 bis nach 1660), Hausknecht und Weingärtner zu Weikersheim, und Barbara Dürr (1605—?).

4. Andreas Streng (gest. 1666), Schneidermeister in Frankfurt, und Margaretha Auel (gest. 1665).
5. Joh. Wolfgang Textor (1638—1701), Dr. jur., Prof. in Altorf und Heidelberg, Syndikus in Frankfurt, und Anna Margaretha Priester (geb. 1640).
6. Joh. Nikolaus Appel (1627—1702), Weinhändler und Ratsherr in Frankfurt, und Anna Maria Walther (geb. 1633).
7. Johann Lindheimer (1627—1694), Metzger und Viehhändler in Frankfurt, und Anna Helene Windecker (1631—1707).
8. Johann David Seip (1652—1729), Dr. jur., Syndikus in Wetzlar, und Elisabeth Katharina Steuber (1657 bis 1724).

Oheime und Muhmen (1749 lebende):

1. Des Vaters Stiefbruder Hermann Jakob Göthe (1697 bis 1761), Zinngießermeister in Frankfurt, verh. mit S. E. Hoppe.
2. Der Mutter Schwester Johanna Maria (1734—1823), verh. 1751 mit dem Krämer Melber.
3. Der Mutter Schwester Anna Maria (1738—1794), verh. 1756 mit Prediger Starck.
4. Der Mutter Schwester Anna Christine (1743—1819), verh. 1767 mit Leutn., sp. Oberst Schuler.
5. Der Mutter Bruder Joh. Jobst Textor (1739—1792), verh. 1766 mit Maria Margarethe Möller.

Vettern und Basen (ohne die früh gestorbenen):

1. Kornelia Göthe (1726—?), verh. 1749 mit Handelsmann Streng.
   Sophia Margarethe Göthe (1731—1788), verh. gewesen 1752—1761 mit Prediger Reichard.
   Sabina Margarethe Göthe (1734—1798), verh. 1753 mit Leutnant Küster.
2. Georg Christoph Melber (1753—1802), Kaufmann, sp. Sekretär bei der Lotterie.

Jacquette (Johanna Maria Jacobäa) Melber (1756 bis 1837), ledig bleibend.
Anna Christine Melber (um 1768—?), verh. 1787 mit Handelsmann Kutter.
Joh. Wolfgang Melber (um 1768—?), später Torzoll-Einnehmer.
Anna Maria Melber (1772—1797), 1792 verh. mit dem Arzt Neuburg, jüdischer Herkunft.
Joh. Georg David Melber (1773—1824), Arzt.

3. Katharina Starck (1758—?), verh. 1778 mit Handelsmann Fr. Hoffmann.
Joh. Wolfgang Starck (1760—?), Dr. jur., Advokat, Privatmann, verh. 1794 mit Ottilie Fritsch.
Georg Adolf Starck (1763—1804), weimarischer Hofrat, verh. 1798 mit Anna Maria Petsch.
Gottfried Wilhelm Starck (1764—?), Pfarrer in Büdesheim, zweimal verheiratet.

4. Johann Jost Schuler (1769—?), Offizier in Frankfurt.
Wolfg. Heinr. Ferdinand Schuler, Offizier in Frankfurt.

5. Johann Wolfgang Textor (1767—1831), Dr. juris, Schöffe in Frankfurt, verh. mit Wilh. Just. Wörner.
Joh. Kaspar Textor (1768—1789), erschoß sich als Leutnant.
Georg Adolf Textor (1771—?), Oberstleutnant, verh. mit Fried. Kath. Hey.
Anna Maria Textor (1773—1862), ledig bleibend.
Friedrich K. Ludwig Textor (1775—1851), Privatdozent in Tübingen, Advokat, zuletzt Pfründner in Frankfurt, verh. mit Sophie Friederike Geß.
Joh. David Textor (1780—1862), österr. Major in Lemberg, verh. mit Helene Czarnecka.

Nachkommen Goethes: Von 5 Kindern erwuchs der älteste Sohn: August (1789—1830), Geh. Kammerrat in Weimar, 1817 verh. mit Ottilie v. Pogwisch. Er hatte drei Kinder: Walther (1818—1885), Wolfgang (1820—1883) und Alma (1827—1844). Alle starben unverheiratet.

Nachkommen der Schwester: Kornelia Goethe (1750 bis 1777), verh. 1773 mit Georg Schlosser, Amtmann in Emmendingen. Von zwei Töchtern erwuchs Luise Schlosser (1774—1811), verh. 1795 mit G. L. H. Nicolovius in Eutin, später Geh. Staatsrat in Berlin. Nachkommen leben jetzt unter den Namen Bergengrün, Graf Bylandt, v. Dyckhoff, Feigel, Heuser, Nicolovius, Varian, Vielhaber, Walter.

Literatur: Karl Knetsch, Goethes Ahnen, Leipzig 1908. Düntzer, Goethes Stammbäume, Gotha 1894.

Drittes Kapitel

Erste Kindheit

1749—1756

„Rätin, er lebt!"

So rief die alte Mutter des Hauses nach Stunden der Angst. Und noch einmal ein Jubelton:

„Elisabeth! Er lebt!"

Da erwachte in der von heftigsten Schmerzen erschöpften achtzehnjährigen Wöchnerin ein neues Glücksgefühl: die Beseelung und Begeisterung für ihr Kind.

Die Geburt war sehr schwer gewesen, und schließlich das Kindchen für tot auf die Welt gekommen; es sah ganz schwarz im Gesicht aus. Aber die Hebamme Müller und die Schwiegermutter, die jetzt mit einundachtzig Jahren endlich sich an einem Enkelchen erlaben wollte, taten ihr Bestes, die Atmung in Gang zu

bringen — bis das Knäbchen die Augen öffnete und den ersten Schrei ausstieß.

Dies geschah in der ersten Mittagsstunde des 28sten August 1749. Schon am nächsten Tage wurde das Kind durch den Dr. Fresenius, der jetzt Senior der Frankfurter Geistlichkeit war, getauft. Nach der Ortssitte hatte es nur einen Paten; der einzige noch lebende Großvater war dazu auserwählt, und so empfing das Knäbchen die alten Textorischen Vornamen Johann Wolfgang.

Als der Knabe die Welt mit Bewußtsein zu betrachten anfing, gewahrte er als seine Nächsten eine junge, herzliche, fröhliche Mutter, einen ernsten, bedächtigen Vater, eine uralte, stille Großmutter und ein kleines Schwesterchen; dies zweite Kind des Hauses war fünfviertel Jahr jünger als er und hieß Kornelia nach der Großmutter Göthe.

Man wohnte in einem alten, winkligen Hause. Die Fenster mit kleinen runden Scheiben erhellten einen Teil der Räume, aber manche Ecken und Gänge blieben dunkel und graulich. Eigentlich bestand dies Wohngebäude aus zwei Häusern, einem größern und einem kleinen, deren Zimmer durch eine turmartige Treppe, so gut es eben ging, verbunden worden waren. Ein kleiner Hof war hinter dem Hause, aber kein Garten. Die Kinder spielten zumeist im großen Hausflur herum, wo man sie von der Küche aus unter Augen hatte. Nicht selten hockten sie im Geräms: Das war gleichsam ein großes Vogelbauer, aus hölzernen Stangen gebaut, wie ein Balkon auf die

Straße hinausgehend, aber im Erdgeschoß gelegen und vom Hausflur aus zugänglich, gleich neben der Haustür. Viele alte Häuser hatten ein solches Plätzchen, in dem man sich zugleich im Hause und auf der Straße befand; man war da in frischer Luft, konnte dem Leben draußen zuschauen und mit den Nachbarn Rufe austauschen. Hinter dem Hausflur, nach dem Hofe zu, hatte die Großmutter ihre Stube: Das war auch ein gar lieber Raum für die Kinder. Diese Altmutter war eine sehr einfache, in allen Ansprüchen an das Leben bescheidene, also eine zufriedene und sanfte Frau. Von jeher etwas langsamen Wesens, hatte sie doch eine große Lebensarbeit hinter sich und auch von ihrer Seite durch beständigen Fleiß wie durch große Sparsamkeit das Vermögen vermehren helfen. Ihre Gleichmütigkeit war auffallend; sie schien sich über nichts zu erfreuen, über nichts zu betrüben. Mageren Körpers, immer weiß und reinlich gekleidet, stellte die schlichte alte Frau immer noch recht gut die eigentliche Herrin des Hauses und Vermögens vor.

Über Wolfgangs erste Kindheit fragte man in ihren alten Tagen seine Mutter aus; einige kleine Züge gab sie dann zum besten. Er sei schon in der Wiege oft so heftig in Bewegungen und Schreien gewesen, daß seine Eltern um sein Leben besorgt wurden. Einmal hatte ihn der Vater auf dem Arme und wollte ihm am nächtlichen Himmel den Mond zeigen; da fiel das Kind plötzlich erschüttert zurück und geriet so außer sich, daß ihm der Vater Luft einblasen mußte, damit er nicht erstickte.



Das Goethesche Haus am Hirschgraben (vermutliches Aussehen)

Von K. Th. Reiffenstein



Alt-Frankfurt: Der Markt

Nach einer alten Vorlage im Goethe-Nationalmuseum

„Zu der kleinen Schwester Kornelia hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung. Er trug ihr Alles zu und wollte sie allein nähren und pflegen und war eifersüchtig, wenn man sie aus der Wiege nahm, in der er sie beherrschte. Da war sein Zorn nicht zu bändigen. Er war überhaupt viel mehr zum Zürnen wie zum Weinen zu bringen."

„Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: »das schwarze Kind soll hinaus, Das kann ich nicht leiden!« Er hörte auch nicht auf mit weinen, bis er nach Haus kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit."

Sehr frühzeitig fing die Mutter an, ihm kleine Geschichten zu erzählen; sie war ja selber noch ein halbes Kind und hatte eine große Lust an Märchen. Der Knabe aber schien das Verständnis für die seltsamsten Dinge mit auf die Welt gebracht zu haben. Alle Abend verlangte er die Fortsetzung der Geschichten.

„Da saß ich" erzählte später die alte Dame, „und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: »Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt?« Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis

dahin Alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: »Du hast's geraten, so ist's gekommen,« da war er Feuer und Flamme und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die in der Hinterstube[1]) wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von Dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle. Und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das Keiner an den Andern verriet. So hatte ich die Satisfaktion, zum Genuß und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall."

Aber nicht jeden Abend konnte die junge Mutter so mit ihrem lebhaften Knaben phantasieren. Sie hatte noch weitere schwere Wochenbetten und dann viele Sorgen um die Kleinen, denen die üblichen Krankheiten

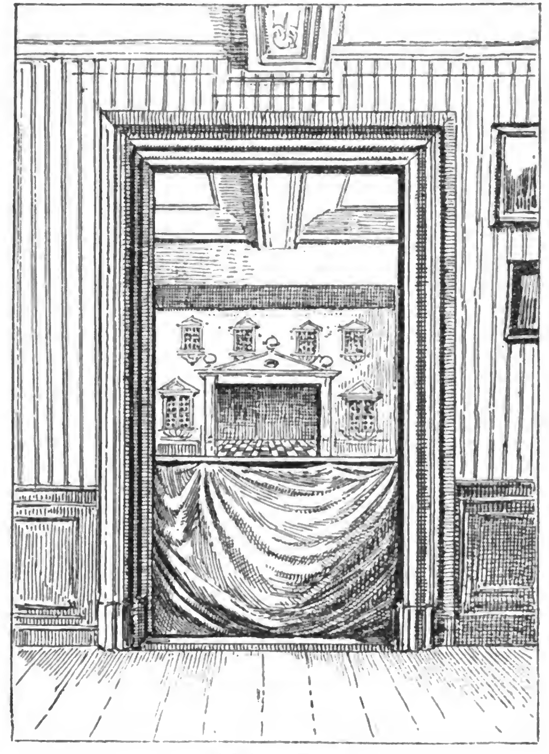
[1]) Wir verbessern hier unsere Quelle, Bettinas Briefe an Goethe, die die Großmutter in ein Hinterhaus setzt. Ein Hinterhaus im heutigen Sinne des Wortes hatte die Familie nicht.

nicht erspart blieben. Als die junge Frau Rat vor der Geburt des Dritten stand, entschlossen sich die Eltern, den Wolfgang, obwohl er eben erst drei Jahre alt geworden war, tagsüber in eine Spielschule zu schicken. Zur Hoffin in der nahen Weißadlergasse. Maria Magdalena Hoff war von guter Herkunft; als Witwe eines reformierten Predigtamtskandidaten, der nie eine Pfarrstelle hatte erlangen können, mußte sie jetzt ihr Brot suchen, indem sie fremde Kinder neben ihren eigenen beaufsichtigte. Sie unterwies die kleinen Mädchen, die ihr anvertraut wurden, im Stricken und ersten Gebrauch der Nadel; die Knaben wußte sie auch zu beschäftigen; alle Kinder lehrte sie das Zählen und dergleichen erste Kenntnisse, auch Verse aus dem Gesangbuche, kleine Gebete und Bibelsprüche. Und vor allen Dingen das Artigsein, die Verträglichkeit in größerer Gesellschaft.

Nicht lange dauerte es, so nahm Wolfgang auch sein Schwesterchen mit zur Hoffin, und als sein neues Brüderchen, der kleine Hermann Jakob laufen konnte, mußte auch er alsbald die tägliche Reise mitmachen. Denn die Mutter der Kinder erwartete ihr Viertes: ein Mädchen war an der Reihe; Katharina Elisabeth wurde es getauft.

Die Kinder waren also zumeist nur am späten Nachmittage und abends zu Hause, in der Zeit, wo Mutter und Großmutter von den häuslichen Geschäften weniger bedrängt waren. Diese Großmutter schaffte doch auch immer noch ihr Teilchen und half namentlich im Aufmerken auf die Kleinen. Zu Weihnachten 1753 schenkte

sie dem Wolfgang ein Puppentheater: Nichts hätte ihn mehr erregen, erfreuen, beschäftigen können!



Das Puppentheater

Als dieser Winter zu Ende ging, fühlte sich die alte Frau über die Maßen matt und schläfrig. Sie

dachte, ihr gewöhnlicher Frühlingsschnupfen sei im Anzuge. Eines Abends ging sie zu Bett; als man gleich darauf nach ihr sah, ob sie eingeschlafen sei, da war sie bereits in den letzten Schlummer gesunken, ohne Krampf und Stöhnen. Sechsundachtzig Jahre war sie alt geworden.

Nun endlich verfügte der vierundvierzigjährige Kaiserliche Rat über das Haus und Vermögen. Jetzt hatte er wieder eine so große Aufgabe vor sich, wie jene Reise gewesen war, an deren Darstellung in italienischer Sprache er immer noch arbeitete. Diese große Aufgabe, auf die er sich schon in den letzten Jahren vorbereitet hatte, war der Umbau seines altmodischen, düsteren, unbequemen, unvornehmen, zusammengeflickten Hauses. Am 6ten März 1755 reichte er die nötigen Anträge und Zeichnungen ein; Ende April konnte die Arbeit beginnen. Zuerst wurde das Nebenhaus eingerissen und in dem freigewordenen Grunde ein neuer Keller eingebaut. Nun wäre es das Einfachste gewesen, auch das Haupthaus niederzulegen, da ja in Wahrheit ein ganz neues Gebäude entstehen sollte; aber Rat Goethe zog den viel schwierigeren allmählichen Umbau vor, weil er dadurch gewisse Verordnungen umgehen konnte, die seine oberen Wohnräume etwas vermindert hätten. Es wurden also die Obergeschosse abgesteift, wonach man unten einriß und neu aufführte; nur auf dem Gebiete des ehemaligen Nebenhauses baute man ohne solche Umstände in die Höhe. So entstanden nach einander ein ganz neues Erdgeschoß, ein erstes Obergeschoß, ein zweites Ober-

geschoß, und schließlich das Dach mit einem Ausbau; ein Flügelbau, der seine drei Fenster dem Hofe zukehrte, vermehrte noch die Räumlichkeiten. In all diesem Lärm und Schmutz blieb Rat Göthe hartnäckig im Hause wohnen; nur ganz zuletzt gab er die Kinder, die tagsüber zur Hoffin gingen, auch für die Nacht in befreundete Familien. Der Bauherr hatte dabei den großen Vorteil, daß all und jede Arbeit der Handwerker unter seinen Augen und nach seiner Vorschrift geschah. Für seinen älteren Sohn aber, der täglich einige Stunden zusehen konnte, bedeutete dieser Aufbau eines neuen Hauses eine Bildungsgelegenheit, die ihm zeitlebens zu gute kommen mußte.

Diese schwierige Umwandlung ging wenigstens schnell genug von statten, da Alles sehr gut vorbereitet gewesen war. Im Spätjahr 1755 zogen die Maurer, Zimmerleute, Dachdecker und Glaser bereits ab. Außen sah nun das Haus namentlich durch die vielen großen Fenster vornehm aus: je sieben in den Obergeschossen, und zwar mit kleinen Spiegelscheiben; die sechs zu beiden Seiten der Haustür waren mit großen eisernen Fensterkörben gesichert. Über der Tür war ein schönes Oberlicht; dessen Gitter zeigte in einer Verzierung von Blumen und Papageien die Anfangsbuchstaben des Bauherrn. Darüber befand sich sein Wappen: in der oberen Schildhälfte ein bis zum Knie reichender Mann mit gezücktem Schwert; in der anderen Hälfte ein Schrägbalken mit drei Leiern.

Trat man von der Straße in das neue Haus herein, so hatte man auf einem geräumigen Vorplatze Türen zu einem Zimmer rechts und einem anderen links: zur



Das Goethesche Haus nach dem Umbau

Steindruck von Telkeskamp



Der Hof zum Goetheschen Hause

Von S. Rösel am 28. August 1823 gezeichnet

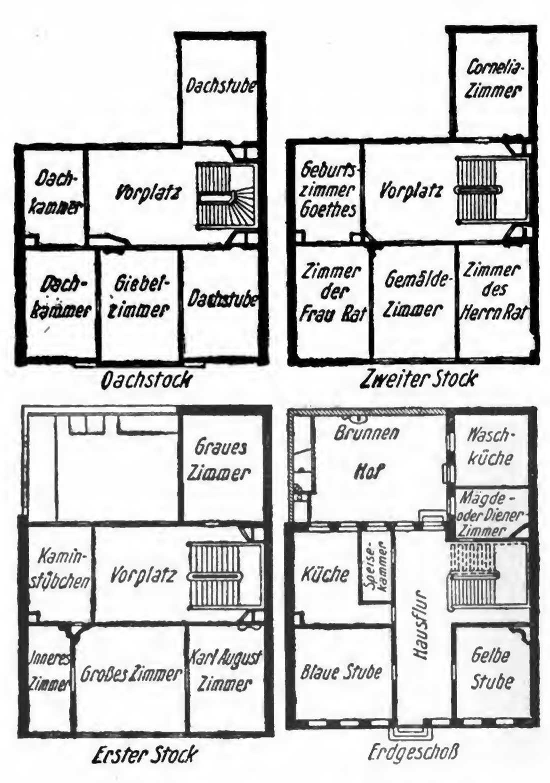
Im grossen Hirsch Graben zu Frankfurt a/m.
Lit. F. No: 74.

über der Haus Thüre.

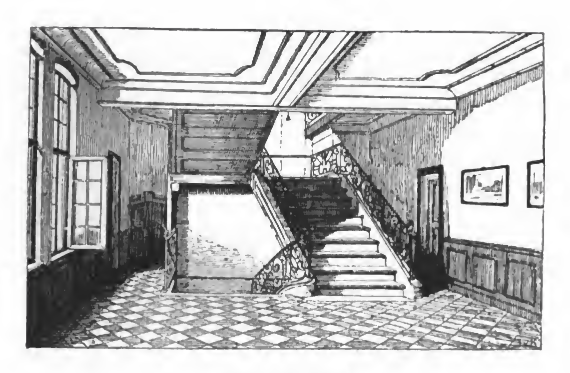
am Treppen Gitter.

getreu nachgezeichnet von S. Rösel.
am 28. August. 1823.

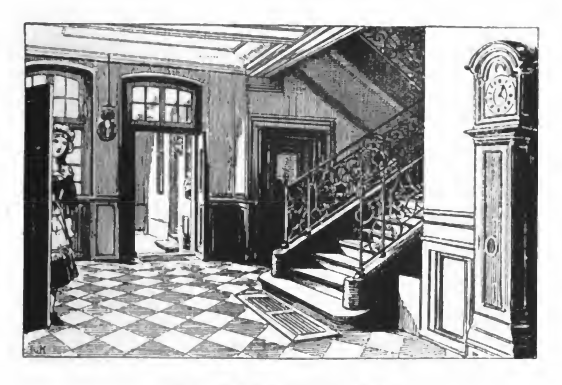
Des Erbauers Wappen und Buchstaben



Nach dem Umbau: Die vier Geschosse



Erstes Obergeschoß



Erdgeschoß von der Haustür aus

Nach dem Umbau: Im Treppenhause

blauen und zur gelben Stube; zur Linken folgte dann die Küche, zur Rechten die Treppe, und geradeaus zwischen beiden eine Glastür zum Hofe. Die Vorplätze in den Obergeschossen waren gleichfalls groß; die stattliche Treppe war der Stolz des Hauses. In jedem Obergeschosse gingen drei Zimmer zur Straße hinaus, eins zum Hofe, und eins lag dann noch in dem Flügel-



Küche der Frau Rat

bau neben dem Hofe. Von diesen letzteren Räumen aus hatte man die Aussicht auf viele große und kleine Gärten und weiterhin nach dem Gallenfelde, der Windmühle und dem Grünbrunnen; den Sonnen-Untergang, die Schönheit des Abendhimmels konnte man von den Hinterfenstern genießen; der verdrießliche Übelstand aber war geblieben, daß an diese „Gartenzimmer" sich kein eigener Garten anschloß. Das Haus über dem ehemaligen Hirschgraben stand eben auf der Grenze der

alten und neuen Stadt; ein Garten war ihm gerade nicht mehr zugefallen. Nur die weite Aussicht nach hinten hinaus und die freiere, reinere Luft hatten seine Bewohner vor den Innenstädtern voraus.

Noch blieb die Aufgabe, dies neue Haus einzurichten und auszuschmücken. Der Herr Rat nahm sich Zeit dazu und kümmerte sich um das Kleinste. Ein



Bücherei des kaiserlichen Rats

wichtiges Geschäft war ihm die tadellose Aufstellung seiner vielen Bücher, auf deren Vermehrung er andauernd bedacht war; die wertvolleren ließ er gediegen mit Lederrücken und Goldschrift, alle aber haltbar genug einbinden, und das kleinste Heft bekam seinen schön geschriebenen Titel. Eine ganze Abteilung seiner Bibliothek füllte seine Sammlung aller Frankfurter Gesetze und Verordnungen, auf deren Beischaffung er viel Zeit und Mühe wandte. Sie wuchsen schließlich auf 21 Folianten

4*

heran. Dazu verfaßte er ein Verzeichnis aller ihm bekannt gewordenen Verordnungen vom vierzehnten Jahrhundert an: ‚Series Statutorum, Edictorum atque Decretorum Francofurtensium;‘ 1742 hatte er dies Geschäft begonnen; noch immer führte er es weiter und füllte die Lücken aus.

Eine große Sorgfalt wandte er auch auf seine Gemälde, von denen jetzt ein großer Teil in einem freundlichen Zimmer vereinigt wurde. Er wußte von seiner Reise her besser als Andere, welchen Ruhm gute Gemälde haben, und er wurde immer mehr ein Kenner der Malerei. Oft schätzt man an den Bildern vor allem das Alter oder den dunkeln, bräuneren, harmonischen Ton, den ihnen das Alter gibt. Rat Göthe sagte sich: das Alter bekommen die Bilder mit der Zeit von selber; er war also nicht auf den Erwerb alter Gemälde aus, sondern bestellte neue bei den in der Stadt oder in der Nähe lebenden trefflichsten Künstlern: Hirt, Trautmann, Schütz, Juncker und Seekatz. Das gab ihm das angenehme Bewußtsein, lebenden Landsleuten nützlich zu sein, und verschaffte ihm Gelegenheit zu vielen Gesprächen und Verhandlungen mit munteren und eigenartigen Männern. Sein Söhnchen aber stand oft dabei, schaute und horchte und lernte mitdenken und mitreden über die dargestellten Gegenstände, die Farben, die Beleuchtungen, die Rahmen, den geeigneten Platz und was sonst mit Bildern zusammenhängt.

In einem hellen Vorsaale ließ der Herr Rat zwölf große Ansichten von Rom aufhängen: die Einfahrt durch das Pappeltor, das Colifeo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und

Anderes mehr. Diese Bilder prägten sich seinem Knaben schon in früher Kindheit ein; gar oft nötigte oder reizte Wolfgang den Vater, ihm von den dargestellten Gegenständen und überhaupt von Italien ein Weiteres zu erzählen. Ein schönes Gondelmodell aus Venedig war ein begehrtes Feiertags-Spielzeug des Kleinen. Daß er, wenn er erwachsen, jenes Land gleichfalls sehen müsse, war nicht zweifelhaft. Anderwärts hingen Landkarten, die der Vater gern besprach; auch aus Reisebeschreibungen teilte er oft das für Kinder Passende mit.[1])

---

[1]) Im Frühjahr 1758 scheint die Einrichtung des Hauses fertig gewesen zu sein; damals wurde Alles versteigert, was in dem feinen neuen Hause keinen Platz gefunden hatte oder von den Eltern des Kaiserlichen Rats her übrig geblieben und sonst ohne Verwendung war. Die Anzeige im Blatte lautete: „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubnüß, sollen instehenden Montag den 1sten May und folgende Tage in der Behausung des Herrn Rath Göthe dahier auf dem grosen Hirschgraben, unterschiedliche Mobilien in nachstehender Ordnung, als: zuerst einiges Schies-Gewehr, worunter ein neuer Mousqueton, hierauf verschiedenes Holtzwerck, und bei diesem ein noch brauchbahres Gegitter vor eine Hauß-Thüre, 3 grosse Hauß-Uhren, alsdann Zinn, Meßing u. d. gl. Ferner etliche leere Zuläst Fässer, nachhero eine Violin und Flute Traversière von Ebenholtz, weiter eine Anzahl juristischer, practischer, auch historischer Bücher, und unter diesen eine Parthie von den bekannten Elzevirischen Republiquen, nebst ohngefehr 182 rohe vollständige Exemplarien D. Wahls Dissert. de usufr. conjugum pacitio, sofort, einige seidene und cattunene Frauen-Kleider, und endlich eine ziemliche Parthie gut leinen allermeist Frauenzimmer-Geräth, auch mehrere unter vorberührte Rubrique nicht zu bringende Sachen, an den Meistbiethenden durch die geschworne Ausrüfer loßgeschlagen werden."

Wir wissen, daß die Frankfurter nicht zu reisen brauchten, um die Fremde zu sehen: sie wurde ihnen in die Stadt gebracht, zumal zu den Meßzeiten. Viel Merkwürdiges aus den Naturwissenschaften trat da auch den Kindern vor die Augen oder doch, wenn sie nicht in die Buden und Gasthäuser gehen durften, vor die Einbildungskraft: schier Alles, was es gibt, und Manches, was es gar nicht gibt. Das eine Mal war es „ein fremdes Tier, das den Namen Elend-Tier führet“; ein anderes Mal ein Tier, das 6000 Stunden über das Meer hergebracht wurde und dessen Namen man nicht kannte; ein drittes Mal „ein kleiner Uranuotan, welcher Hände hat wie ein Mensch.“ „Diese Tiere kommen aus Mohren Land; ihre Zahmheit kan nicht ausgedrucket, noch weniger mit einer Feder beschrieben werden.“

Auch ein Bastard von Hirsch und Ochse wurde gezeigt, und noch wunderbarer war ein Renntier von folgender Gestalt: „der Kopf und vordere Füße als ein Pferd, das Maul und Ohren als ein Haas, der hintere Leib als ein Hirsch, die Brust Horn, von der an sich habenden Wolle wird der schönste Castor gemacht; gemeldtes Tier kan durch drey Mann beritten werden und lauffet täglich 40 Stund; seine Nahrung ist alle Tag fünf Buch weisses Papier und etwas weniges Haber; es trinket in 8 Tagen einmahl.“ Darüber lachten wohl auch die fünfjährigen Knaben — so alt war Wolfgang, als dieses vollkommene Wesen angezeigt wurde — aber wer will schätzen, wie viel wirkliche Weltkenntnis die Raritäten-Vorzeiger in jenen

Zeiten verbreiteten? Hinter ihren großen Worten war doch auch Sicht- und Greifbares!

Als der Knabe sein sechstes Jahr vollendete, schickte ihn sein Vater zu einem richtigen, zunftmäßigen Lehrer; es war der „teutsche Schul-, Schreib- und Rechenmeister“ Schellhaffer, der seine Schule an der Ecke der Goldfeder- und Schüppengasse hielt. Etwa dreißig Kinder hatte er zu jener Zeit unter seiner Fuchtel; er verstand sein Handwerk gut genug. Die Stunden waren von 7 bis 10 Uhr morgens und 1 bis 4 Uhr nachmittags; Kinder, die auch in die „Privat“ gingen, blieben morgens bis 12 und abends bis 6 Uhr bei ihm, mit Ausnahme der Mittwoche und Samstage. An den Sonntagen zog er mit seiner Schar in die Katharinenkirche und sorgte dafür, daß sie sich andächtig verhielt. Den Schreibunterricht gab er, sobald die Kinder von der Schiefertafel zum Papier aufrückten, in der Art, daß er die Buchstaben und Wörter Jedem einzeln mit Bleistift in sein Buch schrieb; Dies mußten die Schüler mit Federkiel und Tinte nachziehen. In hohem Alter erinnerte sich Goethe, als man eine seiner Schreibfedern von ihm erbettelte, an die Zeit, wo er dies Werkzeug zuerst gebrauchen lernte:

Als der Knabe nach der Schule,
Das Pennal in Händen, ging
Und mit stumpfer Federspule
Lettern an zu kritzeln fing,

Hofft' er endlich schön zu schreiben
Als den herrlichsten Gewinn:
Doch daß das Geschriebne bleiben
Sollte, sich durch Länder treiben,
Gar ein Werk der Federspule,
Kam ihm, in der engen Schule,
Auf dem niedern Schemelstuhle
Wahrlich niemals in den Sinn.[1])

Aber auch an die strenge Zucht bei Meister Schellhaffer erinnerte sich der alte Dichter. „Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen“ erzählte er; als man ihn darauf fragte, ob er auch mit dem Stocke geprügelt worden sei, meinte er, der Schulmeister habe wohl mehr mit einem schwanken Lineale strafende und aufmunternde Klapse ausgeteilt, wobei der Schüler das Pfötchen habe hinhalten müssen.

Wenn Knaben zum Lernen und Spielen zusammenkommen, so messen sie sich an einander; mit der Feststellung der Körperkräfte fangen sie an, aber die Fähigkeiten des Kopfes werden gleichfalls im Wettkampf geprüft, und schließlich vergleichen sie sich in Allem. Wolfgang kam unter seinen Mitschülern leicht zu dem Ergebnis, daß seine Eltern das größte Haus hatten, daß er als Enkel des Schultheißen über den Andern erhaben, daß er am besten gekleidet war und daß ihm das Lernen viel leichter fiel als Andern. Die Tanten und Andere erklärten ihn für einen schönen Knaben: auch Das hörte er gern. Sehr früh also kam er zum Bewußtsein seiner Vorzüge. Seine Mutter erinnerte

[1]) Der Gräfin Titinne O'Donell, 1818.

sich viele Jahre danach auch seines Stolzes und seines altklugen Wesens. Einmal habe Jemand mit ihr am Fenster gestanden, erzählte sie, da sei Wolfgang mit andern Knaben über die Straße gekommen; es fiel ihnen auf, wie gravitätisch er einherschritt. Als er ins Zimmer trat, neckten sie ihn mit seinem Gerade-Halten, wodurch er sich von allen andern Jungen unterscheide. „Mit Diesem mache ich den Anfang“ erwiderte er; „später werde ich mich noch mit Allerlei auszeichnen.“

Oft sah er nach den Sternen, erzählte die Mutter ein andermal, und zwar suchte er diejenigen, die bei seiner Geburt „eingestanden“ hatten. So hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden. Kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte. Er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einfluß seiner günstigen Sterne näher gerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: „Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben?“ Da fragte die Mutter: „Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir Andern doch ohne sie fertig werden müssen?“ Aber er erwiderte stolz: „Mit Dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden.“ Damals war er sieben Jahre alt.

Der Großvater und Pate des Knaben hatte zum Andenken seiner Geburt in seinem Garten einen Birnbaum gepflanzt. In einem Frühling, wo dies Bäumchen wunderschön blühte, lud er zu einem Gartenfeste

ein. Den Kindern seiner Elisabeth kam der Gedanke, den grünen Sessel, auf dem die Mutter abends beim Erzählen zu sitzen pflegte und den sie deshalb den Märchensessel nannten, in den Garten zu schaffen. Sie stellten ihn an einen schönen Platz, dem jungen Birnbaum gegenüber, putzten ihn mit Bändern und Blumen Als nun auch die Verwandten und Gäste versammelt waren, trat Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldnen Buchstaben herabhing, und mit einem grünen Kranze auf dem Kopfe, unter das Bäumchen und hielt eine Anrede an den Sessel. Er feierte ihn als den Sitz der herrlichen Märchen, für die alle Zuhörer der Mutter so dankbar seien. „Es war eine große Freude, den schönen bekränzten Knaben unter den blühenden Zweigen zu sehen, wie er im Feuer der Rede, welche er mit großer Zuversicht hielt, aufbrauste."

Nachher vergnügte sich die Jugend an Seifenblasen, wobei sie sich im Sonnenschein um den Märchenstuhl herumtrieben. Ließ sich dann eine Blase auf dem Stuhl nieder, so schrie Alles: „Ein Märchen, ein Märchen!" Und wenn die Blase dann zersprang, so riefen sie: „Das Märchen platzt!" Die Nachbarsleute guckten über die Mauern und Zäune und hatten ihre Lust an den jubilierenden Kindern.

❧

Das Schicksal hatte es recht gut mit diesem Knaben gemeint; aber zuweilen stand er auch als der Schwache und leicht Verletzliche da, während die Wilden und

Dickhäutigen im Vorteil waren und ihn mit seiner Bravheit auslachten. Er war ein wohlbehütetes Haussöhnchen von guten Sitten und zartem Gemüte; also mußte er die Püffe und die bösartigen Neckereien der Gassenbuben fürchten. Oft war schon der Knabe allzu weich für das rohe Leben.[1])

[1]) In seinen Erinnerungen erzählt der alte Goethe von seinem kurzen Schulbesuch, er habe manches Unangenehme gehabt, „denn, indem man die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet Alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen." — Gleich danach heißt es über seine kleinen Spaziergänge: „Nur selten aber mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen; so erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daran stoßenden engen und häßlichen Fleischbänken geflohen bin." Etwas später, nachdem er seine Lust am Märchen-Erzählen erwähnt hat: „Übrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt und überhaupt keineswegs leichtsinnig. Vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Äußeren, und ich ward oft freundlich, oft auch spöttisch über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, ausgesuchten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen Jene, die uns mit rohem Mutwillen anzufechten ein Vergnügen fanden und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen märchenhaften, selbstgefälligen Träumen aufweckten." Er erzählt weiterhin, daß er auch unter den Sticheleien und Mißreden Anderer sehr gelitten habe, denn „ein gutgesinntes, zur Liebe und Teilnahme geneigtes Kind weiß dem Hohn und dem bösen Willen wenig entgegen zu setzen."

Zuweilen erlebte er auch schon das Schreckliche und Ungewisse im menschlichen Dasein. Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon. Zuerst kamen nach Deutschland nur dunkle Gerüchte über dies entsetzliche Unglück; danach brachten die Zeitungen immer bestimmtere Nachrichten und Schilderungen der Einzelheiten, auch stark übertriebene, und Jedermann war erschüttert:

Eine große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt; das Meer braust auf; die Schiffe schlagen zusammen; die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme darüber her; der königliche Palast zum Teil wird vom Meere verschlungen; die geborstene Erde scheint Flammen zu speien, denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde.[1])

Wie konnte man dies Ereignis mit dem Hauptsatze des christlichen Glaubens, daß ein gütiger Vater und Weltherrscher über unser Schicksal walte, vereinigen? In diesem Falle waren doch wirklich die Menschen an dem entstandenen Elend unschuldig; wer sonst als Gott war der Urheber? „Bewahre uns vor einem unbußfertigen Tode“ pflegte man zu ihm zu beten; hier hatte er selber die Menschen in Massen getötet, ohne ihnen einen Augenblick Frist zu geben, um ihre Seelen für die Ewigkeit zu retten. Keinen Erwachsenen bewegten diese Nachrichten und die sich daran anknüpfenden Erörterungen so tief wie den sechsjährigen Knaben; er

[1]) So Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ nach einer Schrift von 1756.

mußte jetzt zum ersten Male an dem Satze „Was Gott tut, Das ist wohlgetan" zweifeln. Aber das wohlversorgte, unter freundlichen Menschen lebende Kind wird sich auch nach solchen Erfahrungen bald wieder dem kindlichen Vertrauen hingeben. Als Wolfgang aus einer Predigt kam, in welcher der Geistliche sich bemüht hatte, den Schöpfer gegen die allenfalls möglichen Vorwürfe der Menschen zu verteidigen, fragte ihn der Vater, wie er die Predigt verstanden habe. Da erwiderte er: „Am Ende mag Alles noch viel einfacher sein, als der Prediger meint; Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann." [1])

Im Vaterhause selbst erlebte man um dieselbe Zeit auch Etwas, was ein nachsinnendes Kind recht häufig ernst stimmen konnte. Der Vater war Vormund eines jungen Menschen, namens Clauer, der aus guter Familie kam und anfangs in seinen Studien große Fortschritte machte; mit einundzwanzig Jahren durfte er sich schon Dr. juris nennen. Man sah in ihm wohl schon den Bewerber um die jüngste Tochter des Schultheißen. Als dieser junge Mann nun aber von der Universität heimkehrte, zeigte er sich schlaff und matt; bald mußte man ihn als einen Geistesschwachen oder Geisteskranken behandeln. Rat Göthe nahm ihn auf Wunsch der Ver-

---

[1]) So erzählte es die Mutter manches Jahr später der Bettina. Die Predigt wird diejenige gewesen sein, die Senior Fresenius drucken ließ: ‚Bus-Gedancken bey den grosen Erschütterungen, die Gott im Reich der Natur entstehen lässet, an dem außerordentlichen Bus- und Bet-Tage wegen des grosen Erdbebens den 16. Jan. 1756 vorgetragen.'

wandten zu sich ins Haus und behielt die Vormundschaft bei, ohne jedoch eine Entmündigung des nun Volljährigen zu beantragen. Jedermann sah die Notwendigkeit ein, daß Dr. Clauers Vermögen unter Aufsicht blieb, und der Kranke fügte sich offenbar willig in diese Leitung. Als das Haus umgebaut wurde, mußte er mit seinem Bedienten weichen; bald danach aber kehrte er zu seinem Vormunde zurück. Man fragte Ärzte und Scharlatane nach der rechten Kur für diesen Unglücklichen; ihre Ratschläge und Mittel versagten. Er war ungefährlich, so daß er wenigstens vor den Käfigen des Tollhauses beschützt blieb; aber auch sein harmlos-unnützes Dasein mußte den Kindern des Hauses manchmal unheimlich erscheinen. Hatte doch dieser Mann einen ebenso begünstigten Anfang im Leben genommen wie sie selber!

Am häufigsten erinnern uns die Krankheiten an die Gebrechlichkeit des menschlichen Glücks. Den Kindern des Götheschen Hauses blieben mancherlei große und kleine Leiden nicht erspart. Seuchen waren zu jener Zeit und besonders auch in dem allzu dicht besiedelten alten Frankfurt sehr häufig. Es starben damals in Deutschland jedes Jahr ebensoviele Menschen, wie geboren wurden.

Eines Tages war Wolfgang wieder einmal krank: Mattigkeit, Fieberkälte, Fieberhitze; der Arzt erkannte die schwarzen Pocken. Bald war der ganze Körper des Knaben mit Blattern übersäet, das Gesicht zugedeckt; Wolfgang lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man bat ihn dringend, sich ruhig zu verhalten und das Übel nicht durch Reiben und Kratzen zu ver-

mehren; er gewann es über sich und hielt sich tapfer. Aber es schien ihm eine lange, schwere Zeit! Endlich fiel es ihm wie eine Maske vom Gesicht: die Augen waren gerettet! Allmählich durfte er das Tageslicht wiedersehen; allmählich verbesserte sich die fleckige Haut. Aber sein Gesicht war doch recht entstellt; es blieben Gruben zurück, die nur im Laufe der Jahre sich verlieren konnten. „Pfui Teufel, Vetter, wie garstig ist Er geworden!“ rief Tante Melber aus, als sie ihn wiedersah.

Tante Melber war die zweite Tochter des Schultheißen, an einen Krämer verheiratet, eine gar lebhafte Frau, zu der die Götheschen Kinder gern gingen, denn in dem Laden durften sie immer eine Näscherei erwarten; übrigens war es auch eine brave Frau, die schmutzige Kinder von der Gasse hereinrief, sie in ihrer Küche rein wusch und kämmte und säuberte: „So, nun geht wieder! Nun seid ihr Menschen!“ Eine andere Schwester der Rätin Göthe war eine Pfarrersfrau geworden und hieß jetzt Starck; ihr Gatte war der Sohn eines sehr angesehenen geistlichen Schriftstellers, aber seine eigenen Predigten waren recht langweilig. Die vierte Textor-Tochter war noch ledig und stand den Kindern Elisabeths im Alter so nahe, daß sie mit ihnen wie eine Base spielte; zur Würde der Tante reichte es nicht. Sie war die Gefährtin Wolfgangs und Korneliens, wenn diese nach den Stachelbeeren oder Johannisbeeren, und später im Jahre nach den Äpfeln, Birnen und Trauben in des Großvaters Garten verlangten.

Viertes Kapitel
Der Hausschüler
1756—1760

Zu Schellhaffers Schule wanderte Wolfgang nur dreiviertel Jahre; wahrscheinlich machte seine Erkrankung an den Pocken dieser Lehrzeit ein Ende. Als er dann genas und allmählich das Lernen ernstlicher aufnehmen konnte, mochte ihn sein Vater in keine öffentliche Anstalt wieder schicken; er nahm lieber einzelne Lehrer an und machte selber den Aufseher. Er hatte als Erster das wunderbare Gedächtnis, die schnelle Auffassung, die lebhafte Einbildungskraft, die sprachliche Gewandtheit seines Erstgeborenen bemerkt; nun war es Jahr für Jahr seine Lust, das geistige Wachstum des Knaben zu beobachten, es noch immer höher zu treiben. Er stellte ihm beständig neue und schwerere Aufgaben. Was im Gymnasium die um drei oder mehr Jahre älteren Schüler leisteten, Das ward dem Wolfgang wie etwas Selbstverständliches zugemutet.

Zunächst fing das Studium allerdings wieder mit dem Schreiben an; aber nun ward eine sehr schöne Schrift angestrebt. Der junge Herr Thym, der für dies Fach und einige andere angenommen wurde, hatte das Gymnasium durchlaufen, dann aber nicht die Mittel zum Studieren gehabt; deshalb gab er jetzt in wohlhabenden Familien Stunden. Im Schreiben war er ein ganz großer Künstler. Solche Malerei von Buch-



Schreibkunstprobe von Joh. Herm. Thym

staben aller Gattungen, solche Linien-Verschlingungen und Seiten-Umrahmungen, wie Thym sie aufs Papier zauberte, konnte zwar kein Kind nachzuahmen versuchen; aber dies Kunst- und Beiwerk gab dem Lehrfache und seinem Vertreter eine große Würde und erweckte in jedem Anfänger das Streben, gleichfalls die saubersten

Bleibe treu deinem Freunde in seiner Armuth, daß du dich mit ihm freuen mögest, wenn ihm wohl gehet. Halte feste bey ihm, wenn ihm übel gehet, auf daß du seines Glücks auch genießen mögest. Der Rauch und Dampf gehet vorher, wenn ein Feuer brennen will, also kommts vom Schmähen zum Blut vergießen. Schäme dich nicht deinen Freund zu schützen, und meide ihn nicht.

Zweite Nach-Schrift
welche im Monat May 1757 unter 20 Arbeiten
nach dem Urtheil des Herrn Brünelius
mit No: 1 beehrt worden. J. W. G.

Handschrift Goethes von 1757.

und genauesten Lettern und Zeilen hervorzubringen. Die leichteren Arten Zierschrift lernten aber auch diese Anfänger schon; die erste Zeile einer jeden Aufgabe ward gewöhnlich in solchen Kunstlettern hingemalt. Thym wandte bei seinen kleinen Schreibschülern, um sie noch eifriger zu machen, das Mittel eines halb öffentlichen Wettbewerbes an; er ließ sie an den Sonn-

tagen alle zusammen kommen und „Stechschrift" schreiben; der Ausdruck „stechen" war vom Ringelreiten (Carroussel) hergenommen und bedeutete das Wetteifern um den Sieg. Der kluge Lehrer gab dabei das Urteil nicht selber ab, sondern ließ einen angesehenen Herrn der Stadt, und jedesmal einen andern, die Blätter nach der Güte der Schrift ordnen. Es waren 20 bis 25 „Streiter" oder „Stecher" beisammen; Wolfgang Goethes schlechtester Platz war der siebzehnte; gewöhnlich gehörte er zu dem besseren Drittel und einmal war er der Erste. Seine Handschrift bildete sich ganz nach derjenigen des Lehrers; für einen sieben- und achtjährigen Knaben schrieb er in der Tat sehr schön.

Im neunten Jahre begann Wolfgang auch das Zeichnen: zur nötigen oder üblichen Ausbildung der Jugend gehörte solcher Unterricht damals nicht. Zum Lehrer wählte der Vater den Kupferstecher Eben, dessen frankfurtische Stadt-Ansichten damals neu waren; er war kein großer Künstler und betrieb das Unterrichten auch nur, weil sein eigentliches Geschäft schlecht ging. Zwei und ein halbes Jahr kam er regelmäßig ins Haus; Ende 1761 starb er, 45 Jahre alt.[1])

---

[1]) „Dieser gute alte Mann", heißt es in ‚Dichtung und Wahrheit', „war freilich nur ein Halbkünstler". Goethe erzählt, daß auch sein Vater damals erst das Zeichnen erlernt habe. „Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da seine Kinder diese Kunst trieben, nicht zurückbleiben, sondern ihnen, selbst in seinem Alter, ein Beispiel geben, wie sie in ihrer Jugend verfahren sollten."

Über den künftigen Beruf seines Sohnes war der Vater nie im Zweifel: wenn ein Bürgerlicher die höchsten Stellen erreichen soll, so muß er jura studieren! Wolfgang mußte also frühzeitig die Sprache der Juristen und aller Gelehrten, das Latein, erlernen. Das Latein war damals wirklich noch eine lebende Sprache und nicht etwa bloß unter den Schulfüchsen und Bücherwürmern gebräuchlich; Alle, die hohe Schulen besucht hatten, wandten es beständig an, bald leidlich rein, bald im Gemenge mit der Sprache ihrer Frau Mutter. In Frankfurt schrieb zum Beispiel der sehr beschäftigte Arzt Senckenberg seine täglichen Erlebnisse und Gedanken lateinisch nieder, und der Kaiserliche Rat Göthe trug sogar seine täglichen Einnahmen und Ausgaben in ein Rationum sumtuarium sive rerum oecumenicarum fere omnium Liber ein, sodaß darin die Göttinger Wurst als farcimen Goettingense, die große Wäsche als lavatio verna oder aestiva oder hiemalis, der Gärtner als hortulanus noster, der Dachdecker als strator tectorum, der Metzger Schmidt als sarcitector Schmidius erscheint. Der Sohn hieß Guelfus, das Töchterchen Corneliola, die Ehefrau ward Caja dilecta oder carissima oder suavissima oder auch einmal thori socia genannt. In dies Gebrauchs-Latein wurde nun auch Wolfgang eingetaucht, sobald er sein siebentes Jahr vollendet hatte; bald plätscherte er fröhlich darin herum. Kandidat Scherbius wurde sein Lehrer, ein junger Theologe, dem es bei den Probepredigten nicht hatte glücken wollen. Seinen Schülern machte er es leicht und angenehm. Mit Regeln und Auswendiglernen plagte er sie nicht viel; von Anfang

an wurden die Formeln und Vokabeln an kleinen Geschichten und namentlich auch an Gesprächen eingeübt. Den Stoff zu diesen lateinischen Exerzitien nahm Scherbius gern aus dem Gedankenkreise seiner Schüler; sie sollten ihren Spaß dabei haben. Und namentlich Wolfgang Göthe war höchst eifrig zum Miterfinden solcher Geschichten und Unterredungen, die sowohl deutsch wie lateinisch aufgebaut werden konnten. So machte er, als Scherbius erst ein Vierteljahr zu ihm kam, einmal ein Gespräch, worin er selber sich mit seinem Vater in ihrem Keller über den großen Umbau des Hauses unterhielt. Er hatte sich nach seiner Darstellung an den Vater angeschlossen, der Wein abzufüllen ging, und den Vorwand gebraucht, er möchte den Grund- und den Schlußstein des Hauses wieder einmal sehen. Der Grundstein war durch die Inschrift L F 1755 gekennzeichnet; L F besagte lapis fundamentalis. Allmählich fand sich der Knabe im unterirdischen Halbdunkel zurecht; Kessel, Töpfe, Butten wurden deutlich. Man ging aus dem kleineren Haushaltskeller zum größeren, wo der Wein lag. Und so sprachen Pater und Filius mit einander:

P.: Wo glaubest Du nun das Gesuchte zu finden?

F.: Den Schluß-Stein sehe ich wohl über meinem Kopf aber den Grund Stein kan ich noch nicht antreffen.

P.: Siehe da in diesem Winkel ist er ein gemauret.

F.: Nunmehro sehe ich ihn wohl und erinnere mich, daß ich ihn unter vielen Feyerlichkeiten mit eigener Hand eingemauret habe.

P.: Kanstu Dich noch mehrer Umstände die dabey vorgefallen erinnern.

F.: Warum nicht. Ich sehe mich nehmlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet mit der Kelle in der Hand unter

vielen Maurergesellen stehen, und hatte den Steinmetzen-Meister zur Seiten.

P.: Wurde den dabey sonst nichts geredet?

F.: Ja wohl. Es fing der Obergeselle zwar nach Gewohnheit aine Rede an konte sie aber nicht ausfüren und unterlief nicht sich die Haare auszurauffen da er von so vielen Zuschauern inzwischen ausgelacht wurde.

P.: Was denkstu den nun gutes bey diesem Stein, nach dem dich so sehr verlanget?

F.: Ich gedencke und wünsche daß er nicht eher als mit dem Ende der Welt verrucket werden möge.

P.: Das wollen wir Gott anheimstellen. Du aber gehe mit mir weiter.

F.: Poß, wie bequem komt man nicht aus diesem in den grosen Keller. Es muß viel Mühe und Öl gekostet haben biß diese Öfnung zustande kommen.

P.: Du hasts getroffen: Setze bey viele Gefahr, welche die Handwercks-Leute gehabt, vornehmlich in Erbauung der Haupt-Treppe wie Du hier siehest, da das gantze Gewölbe fast mit unzehligen Stützen unterbauet wurde.

F.: Und wir sind bey aller der Gefahr dennoch wohnen gebliben. Es ist gut wen man nicht alles weiß, ich hätte gewiß nicht so ruhig geschlafen, als geschehen.

P.: Weistu nicht wie süße es ist, an die Gefahr, wen sie vorüber, zu gedencken.

Und nun wandte sich das Gespräch der Kellerbehandlung des Weines zu. Ein andermal schrieb der sieben- oder achtjährige Dramatiker eine Plauderei nieder, die Wolfgang et Maximilian hatten, als sie ihren Lehrer erwarteten; Max hieß einer der Brüder Moors, die ganz nahe wohnten und sehr oft Wolfgangs Gefährten waren. Sich selber stellt Wolfgang als den Musterknaben hin.

W.: Wir wollen mittlerweile des Speccius seine Übungen der Declinationen und Conjugationen vor die Hand nehmen.

M.: Weg mit diesem Zeitvertreib.

W.: Wilstu etwa des Comenii seine sichtbare Welt aufschlagen und ein Paar Capitel mit mir wiederholen.

M.: Auch diesen nicht, wens auch die erneuerte Viersprächige wäre.

W.: So will ich noch eines vorschlagen, und das sol der angehende Lateiner seyn.

M.: Nichts minder: Laß mir dermalen die Bücher vom Leibe.

W.: Sage du nun selbst was zu thun.

M.: Ich hasse das ernsthafte, den das überlasse ich den Sauer-Töpfen.

W.: Du bist sehr lang: Sags einmal heraus, in was es bestehen soll.

M.: Wisse, wir wollen uns einander mit den Köpfen stutzen.

W.: Das sey ferne: meiner schickt sich wenichstens dazu nicht.

M.: Was schadet es: laß sehen, wer den härtesten habe.

W.: Höre, wir wollen dieses Spiel denen Böcken überlassen, welchen es natürlich ist.

M.: Verzagter: wir bekommen durch diese Ubung harte Köpfe.

W.: Das wäre uns eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten.

M.: Wie verstehestu das?

W.: Ich mag nicht hartnäckig werden.

M.: Hierinnen hastu recht: allein ich nehme es von der Festigkeit der Glieder.

W.: Wen du weiter nichts wilst, so stose den Kopf nach Belieben nur brav wieder die Wand: es wird die erwünschte Würckung haben.

Alle solche Ausarbeitungen gab der gute Lehrer mit seinem Schüler auch lateinisch wieder, und Wolfgang schrieb danach beide Texte neben einander in seine ersten gesammelten Werke, ‚Labores juveniles‘ genannt. Ein

ander Mal wurde die lateinische Leipziger Zeitung hergenommen; man schrieb daraus die lateinischen Wendungen für neuzeitliche Dinge ab, z. B. Solidus Russiacus: ein Rubel, Usurae cum vita cessantes: Leibrenten, Maritimae legionis tribunus: Vize-Admiral. Im August 1758 stellte man sich die Aufgabe, für jeden Tag des Monats einen neuen Morgengruß in lateinischer oder griechischer Sprache — denn Diese wurde auch ein wenig betrieben — zu formen und den Vater damit zu erfreuen. Quod bonum, felix, faustum fortunatumque sit lautete einer; ein anderer: Ut hic dies feliciter transeat, ex animo precor; ein dritter: Sol hodiernus tibi feliciter splendeat.

Etwas über drei Jahre arbeiteten Scherbius und sein Schüler in dieser Weise zusammen, nicht sehr häufig, denn der Lehrer bekam im Monat nur einen Gulden Stundengeld. Danach konnte Wolfgang für einen ausgebildeten Lateiner gelten und den Primanern des Gymnasiums gleichkommend; er stand in der Mitte seines zwölften Jahres!

Französisch lernte er von Mademoiselle Gachet, einer alten Erzieherin, die von reformierten Emigranten abstammte; vom Februar 1757 an kam sie ins Haus.[1]) Kornelia war ihm darin schon sehr voraus, mußten sich doch in jener Zeit die Töchter aus feinen Familien im

[1]) Daß sie außer Cornelia auch ihren Bruder unterrichtete, ist nicht beweisbar, aber wahrscheinlich. Vgl. E. Mentzel, Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer, S. 194. Goethe glaubte allerdings bei der Niederschrift seiner Erinnerungen, daß er bis 1759 noch kein Französisch gekonnt und es dann ohne Lehrer durch bloßen Umgang gelernt habe.

Französischen ebenso früh und fleißig üben, wie ihre zu gelehrten Berufen bestimmten Brüder im Lateinischen.

Italienische Brocken schnappte der Knabe schon längst auf; der Vater arbeitete ja Jahr für Jahr an seiner Reisebeschreibung: ‚Viaggio per Italia fatto nel anno MDCCXL, descritto da J. C. G.‘; zu seiner Unterstützung ließ er einen alten Sprachmeister, Domenico Giovinazzi, regelmäßig ins Haus kommen. Dieser alte Mann stand auch zuweilen der Frau Rätin beim Einstudieren und dem Vortrag italienischer Arien bei. Italienisch war die Sprache der Musik; wer in Deutschland den Kunstgesang liebte und übte, eignete sich auch mehr oder weniger die wohllautenden Verse Metastasios und anderer welscher Dichter an. „Solitario bosco ombroso“ sprach oder sang Wolfgang schon als kleiner Knabe manchmal vor sich hin:

Solitario bosco ombroso,
A te vien l'afflitto cor,
Per trovar qualche riposo
Nel silenzio o nell' orror.

Ogni oggetto, che altrui piace,
Per me lieto più non é.
Ho perduto la mia pace,
Sono io stesso in odio a me.

Später wollte er verstehen, wie es auf deutsch heiße, was die Mutter am Klaviere sang. Dies Halblatein machte ihm Spaß. Eigentliche Unterrichtsstunden bekam er kaum, aber er verstand doch auch recht viel Italienisch, ehe er die Kinderschuhe austrat.

Daß die Herankommenden auch im Deutschen unterrichtet werden müßten, fiel damals Keinem ein. Unsere gemeine Sprache lernt sich ja von selber. Nur wenn es ans Briefeschreiben oder ans Dichten ging, mußten die Geübten den Anfängern nachhelfen, die Schreibfehler ausmerzen und die gewöhnlichen Redensarten des großen Haufens durch gewähltere ersetzen.

Das Dichten war ein Geschäft, das Jeder lernte, der sich der Gelehrsamkeit widmete; womöglich aber versuchte er es in mehreren Sprachen. Man verstand unter der poetischen Kunst einen gehobenen Vortrag gesteigerter Gefühle, ein Reden in Versen, die bei deutschen Gedichten in Reimen ausklangen, während sie bei lateinischen reimlos blieben. Seine Gelehrsamkeit bewies man dabei durch Vermeidung alles Volksmäßigen oder Einfältigen und durch reichliche Anspielungen auf die Götterlehre und Staatengeschichte der Alten. Die Kinder konnte man im Dichten auf ähnliche Weise unterrichten, wie wir es vorhin beim Lateinischen oder Schreiben sahen: zuerst beteiligten sie sich ein wenig an der Arbeit des Lehrers, die sie dann vergünstigt wurden, als ihr Eigentum zu betrachten; mehr und mehr versuchten sie sich selber als die Urheber, und der Lehrer beschränkte sich aufs Verbessern und Ratgeben.

Es war damals und lange Zeit Sitte, daß die Kinder, sobald sie das Schreiben mit dem Federkiel gelernt hatten, alljährlich zum neuen Jahre ihre Eltern und Großeltern mit künstlich geschriebenen, zierlich abgefaßten Wünschen begrüßten. Wolfgangs Lehrer achteten gewiß darauf, daß ihr Schüler diese Pflicht nicht versäumte, denn durch deren gute Erfüllung wurden

die Lehrer selber empfohlen. Uns sind als solches Lehrer- und Schüler-Erzeugnis Verse übrig geblieben, die der im achten Jahre stehende Knabe als „treugehorsamster Enckel“ dem Herrn Schultheißen und seiner Hausfrau „bei dem erfreulichen Anbruche des 1757 Jahres“ darbrachte:

Erhabner Großpapa!
Ein neues Jahr erscheint,
Drum muß ich meine Pflicht und Schuldigkeit entrichten;
Die Ehrfurcht heißt mich hier aus reinem Herzen dichten;
So schlecht es aber ist, so gut ist es gemeint.
Gott, der die Zeit erneut, erneu're auch Ihr Glück
Und kröne Sie dies Jahr mit stetem Wohlergehen!
Ihr Wohlsein müsse lang so fest wie Zedern stehen!
Ihr Tun begleite stets ein günstiges Geschick!
Ihr Haus sei, wie bisher, des Segens Sammelplatz
Und lasse Sie noch spät Möninens Ruder führen!
Gesundheit müsse Sie bis an Ihr Ende zieren,
Dann Diese ist gewiß der allergrößte Schatz.

Erhabne Großmama!
Des Jahres erster Tag
Erweckt in meiner Brust ein zärtliches Empfinden
Und heißt mich ebenfalls, Sie jetzo anzubinden
Mit Versen, die vielleicht kein Kenner lesen mag.
Indessen hören Sie die schlechten Zeilen an,
Indem sie, wie mein Wunsch, aus wahrer Liebe fließen.
Der Segen müsse sich heut über Sie ergießen!
Der Höchste schütze Sie, wie er bisher getan!
Er wolle Ihnen stets, was Sie sich wünschen, geben
Und lasse Sie noch oft ein neues Jahr erleben!
Dies sind die Erstlinge, die Sie anheut empfangen:
Die Feder wird hinfort mehr Fertigkeit erlangen.

Nicht lange dauerte es, so fing der Knabe an, aus eigenem Antriebe und ohne fremde Führung Verse zu

schmieden. In seinem zehnten Jahre geschah es: wie freute sich Wolfgang da an seinen ersten Gedichten!

Gelehrt und altklug war dieser Knabe; also fehlte auch das Schulmeisterliche in seinem Wesen nicht. Gelegenheit, es auszuüben, hatte er als der älteste Sohn genug. Aber die Brüder und Schwestern, die zu Wolfgang und Kornelien noch hinzugekommen waren, blieben nicht lange am Leben. Am meisten zu schaffen hatte ihnen noch der Hermann Jakob gemacht, der etwas über sechs Jahre wurde; er starb, als Wolfgang zehn Jahre zählte. Dieser vergoß über den Tod des Brüderchens keine Träne und schien sich vielmehr über das Wehklagen der Andern zu ärgern. Nach acht Tagen fragte ihn die Mutter endlich, ob er denn den Bruder gar nicht lieb gehabt habe. Da lief er in seine Kammer und brachte unter dem Bett eine Menge Papiere hervor, die er mit Lektionen und Geschichten beschrieben hatte. „Dieses alles“, sagte er, „habe ich gemacht, um es dem Bruder zu lehren.“

Vorhin war von dem sieben- und achtjährigen „Dramatiker“ die Rede, dem man wenigstens zugestehen mußte, daß er Gespräche entwerfen konnte. Dieser Knabe hatte schon eine ziemliche Kenntnis der dramatischen Welt, obwohl es in seiner Vaterstadt keine ständige Schauspieler-Gesellschaft und auch kein besonderes Theater-Gebäude gab. Mit dem eigenen Kinder-Puppentheater, bei dessen Vorstellungen zuerst die Erwachsenen halfen, und mit vielen Erzählungen der Mutter, die eine große Theater-Liebhaberin war und die ge-

sehenen Stücke in gutem Gedächtnis behielt, fing diese Kenntnis an. Sehr bald durfte Wolfgang aber auch die Marionetten-Spieler besuchen, deren mehrere zu jeder Messe das Publikum in ihre hölzernen Buden lockten. Deren Darbietungen waren so gehalten, daß Kinder wie Erwachsene ohne sittlichen Schaden, vielmehr zur wahrhaften Belehrung neben dem erlaubten Vergnügen ihnen beiwohnen konnten. Diese Vorstellungen waren oft ungemein künstlich; die Puppen bewegten sich, ohne daß die Drähte auffielen, und auf diesen kleinen Bühnen ließen sich die wunderbarsten Ereignisse und Naturschauspiele, zum Beispiel Brände, Gewitter, Schiffbrüche, feuerspeiende Berge, Belagerungen und Zusammenstürze sogar besser darstellen als auf den großen. Die vorgeführten Handlungen waren zumeist die alten volksmäßigen. Man sah die ‚Historia von Goliath und David mit Hanswurst, einem närrischen Philister', oder die ‚Komödie von der tugendhaften Genoveva', oder ‚die sehenswerte Aktion von Judith und Holofernes, nebst einem lustigen Nachspiel', oder ‚die Tragödie von der raßenden Erzzaubrerin Medea, Prinzessin aus Kolchis, mit dem Hanswurst', oder die ‚sowohl seriöse als lächerliche Aktion von dem ruchlosen Leben und erschröcklichen Ende des Erzzauberers Doktor Johannis Fausti mit Hanswurst, einem lächerlichen reisenden Wandersmann, einem curieusen Diener bei dem Faust, einem furchtsamen Teufelsbeschwörer und einem lustigen Nachtwächter.' Also dramatisierte Geschichten aus der Bibel, der griechisch-römischen Götterlehre, der Volkssage und zuweilen auch aus der Staatengeschichte; der Ernst und die Lehrhaftigkeit dieser Geschichten

wurden durch allerlei Spektakel-Beiwerk, namentlich aber durch die groben Scherze der lustigen Person, die überall dabei sein mußte, kurzweiliger gemacht. Eine volkstümliche Musik mit Trommeln, Trompeten und Klarinetten fehlte nicht, und schließlich zeigten die Direktoren als Zugabe noch abgerichtete Affen und andere Merkwürdigkeiten.

Auch Stücke, die von wirklichen Schauspielern gegeben wurden, hat Wolfgang gewiß schon in frühester Jugend gesehen. In den Jahren 1755 und 1756 spielte der kurbayrische Hof-Akteur Wallerotty in einer großen Bude auf der Messe. Auch er zeigte in großen Haupt- und Staatsaktionen berühmte Erzählungen: ‚Ödipus' (nach Voltaire), ‚Orest und Pylades' (von Elias Schlegel), ‚Chlorinde' und ‚die durchlauchtige Zauberin Armida' (beide nach Tassos ‚Befreitem Jerusalem').

Im Jahre 1757 trat die belobte Ackermannsche Truppe in Frankfurt auf. Ihr Prinzipal hatte sich seinerzeit ernstlich auf die Seite des Professors Gottsched gestellt, der die deutsche Bühne von den Hanswurst-Zoten und allem rohen Bombast zu reinigen suchte und deshalb auf die Muster hinwies, die den Deutschen seiner Zeit am nächsten lagen: auf die edlen Tragödien und die witzig-lehrreichen Komödien des französischen Theaters. Ackermann spielte also auch hier in Frankfurt Stücke von Racine, Voltaire, Molière, und in das Gedächtnis des Knaben Goethe drückten sich jetzt Namen und Stoffe ein wie Iphigenie, Merope, Zaire, Britannicus, Mithridates. Ackermann machte aber auch die neueste Entwicklung des Dramas bereits mit: diejenige zur bürgerlichen Tragödie und Komödie. Früher waren

zur Tragödie nur die großen Potentaten, die biblischen und antiken Helden und Heroinen gut genug gewesen; dagegen hatten die Bürger in ihren verschiedenen Ständen und Berufen dazu gedient, auf der Bühne die Laster und Lächerlichkeiten zu verkörpern. Jetzt aber zeigten neueste Dichter, daß auch in den Häusern der Kaufleute und Handwerker sich erschütternde Trauerspiele begeben und daß andrerseits das Lustige und Komische, das man in diesen Schichten bemerken kann, mit Ernstem, Traurigem, Rührendem durchsetzt ist. Das erste sehr wirksame bürgerliche Stück war ‚Der Kaufmann von London' des Engländers Lillo; in Deutschland schuf Lessing ein erstes Werk dieser Art: ‚Miß Sarah Sampson'. Ackermann spielte sie und eine Anzahl Stücke gleicher Art.

Noch eine dritte Art Theater lernte der Knabe um diese Zeit kennen: Vorstellungen von deutschen und französischen Kindertruppen. Es gab deren recht gut eingeschulte, die Pantomimen, kleine gesprochene Scherze und sogar Singspiele hübsch vorführten; sie fanden viel Beifall. Wie nahe lag es da für Wolfgang und Kornelia, auch sich selber in dergleichen Leistungen zu versuchen! Alle nicht stumpfen Kinder antworten auf starke Eindrücke nachahmend, wieder-erzeugend und weiterbildend. Ihre Spiele sind ihnen selber Ernst, sind Vorbereitung auf spätere Taten.

Des Vaters Büchersammlung eröffnete dem Knaben gleichfalls viele Ausblicke in die weite und bunte Welt der Gegenwart und Vergangenheit. Zuerst lockten ihn

die illustrierten Werke; an den Texten in, unter und neben den Bildern lernte er rascher lesen und verstand er die fremden Ausdrücke noch früher, als die Lehrer für nötig hielten. Ein gar vortreffliches Buch war im Hause, das den Kindern die Anschauung aller sichtbaren Dinge und ihre Benennungen in verschiedenen Sprachen vermittelte: der schon erwähnte ‚Orbis sensualium pictus' des großen Erziehers und Gottesmannes Amos Comenius. Die Erzählungen der heiligen Schrift traten dem Knaben gleichfalls anschaulich entgegen: in den Kupferstichen einer von Matthäus Merian ausgeschmückten Foliobibel. Ebenso lernte er die Weltgeschichte zugleich betrachtend und lesend kennen durch ‚Jo. Ludovici Gottfridi Historische Chronica Oder Beschreibung der Fürnemsten Geschichten, so sich von Anfang der Welt, biß auf unsere Zeiten zugetragen'; dies Buch war hundert Jahre vor Wolfgangs Geburt in Frankfurt gedruckt worden und „mit viel schönen Contrafacturen und Geschichtmäßigen Kupfferstücken" geziert, die gleichfalls von Merian herrührten. Eine vorzügliche Einführung in die ältesten Zeiten der am Mittelländischen Meere gelegenen berühmten Länder boten sodann die ‚Begebenheiten des Prinzen von Ithaka, aus dem Französischen des Fenelon in deutsche Verse gebracht'; der edle Fenelon erzählt in diesem Buche die Reisen und Abenteuer Telemachs, der, begleitet vom weisen Mentor, seinen Vater Odysseus zu suchen ausgezogen war. Auch ein Stückchen der vorhergehenden Geschichte von den griechischen Königen, die Troja belagerten, lernte der Knabe schon kennen, obwohl man damals die homerischen Gedichte noch nicht

für etwas Großes hielt, so daß sie nur ganz Wenige beachteten. Sein Oheim Starck besaß nämlich die ‚Neue Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten, insonderheit der bewährtesten Nachrichten aus den Ländern und Völkern des ganzen Erdkreises, von einer Gesellschaft gelehrter Leute in einen geographischen und historischen Zusammenhang gebracht'; in deren siebentem Teile war ‚Homers Beschreibung der Eroberung des Trojanischen Reiches' nacherzählt. Für einen Knaben war gerade diese Prosa-Übersetzung leicht zu lesen, zumal da der Übersetzer nicht nötig gehabt hatte, das griechische Original zu verdeutschen; eine französische Vorlage der gelehrten Anne Dacier erleichterte ihm die Aufgabe sehr und leitete ihn zu kurzen deutschen Sätzen an.[1]) Auch diese Heldenzeit lernte der Knabe zugleich mit den Augen kennen, denn französische Kupferstiche von Picart waren dem Werke beigegeben; sie waren sehr

[1]) Hier ist eine kleine Probe aus dem 8. Gesange; Hektor hat seine Truppen nach glücklichem Kampfe in die Ebene des Skamandros zurückgeführt und ermahnt sie zur Ruhe: „Man schirrete die von Schweis abgematteten und mit Staub bedeckten Pferde ab. Ein jeder stellete die seinigen hinter den Wagen. Man führte Ochsen und Schöpse in großer Menge aus der Stadt herzu. Man brachte aus dem Palast des Priams Brod und Wein, und schaffte das benöthigte Holz an. Augenblicklich stieg der Rauch von dem Fleische in die Höhe und wurde von dem Wind bis an den Himmel getrieben. Alle Soldaten waren muthig und schmäuchelten sich mit dem gewissen Sieg. Sie blieben die ganze Nacht hindurch auf dem Schlachtfeld unter den Waffen stehen und erwarteten den Anfang des Streits mit der größten Ungeduld. Die Finsterniß wich vor dem Glanz des Feldfeuers, wodurch die ganze Gegend erleuchtet wurde."

gut ausgeführt, beruhten aber natürlich auf den geringen Kenntnissen, die man damals von den griechischen Altertümern hatte.[1])

Auch aus der neueren und neuesten Zeit gab es spannende Berichte von fremden Völkern und Ländern und darin bestandenen Abenteuern. Da war ‚Das Leben und die gantz ungemeine Begebenheiten des Robinson Crusoe, von ihm selbst beschrieben und um seiner Fürtrefflichkeit willen aus dem Englischen in's Teutsche übersetzt' und ein ganz ähnliches deutsches Werk: ‚Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsens', welches Buch man kurz ‚die Insel Felsenburg' zu nennen pflegte. Fast ebenso spannend war der Bericht, den Lord Anson über seine in den Jahren 1740 bis 1744 ausgeführte Reise um die Welt gegeben hatte. Solcher Bücher, in denen sich Wahrheit und Märchen verbanden, hatte der Vater noch manche.

Auch des Knaben Bewandertheit im griechisch-lateinischen Sagenschatz wuchs mit jeder Woche an: Götterlehre, Heroengeschichte, halbhistorische Staaten-, Fürsten- und Kriegsgeschichte fand er in alten und neuen Büchern. ‚Acerra philologica', zu deutsch Sprachliebendes Weihrauchkästchen hießen damals mehrere Sammlungen der auserlesensten ‚Historien und Discurse aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Scribenten'; sie

[1]) „Im französischen Theatersinne" nennt sie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" und fügt hinzu: „Diese Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homerischen Helden mir nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte."

versprachen etwa: „gründliche Nachrichten aus der Philologie und den Römischen und Griechischen Antiquitäten, darinn die schwersten Stellen aller Autorum classicorum der studierenden Jugend zum Besten, in einer angenehmen Erzählung kürzlich und gründlich erkläret werden."

Die Kenntnis der deutschen Sagen rechnete man nicht ebenso zur Bildung der Jugend: die Gelehrten verachteten diese lächerlichen Geschichten. Aber die Jugend gehört immer zum Volke; sie teilt den Geschmack des „Pöbels". So fühlte sich auch Wolfgang trotz seines Stolzes und seiner Gelehrsamkeit angezogen von den Erzählungen, die für die gemeinen Leute auf schlechtestem Papier gedruckt und für ein paar Kreuzer abgegeben wurden. In Frankfurt selbst bestand seit vielen Jahren eine Druckerei, die die Herstellung solcher Volksschriften betrieb; sie lagen zum Verkauf auf Tischen, die die Büchertrödler vor ihren Haustüren aufstellten. Ihre Titel reizten sehr, zumal da man von den Helden und Heldinnen doch schon Einiges von der Mutter oder dem Küchenmädchen gehört hatte. Da boten sich zur Auswahl an:

‚Der wiedererstandene Eulenspiegel, das ist wunderbare doch seltsame Historien Tyll Eulenspiegels, eines Bauern Sohn, gebürtig aus dem Land zu Braunschweig';

‚Schöne Historie von den vier Heymonskindern Adelhart, Ritsart, Woitsart und Reinhold samt ihrem Roß Bayart, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heiden zu Zeiten Caroli magni König in Frankreich und ersten römischen Kayser begangen haben';

'Wunderbare Geschichte von der edeln und schönen Melusina, welche eine Tochter des Königs Helmus und ein Meerwunder gewesen ist';

'Der Ewige Jude, d. i. gründliche und wahrhafte Relation, so hiebevor auch französisch, lateinisch und niederländisch ausgegangen, von einem Juden, Namens Ahasvero von Jerusalem, der von der Zeit des gecreuzigten Herrn J. C. durch sonderbare Schickung zu einem lebendigen Zeugniß herumgehen muß';

'Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler, allen hochtragenden, fürwitzigen und gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheulichen Exempel und treuherziger Warnung'.

Da waren ferner der gehörnte Siegfried, der Kaiser Octavianus, die schöne Magelone, Fortunatus mit seinem Säckel und Wünschhütlein und viele andere wunderbare Gestalten, die nun alle auch in der Phantasie dieses Knaben Leben gewannen.

Bei ihren Spielen sind die Kinder immer bedacht, Das, was sie gelernt haben, zu zeigen und zu benutzen. Der Knabe Wolfgang aber war besonders bestrebt, die Unterhaltungen mit den Altersgenossen aus dem Rohen und Wilden zum Feinen und Gelehrten zu erheben. Wie es geschah, hat er später als junger Mann erzählt, indem er in einem Romane von einem Wilhelm Meister redete, der am liebsten ein Innenleben führt, sich aber von den Nachbarskindern nicht völlig abschließt:

Er war wechselsweise mit ihnen bald Jäger, bald Soldat, bald Reuter, wie es die Eigenschaft der Spiele mit sich brachte; doch hatte er immer darin einen Vorzug vor den Andern, daß er imstande war, ihnen die nötigen Gerätschaften schicklich auszubilden. So waren die Schwerter meistens aus seiner Fabrik; er verzierte und verguldete die Schlitten und aus einem geheimen Instinkt und alter Anhänglichkeit kam er bald drauf, ihre Miliz ins Antike umzuschaffen. Es wurden Helme verfertigt mit papiernen Büschen; Schilde, sogar Harnische wurden gemacht: Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hause, die etwa Schneider waren, und die Nähterinnen manche Nadel zerbrachen. Einen Teil seiner jungen Gesellen sah er nun wohlgeschmückt vor sich; die Übrigen, weniger Bedeutenden wurden doch auch nach und nach, doch geringer, ausstaffiert, und es war ein ganz stattliches Chor beisammen. Sie marschierten in Höfen und Gärten, schlugen sich brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die Wilhelm bald beizulegen suchte.

Dieses Spiel, was die Andern sehr unterhielt, war kaum etliche Male getrieben worden, als es Wilhelm schon nicht mehr befriedigte. Der Anblick so vieler gerüsteter Gestalten mußte ihm notwendig die Ritter-Ideen aufreizen, die seit einiger Zeit, da er ins Lesen alter Romane gefallen war, seinen Kopf ausfülleten. Das ‚Befreite Jerusalem', davon er Koppens Übersetzung in die Hände gekriegt hatte, schlug den Zapfen aus dem Fasse. Ganz konnte er das Gedicht nicht lesen; da waren aber Stellen, die er auswendig wußte, deren Bilder ihn immer umschwebten. Besonders fesselte ihn Chlorinde mit ihrem ganzen Tun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins taten mehr Wirkung auf den keimenden Geist der Liebe, der sich im Knaben zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob er gleich ihren Garten nicht verachtete. Aber hundert- und hundertmal, wenn er abends am Fenster stand und in den Garten sah und die Sommersonne, hinter die Berge gewichen, den hauchenden Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten und aus allen Winkeln

und Tiefen die Nacht hervordrang und der klingende Ton der Frösche aus der Ferne durch die feierliche Stille schrillte, sagte er sich die Geschichte ihres traurigen Todes vor. So sehr er von der Partei der Christen war, stund er ihr doch bei, den großen Turn anzuzünden. Arganten haßte er von Herzen und mißgönnte ihm die Gesellschaft des Engels. Und wie nun Tankred sie durch die Nacht entdeckt, unter der düstern Hülle der Streit beginnt und sie gewaltig kämpfen, er konnte nie die Worte aussprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens ist nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll,

daß ihm nicht die Tränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst und zur Taufe bebend das Wasser holt . . .

Der Knabe stellte sich diese Erzählung so dramatisch vor, daß es ihn auch verlangte, diese Abenteuer mit seinen Gespielen aufzuführen; für sich selber wählte er die großen Rollen von Reinald und Tankred. Er beredete also die anderen Knaben, suchte einen passenden Raum, sorgte für spanische Wände als Kulissen, für einen Wald als Hintergrund: es war sogar ein echter Wald aus Birken- und Fichtenzweigen — und nun konnte das Spiel beginnen.

Die Lichter waren angezündet, die Mädchen und Kinder hatten sich versammelt, es sollte angehn, die ganze Heldenschar war angezogen: nun spürte aber Jeder zum ersten Mal, daß er nicht wisse, was er zu sagen habe. In der Hitze der Erfindung, da Wilhelm ganz von seinem Gegenstand durchdrungen war, hatte er vergessen, daß doch Jeder wissen müsse, was und wo er's zu sagen habe, und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war's den Übrigen auch nicht beigefallen. Sie glaubten, sie würden sich leicht als Helden darstellen, leicht so handeln und reden können wie die Per-

sonen, in deren Welt sie Wilhelms Gabe versetzt hatte. Sie stunden alle erstaunt, fragten sich einander, was zuerst kommen sollte, und Wilhelm, der sich als Tankred vornean gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verse aus dem Heldengedicht herzusagen an. Weil aber Das gar bald ins Erzählende überging und er in seiner eigenen Rede endlich als dritte Person vorkam, auch der Gottfried, an dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, so mußte er eben unter großem Gelächter seiner Zuschauer wieder abziehen.

So erfahren wir schon in der Kindheit, daß bei unsern Unternehmungen der Plan und erste Anfang der schönste Teil zu sein pflegt; ja, gerade die Vorhaben der Kinder pflegen zu mißlingen. Aber neue Vorsätze, neue Erlebnisse verdrängen gar rasch den Kummer und Zorn aus den jungen Herzen.

Fünftes Kapitel

Die Franzosen in Frankfurt

1759—1763

Gerade in den Tagen, wo Wolfgang sein siebentes Jahr vollendete, begann König Friedrich von Preußen durch seinen Einfall in Sachsen jenen Krieg, der späterhin als der Siebenjährige vor andern berühmt wurde. Diesmal nahm das Deutsche Reich sogleich die Sache seiner angegriffenen Glieder Sachsen und Österreich auf; auch die Frankfurter Soldaten marschierten also gegen

die Preußen ins Feld. Wohl die meisten Einwohner dieser Stadt aber erklärten sich für den preußischen Heldenkönig, denn die Konfessionsunterschiede waren damals noch die wichtigsten Trennungen unter den Deutschen, und Friedrich galt für den Führer des protestantischen Deutschlands gegen das katholische Haus Österreich. Sodann hatten die Frankfurter, gerade weil sie Reichsbürger waren, viele Beschwerden gegen die Staatsmänner in Wien und deren obersten Herrn, und schließlich wendet bei jedem ungleichen Kampfe der Zuschauer seine Neigung gern dem Tapferen zu, der gegen die Übermacht ein hohes Spiel aufgenommen hat. Eine Minderheit der Frankfurter stand aber auch mit dem Herzen auf der Seite des Reichs; zu dieser Minderheit gehörten die meisten Ratsherren und vornehmlich auch der Schultheiß Textor; er bezeichnete in seinen Schriftstücken den neuen Krieg nur immer als „die dermalige preußische Empörung." Die Stadt war also uneins: in solchen Fällen pflegen die Oberen zu mahnen, daß Jedermann sich nur um seine eigenen Geschäfte kümmern möge.

Die allerunterthänigst- und unterthänigste Devotion und Ehrerbietigkeit, so vor gecrönte Häupter, Potentaten und grosse Mächte, der Rath allhier beständig schuldigst geheget, hat schon in vorigen Zeiten mehrmahlen veranlasset, durch offentliche gedruckte Edicten, bey critischen Weltläuften, allen und jeden hiesigen Burgern, Einwohnern und Schutz-Angehörigen, ernstlich und bey namhaften Strafen, anzubefehlen: in Zusammenkünften und Gesellschaften, sich aller unbedachten, vorwitzigen und gefährlichen, mehrentheils nur aus unzeitigem Eifer und Unverstand herrührenden Discoursen und Judicirens, auch ausgesprengter zum öfteren falsch und unrichtiger Zeitungen, auch deren Propalir- und Weitertragung zu enthalten.

So begann eine öffentliche Aufforderung. Bei gegenwärtigen bedenklichen Zeiten, hieß es weiter, müßten „Burgermeistere und Rath" besonders dringlich anbefehlen, daß ein Jeder sich in Reden, Briefen, anderen Schreiben, auch Drucken des Urteilens über die «Conjuncturen» enthalte: „bei ohnausbleiblicher schwerer Animadversion."

Die Frankfurter Bürger waren aber nicht die Leute, sich das Maul verbieten zu lassen; sie räsonnierten, diskurierten, judizierten und schlugen mit den Fäusten auf die Tische, daß die Wein- und Biergläser hüpften. Durch solche Rede-Scharmützel ward leider auch die Einigkeit sehr gefährdet, in der die Schwiegersöhne des Schultheißen bisher unter einander und mit ihrem Oberhaupte gelebt hatten. Wolfgangs Vater war ebenso preußisch oder vielmehr fritzisch gesinnt, wie Textor kaiserlich. Die Zusammenkünfte wurden ungemütlich.

Vom wirklichen Kriege merkte man zunächst nicht viel. Französische Truppen zogen einige Male durch die Stadt: Das war Alles. Der König von Frankreich half dem Kaiser Franz auf Grund eines Vertrages und angeblich, weil er sich als Gewährleister des Westfälischen Friedens verpflichtet fühlte, für Ruhe und Ordnung in Deutschland zu sorgen.

Im Frühjahr 1758 stellte jedoch der französische Kriegsminister dem Wiener Hofe vor, die Besetzung Frankfurts durch die Franzosen sei notwendig; anders könne man weder für die Verbindungen der Armee

noch für die Treue der Reichsstände eintreten. In Wien aber war man sehr gegen dies Vorhaben; auch verfehlte der Frankfurter Magistrat nicht, sobald er von dem Plane hörte, gegen solche Vergewaltigung der Stadt im voraus Einspruch zu erheben. Die Franzosen fügten sich scheinbar. Aber gegen Ende des Jahres wurde ihnen die Notwendigkeit, Frankfurt zu einem Hauptquartier und großen Waffenplatze zu machen, immer deutlicher. Sie ließen sich nun nicht mehr auf weitläufige Verhandlungen ein, sondern beschlossen, die Stadt durch List in ihre Gewalt zu bringen. Ihr Führer, der Prinz von Soubise, übergab dem General von Wurmser zwölf Bataillone und vier Schwadronen zur Ausführung. Wurmser ließ Ende Dezember durch Kundschafter, worunter auch ein Grenadier-Hauptmann de Thoranc war, feststellen, wie sich das städtische Militär bei Durchzügen fremder Truppen verhielt: sehr viel Vorsichtsmaßregeln wandte der frankfurtische Oberst nicht an, aber man ließ ja auch immer nur ein fremdes Bataillon zum Tore hinein und geleitete es rasch zum andern Tore hinaus. Als Wurmser alle Einzelheiten wußte, meldete er für den 2ten Januar 1759 zwei Bataillone zum Durchmarsche an, eins für den Vormittag, das andere für den Abend. In Wahrheit aber versammelte er eine viel größere Truppenmacht im Süden der Stadt, also vor Sachsenhausen und im Walde. Das erste Bataillon wurde von dem erwähnten Herrn de Thoranc geführt, der in der Stadt schon genau Bescheid wußte. Der frankfurtische Oberst, v. Pappenheim, kam den Franzosen entgegen geritten; er fragte den Hauptmann, ob er da wirklich nur ein Bataillon vor

sich habe; Thoranc behauptete es und machte Ausreden, als Pappenheim sich über die Stärke des Bataillons wunderte; er wurde ins Tor eingelassen. Nun sah Pappenheim sehr bald, daß neue Bataillone nachdrängten; sogleich befahl er den Seinen, das Tor zu schließen, und suchte auch sonst auf's tapferste Einhalt zu tun; aber jetzt war es zur Gegenwehr zu spät. Thoranc ließ in der Stadt die dreißig frankfurtischen Grenadiere, die als Geleit vor ihm her marschierten, entwaffnen. Deren Anführer, der Platzmajor Textor, ein Bruder des Schultheißen, konnte noch schnell zur Hauptwache reiten, um dort Lärm zu schlagen; Thoranc ritt ihm ebenso schnell nach. Die Hauptwache war zum Widerstande bereit; aber dem Hauptmann de Thoranc gelang es, sie zu beschwichtigen. Die Franzosen, rief er, seien ja als ihre Freunde gekommen; wenn sie aber im Zweifel seien, wie sie sich zu verhalten hätten, so brauchten sie nur in den Römer zu schicken, wo der Rat jetzt gewiß schon mit dem Prinzen von Soubise über das gemeine Beste verhandle. Noch ehe der Wachthabende diesen Rat befolgen konnte, bemächtigten sich die nachdrängenden Franzosen aller Thore und der sonst wichtigen Posten. Dann begannen sie sich in der Stadt häuslich einzurichten: das Fußvolk innerhalb der Festung, die Reiterei in den nächsten Dörfern. Siebentausend Mann waren bei den Bürgern einzuquartieren; sie verlangten eine Menge Räumlichkeiten, dazu große Lieferungen an Brot, Mehl und anderen Eßwaren, auch allerlei Befestigungsmittel und nicht zuletzt große Geldzahlungen.

Die Frankfurter waren nun plötzlich nicht mehr die Herren ihrer Straßen und Plätze, ja nicht mehr Herren

in ihren Häusern. Ihre Oberen versuchten durch Bitten und Beschwerden das Übel zu mildern, aber es ließ sich nur wenig ausrichten. Besonders fürchtete man die Anlage von Lazaretten in der Stadt, denn solche Ansammlung von Kranken und Verwundeten vermehrte noch die Seuchengefahr, die jede Soldateska ohnedies mit sich brachte; aber auch auf Lazarette konnten die Gäste nicht verzichten. Ja, die Franzosen mußten ihre Hauswirte und Bundesgenossen immer aufs neue ohne Mitleid auspressen, weil sie von Frankreich her längst nicht das Nötigste erhielten. Eine der Schrauben, die sie anwandten, war die abwechselnde Vermehrung und Verminderung der in der Stadt selbst Einquartierten. Sobald sie aus „militärischen Gründen" noch mehr Soldaten in die Festung zu nehmen drohten, mußten die Bürger fürchten, daß ihnen für ihre Messen und die Meßgäste gar kein Raum mehr übrig blieb; überhaupt hatten die Franzosen es sehr in der Gewalt, den Handel, von dem doch die Einwohnerschaft lebte, zu belästigen oder ganz zu vernichten. Die Preise waren schon vorher hoch gewesen; jetzt wurde es eine arge Teuerung. Bald stellten sich auch französische Geschäftsleute ein, die den einheimischen den Verdienst schmälerten. In ihren Magazinen zeigten sie die neuesten Pariser und Lyoner Waren; so ein Putzhändler nannte sich auf seinem Schilde mit goldenen Buchstaben: marchand de mode de Mad. la maréchalle de Broglio. Sogar Pariser Schuhputzerjungen liefen in den Straßen herum. Die Frankfurter aber hatten von jeher die Franzosen nicht leiden können; schon bei der Krönung Karls des Siebenten hatten sich gerade die Franzosen in der Stadt recht laut und dreist

benommen; damals war der Pöbel sehr gegen sie. „Seh, Das sin aach Franzusel“ hieß es da oft; „mer soll dei Schelme all ins Feur werffe!“ Auch jetzt wurde viel über sie geschimpft, und gar nicht leise. Aber noch mehr richtete sich der Zorn des Volkes gegen die eigenen Oberen, denen man vorwarf, sie hätten die Absicht der Franzosen gekannt und ihnen geradezu geholfen, statt die Stadt mit aller Kraft zu verteidigen. Einen ernstlichen Kampf gegen die verbündete Festung, sagte man, würden die Franzosen nicht gewagt haben. Natürlich ward behauptet, diese Oberen seien mit Geld erkauft worden, denn die Bestechung war in jener Zeit auch im Verkehr mit hohen und höchsten Beamten ganz gebräuchlich. Daß die Besetzung der Stadt für ihre französischen Bundesgenossen wirklich unvermeidbar geworden war, bedachten jene Tadler nicht; auch versetzten sie sich nicht in die Gedanken der zu Kaiser und Reich Haltenden, die doch alles für ihre Partei Vorteilhafte begünstigen mußten, damit dem Könige von Preußen Abbruch geschehe. Die sonst so vorteilhafte Lage Frankfurts brachte nun auch einmal eine große Last auf die Schultern ihrer Bürger: Das ist Kriegsschicksal!

Unter den mit Recht oder Unrecht eines sträflichen Einverständnisses mit den Franzosen Beschuldigten war auch der Stadtschultheiß. Textor galt Einigen für bestechlich; noch öfter sagte man seiner Frau nach, daß sie Geschenke annehme. Ob mit Grund: wer wollte Das entscheiden! Wie gesagt, ein böser Vorwurf war Das in jener Zeit gar nicht; die Herren des Magistrats halfen bei Prozessen in Wien und anderwärts fast

immer ihrer guten Sache mit reichlichen Geschenken nach; der Kaiser selbst nahm Geschenke, wenn sie groß genug waren; warum sollten die Herren vom Frankfurter Magistrat nicht auch einmal ihren eigenen Einfluß in solcher deutlichen Weise anerkannt sehen?

Die Bürger aber murrten und erzählten sich Geschichten. Bei dem Zinngießer Göthe, dem Oheim Wolfgangs, erschien eines Tages ein französischer Offizier an der Tür, gab sich als Einquartierung zu erkennen und verlangte Einlaß. Göthe schloß ihm die Tür vor der Nase zu. Er sei Ratsmitglied, erklärte er, und brauche als solches keine Einquartierung anzunehmen. Der Offizier ging und war bald wieder mit ein paar Soldaten da, die ihm die Tür mit Gewalt aufbrechen sollten. Da öffnete Göthe sie von innen, sprang unter das Volk, das sich angesammelt hatte, und schrie vor Aller Ohren: Nicht die Franzosen wolle er verfluchen, wohl aber die Ratsherren der Geheimen Deputation, die diese Fremden hinterlistiger Weise in die Stadt gelassen hätten!

Sein Bruder Kaspar fraß seine Wut still in sich hinein. Bei ihm war an jenem 2ten Januar abends der Hauptmann de Thoranc erschienen, den wir schon kennen, und hatte die schönen Staatszimmer des Hauses, die man sonst kaum zu betreten wagte, für sich genommen. Da dieser Thoranc um das Gelingen der „surprise“ sich besonders verdient gemacht hatte, ernannte ihn schon am nächsten Tage der Prinz von Soubise zum königlichen Platzhalter über Frankfurt: »lieutenant du

roy« oder »pour le roy«. Das war nicht soviel wie Gouverneur; es bedeutete aber den zweiten Posten in der Verwaltung bürgerlicher Angelegenheiten durch das Militär; Thoranc war eine Art militärischer Polizeidirektor. Das sonst so stille Haus am Hirschgraben ward jetzt auf einmal ein öffentliches Gebäude, dessen Tür Tag und Nacht offenstehen mußte: eine Schildwache beschützte es statt Schloß und Riegel. Auf dem Flur und der Treppe standen und bewegten sich die Soldaten und auch viele Bürger, die mit Fragen, Bitten und Beschwerden zum Lieutenant des französischen Königs wollten. In seinen Zimmern, oft auch auf dem Flure entschied er dann zwischen den streitenden Parteien. Er hatte einen Frankfurter Leutnant Antoni zum Adjutanten; zumeist benutzte er, um mit den Deutschen zu verkehren, als Dolmetscher einen Lohndiener Diene, der gerade gegenüber wohnte und nun im Götheschen Hause gleichsam dazu gehörte.

Der Herr François de Thoranc war zu seinem neuen Amte sehr tüchtig. Provenzale von Geburt, vierzig Jahre alt, wohlhabend, fein gebildet, vorzüglicher Soldat, stolzen Wesens, stand er erhaben über der canaille und ließ sich durch ihre elenden Streitereien nicht gleichfalls erhitzen. Mit Ruhe und oft mit Witz gab er seine Entscheidungen. Er bekam sogleich den Eindruck, daß in dieser Stadt ein elender Krämergeist herrsche und daß man auch ihn in das gegenseitige Schieben und Schmieren hineinziehen wolle: dafür war er nicht zu haben. Die Franzosen hatten für die Besatzungstruppen eiligst hölzerne Wachgebäude errichtet, und zwar auf Plätzen, wo sie dem Meßhandel sehr im Wege waren; als sie sich bereit erklärten, diese Baracken anderwärts

aufzuschlagen, bot der Rat dem Herrn de Thoranc eine große Summe, daß er selber diese Arbeiten anordne und die Gelegenheit benutze, das halbe Geld in die eigene Tasche zu leiten; aber Thoranc ließ das Geld nicht durch seine Hände gleiten, sondern begnügte sich damit, die neuen Plätze anzuweisen. Später suchte ihm der Rat mit gutem Rheinwein beizukommen; auch diese Fürsorge für seine Gesundheit lehnte er ebenso höflich wie entschieden ab. Er verkehrte nur mit den vornehmsten Bewohnern der Stadt, also großenteils mit Nicht-Einheimischen. Bald stand er in freundlichen Verhältnissen mit den Prinzen und Prinzessinnen der verschiedenen Fürstentümer der Nachbarschaft, mit der Herzogin von Broglio, der Gräfin Gersdorf, der Gräfin Einsiedel, der Frau v. Barckhaus-Wiesenhütten: Diese war seine ganz besondere Freundin. Und er gab selber feine, wenn auch eben nicht große Gastmähler.

Mit den Bürgersleuten, bei denen ihn der Zufall einquartiert hatte, kam er kaum in Berührung; auch seine Küche hatte er besonders. Der Hausherr zeigte sich ihm als ein mürrischer Philister, und die Hausfrau war weder hübsch, noch in seinen Augen gebildet; sie fing eben erst an, einige Brocken Französisch zu erlernen. Jedenfalls standen sie weit unter der Gesellschaft, in der er sich bewegte.[1])

[1]) Es sind viele Niederschriften Thorancs über diese Jahre ans Licht gekommen, auch viele an ihn gerichtete Briefe, die seinen Aufenthalt in Frankfurt betreffen. Darin wird des kaiserlichen Rats Göthe nie Erwähnung getan. Seine Frau kommt einmal in einem Briefe der Frau v. Barckhaus als „Ihre Hauswirtin" vor; daran knüpft sich eine spöttelnde Äußerung, die der Herausgeber nicht mitteilen wollte. Vgl. Schubart, Goethes Königslieutenant, S. 151.

Bei Kindern legt man gesellschaftlich einen andern Maßstab an; vermutlich war der stolze Provenzale von Anfang an ziemlich freundlich gegen den zehnjährigen Wolf und die neunjährige Kornelia. Das kleine Mädchen hatte schon ziemlich gut französisch schwätzen gelernt; der Knabe benutzte jetzt die so bequeme Gelegenheit, seine Anfänge zu verbessern. Mit der Dienerschaft und dem Dolmetscher des neuen Hausgenossen war noch leichter Freundschaft geschlossen. Nicht selten bekamen die Kinder vom Koch oder vom Herrn selber gute Bissen von der Tafel. Noch im Alter erinnerte sich Goethe, daß er auf diese Weise Gefrorenes kennen lernte und daß seine gute Mutter diese Nachtisch-Leckerei zuerst wegschütten wollte, weil sie nicht glaubte, daß gezuckertes Eis eßbar und bekömmlich sei.

Besonders mußte es den Knaben erfreuen, daß er jetzt den ganzen Tag wie in einem Schauspielhause lebte. Immer neue Menschen zeigten sich, oft sehr erregte und redselige, Deutsche und Franzosen, Bürger und Soldaten, Verhaftete, Ankläger, Beschuldigte, Freigesprochene, Bestrafte; immer neue Romane entwickelten sich in nächster Nähe. Die feinsten Herren und Damen der Stadt kamen vorgefahren und stiegen die Treppe herauf. Auch die Höchstkommandierenden der Franzosen zeigten sich öfters: der Prinz v. Soubise, der Marschall v. Broglio, der General Wurmser. Und im Herrn de Thoranc selber prägte sich dem Knaben zum ersten Male das Bild eines vornehmen Offiziers, eines wahrhaften Herrn, ein.

Als der Winter zu Ende ging, ward es offenbar, daß die Franzosen wirklich aus guten Gründen in dieser Stadt ihren Hauptwaffenplatz eingerichtet hatten. Die Truppen der preußischen Partei rückten heran, angeführt von Herzog Ferdinand von Braunschweig, der für einen großen Heerführer galt. Die Franzosen erwarteten ihre Feinde bei Bergen, eine Meile vor Frankfurt. Am Charfreitag, den 13ten April, kam es zur Schlacht. Die Frankfurter rechneten allgemein auf eine Niederlage ihrer Gäste; sie erinnerten sich noch wohl, wie schmählich diese Franzosen sich bei Roßbach hatten schlagen lassen, und was man wünscht, erwartet man gern. Die Schlacht wurde sehr blutig; viele Bürger suchten sie von weitem zu beobachten; der Knabe Wolfgang, dem der Vater befohlen hatte, zu Hause zu bleiben, stieg doch wenigstens auf den obersten Boden, um das Schießen noch besser zu vernehmen. Bald kamen viele, viele Fuhren mit Verwundeten in die Stadt gefahren, und am Abend wußte Jedermann: der Herzog von Broglio und seine Franzosen hatten gesiegt.

Am Tag, da Gottes Sohn am Kreuz für uns gestorben,
Hat Ludwigs tapfres Heer die Rettung uns erworben:

so ließen es die Kaiserlich-Gesinnten in der Reichs-Oberpostamts-Zeitung drucken; sie hatten wohl Grund zu großer Freude, denn bei einem Siege der Preußen wären sie zuerst von ihren eigenen Landsleuten mißhandelt worden.

Die meisten Bürger aber knirschten mit den Zähnen, daß sie das verfluchte französische Volk nun noch länger

behalten mußten. Sehr schwer empfand es Rat Göthe, daß er nun auch fernerhin in seinem Hause wie ein Gefangener eingeengt blieb.

Schon vor der Schlacht hatten die Franzosen zur Vermehrung ihres Vergnügens sich eine Schauspielertruppe gewünscht; nun, da sie noch auf lange Zeit sich hier einrichten konnten, mochten sie erst recht nicht auf diese Unterhaltung verzichten. Noch im April begannen die Vorstellungen; zwei Schauspieler aus Metz waren die ersten Unternehmer; ein passender Saal fand sich im ‚Junghof'. Rat Göthe hatte nun auch den neuen Verdruß, daß sein zehnjähriger Sohn, der vom Großvater-Schultheiß her mit freiem Eintritt begünstigt wurde, regelmäßig dies Theater besuchte: als bequeme Gelegenheit zum Erlernen der unentbehrlichen französischen Sprache mußte Jederman es gelten lassen. Anfangs verstand der Knabe von den Reden der Komödianten so gut wie nichts, zumal im schnell gesprochenen Lustspiel; aber da er von Natur aufmerksam war, so beobachtete er um so schärfer das Mienenspiel, die Bewegungen und alle sonstigen Vorgänge auf der Bühne. Die Komödien in Versen waren etwas leichter zu fassen; noch mehr die Tragödien; bei ihnen kannte der Knabe oft schon die Fabel oder er konnte in der Bibliothek seines Vaters den Text nachlesen. Bald sah und hörte er auch manches Stück zum zweiten oder dritten Male: Das half gewaltig zum Verständnis. Er lernte das Französische fast so, wie man die Muttersprache sich aneignet: durch

vieles Hören, durch Nachplappern des Verstandenen und Unverstandenen, durch immer besseres Eindringen in den Sinn des Gehörten und Gelesenen.

Die ersten Prinzipale dieses französischen Unternehmens, L'Hote und de Versac, kamen nicht auf ihre Rechnung; nach anderthalb Jahren, im Dezember 1760 gaben sie den Kampf mit ihren Gläubigern auf. Ihr Nachfolger jedoch, ein beliebter Schauspieler Baptiste Renaud, konnte es besser aushalten; die vornehme Welt der Stadt machte sein Theater zu ihrem Treffpunkt; die Offiziere der Besatzung waren die Stammgäste. In einem nahen Gebäude desselben „Junghofes" wurde ein Café eingerichtet: damals etwas ganz Neues. Hier begegneten sich Schauspieler, Schauspielerinnen, Offiziere und die sonstigen Besucher des Theaters. Die Frau des Direktors war eine schöne Frau von leichten Sitten, und solche leichten Sitten setzte man damals bei allen Komödianten und Komödiantinnen voraus. Kurzweilige Liebschaften: sie waren für Viele im Theatertreiben die Hauptsache. Es scheint, daß der Knabe Goethe mit elf, zwölf, dreizehn Jahren auch in das Treiben im Café Fremont schon Einblicke tun konnte. Sicherlich bemerkte er bei diesen Schauspielern ganz andere eheliche und hauswirtschaftliche Verhältnisse, als er sie in seiner ehrenfesten bürgerlichen Umgebung bisher gekannt hatte; auch wurde er mit Schauspielerkindern bekannt, deren Gespräche ihn Blicke in eine andere Welt tun ließen.

Der oberste Aufseher dieser Bühne war der Herr de Thoranc, dem ja nun die Fürsorge für die Ordnung in der ganzen Stadt anvertraut war. Er nahm sich

aller seiner Geschäfte vortrefflich an. Nach militärischer Art griff er kräftig durch, wo bisher der Schlendrian geherrscht hatte; vor seinen kurzen Befehlen verschwanden die Kompetenz-Streitigkeiten, die sonst manche nötige Verbesserung immer wieder hemmten. Zum Beispiel war die Feuersgefahr gerade in diesen sehr engen, winkligen Gassen mit ihren vielen Holzbauten sehr groß; also hätte man längst die Fackeln verbieten sollen, womit sich die Vornehmen bei Dunkelheit den Weg erhellen ließen, und ebenso die Fackeln, die vor den hölzernen Meßbuden des Abends zu brennen pflegten. Der Magistrat hatte ja auch schon längst eine Anzahl Straßenlaternen aufstellen lassen, aber von Diesen sagten die Spötter, sie seien nur bei Tage sichtbar. Jetzt befahl des Königs Lieutenant, daß diese Laternen regelmäßig angezündet würden. Ebenso sorgte er für Sauberkeit der Straßen, für regelmäßige Abfuhr des Kehrichts, für Reinhaltung der Bürgersteige und Gossen, überhaupt für eine bessere Gesundheitspolizei. Eben weil durch die Besatzung die Seuchengefahr vermehrt wurde, nahm er es ernst mit solchen Maßregeln. Ebenso ging er gegen die Spielhäuser und gegen das Dirnenwesen streng vor, damit die Liederlichkeit einigermaßen in Grenzen blieb. Der Rat und die Bürger halfen ihm bei seinen nützlichen Bemühungen sehr wenig; die Einen ärgerten sich, daß ein Fremder statt ihrer regierte und von heute auf morgen Übelstände abschaffen wollte, wogegen sie sich schon seit vielen Jahren bedächtiglich bemüht hatten; Andere fürchteten persönlichen Nachteil von der Beseitigung alter Mißbräuche, und wieder Andere haßten die Franzosen viel zu sehr, als daß sie Wohltaten aus

ihrer Hand annehmen mochten. Thoranc bekam also keine bessere Meinung von den Frankfurtern. Er erlebte immer wieder, wie sie vor allen Dingen auf ihre Privilegien erpicht waren und welche Schwierigkeiten sie machten, wo ihnen eine Verbesserung anempfohlen wurde. Nur wenn man sich auf das ihnen wohlbekannte Gebiet des Feilschens, des gegenseitigen Händewaschens begab, wurden sie hellhörig. „Daran erkennt man den Krämergeist" schrieb er nieder; „man kann sagen, daß keine andre Art Geist sich in dem Verhalten des Magistrats offenbart; man bemerkt keine Erhebung zu höheren Ansichten, keine Noblesse."

Auch sein Hauswirt fuhr fort, ihm zu grollen; sed vana sine viribus ira wird der Kaiserliche Rat sich als gelehrter Mann selber oft gesagt haben: er mußte die Faust in der Tasche ballen. Wenn er sich beschwerte, er habe nun lange genug die Einquartierung gehabt, fand er auch bei der einheimischen Obrigkeit kein Gehör.

Selbst durch die gemeinsame Liebe zur bildenden Kunst kamen die beiden Männer des Hauses einander nicht näher. Thoranc hatte beim ersten Eintritt in seine Zimmer die nicht wenigen neuen Gemälde bemerkt und sich sogleich sagen lassen, daß deren Urheber in der Stadt und Nachbarschaft wohnten und diese Bilder auf Bestellung des Hauswirts gemalt hatten. Das war ihm wichtig. Sein älterer Bruder Albert, der Haupterbe des Familienbesitzes, baute sich eben damals in dem gemeinsamen Heimatsorte, dem Städtchen Grasse, ein neues Haus; ein Teil der Zimmer sollte nach damaliger Sitte völlig mit Bildern — statt Tapeten — bedeckt werden: die Wände, die Flächen über den Türen,



François de Thoranc



Wolfgang als Modell

Ausschnitt aus einem Gemälde von J. K. Seekatz

ja die Füllungen der Türen. Aber an Ort und Stelle fehlten die Maler. Der jüngere Thoranc ließ nun sogleich die Frankfurter Künstler zu sich kommen, besah ihre mitgebrachten Proben und überzeugte sich von ihrer Bereitwilligkeit, seine Aufträge rasch und nach Vorschrift auszuführen. Das berichtete er seinem Bruder, und Dieser sandte ihm nun die ausdrückliche Bestellung, alle nötigen Bauzeichnungen und Maße beifügend. Alsbald gingen die Frankfurter Künstler ans Werk; zum Teil arbeiteten sie im Götheschen Hause; jedenfalls mußten sie dort in einer gemeinsamen Werkstätte ihre Arbeiten vorzeigen, sie in den Maßen und im Zusammenstimmen prüfen lassen. Ein helles Giebelzimmer der Mansarde, über das Wolfgang bisher verfügt hatte, wurde ihnen eingeräumt. Sie hatten teils kleine, teils sehr große Ölbilder auf Leinwand anzufertigen, die nicht in Rahmen kommen, sondern an ihrem Orte durch kleine einfache Stäbe oder verziertere Leisten eingefaßt werden sollten; die größeren Bilder wurden in Teilen, auf „Bahnen", wie man sie bei Tapeten hat, zu handlicher Verwendung hergestellt. Die Frankfurter Maler, die in Betracht kamen, waren Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel und Juncker; noch besser als sie gefiel der im nahen Darmstadt wohnende Johann Konrad Seekatz. Sie alle waren Freunde oder gute Bekannte vom Rat Göthe; aber dieser Kunstfreund hielt sich jetzt von ihren neuen Arbeiten so fern wie möglich. Um so eifriger trieb sich sein Wolfgang um die Künstler herum, machte Bestellungen, erwies ihnen hundert kleine Gefälligkeiten, unterhielt sie mit seinen lebhaften Reden, äußerte seine Eindrücke von ihren Bildern und deren

Einzelheiten und half ihnen mit Rat und Anregung. Wirklich, auch Das konnte der frühreife Knabe manchmal tun; er hatte eine noch ganz frische und auch schon erstaunlich große Kenntnis aller biblischen Geschichten und vieler griechischen und römischen Götter- und Heldensagen; daher konnte er oft vor Anderen erkennen und deuten, was auf älteren Bildern dargestellt war; daher konnte er anderseits seinen Malerfreunden nahe legen, was sie jetzt zu ihren gegenwärtigen Zwecken verwenden könnten oder auf ihren Bildern anbringen müßten. Im Alter erzählte Goethe, daß er schon in dieser Knabenzeit einen umständlichen Aufsatz verfertigt und darin zwölf Bilder beschrieben habe, wodurch ein Maler das Leben Josephs stufenweise darstellen könne; von diesen Bildern seien einige ausgeführt worden. Und in der Tat: vier solche Josephs-Bilder sind noch heute vorhanden, und eins davon, das den Knaben darstellt, den seine bösen Brüder an die Midianiter verkaufen, legt den Gedanken nahe, daß der Maler Trautmann den Wolfgang Goethe zum Modell für seinen kleinen Joseph benutzt habe.[1])

[1]) Die Abbildungen findet man in Martin Schubarts Werke ‚Goethes Königslieutenant'. Schubart hat im Jahre 1876 die in Rede stehenden Bilder der Frankfurter und Darmstädter Maler für Deutschland wieder entdeckt. Sie fanden sich in zwei Häusern zu Grasse und einem nahen Schlosse. Schubart erwarb einen Teil der Bilder; jetzt befinden sie sich im Frankfurter Goethe-Hause. — Ähnlich dem eben erwähnten Joseph sieht auch der Knabe aus, den Seekatz auf einem Monatsbilde ‚April' für Thoranc gemalt hat; offenbar diente auch hier Wolfgang Goethe zum Modell. In beiden Fällen mag er nach italienischen Vorbildern etwas dunkel gehalten sein.

Die Verhältnisse des Königs-Lieutenants mit den Künstlern stimmten den Hausherrn also durchaus nicht freundlicher gegen seinen aufgezwungenen Gast; im Gegenteil nahm er nun auch als Kunstfreund manches Ärgernis an dem Fremden. Schon daß ihm dies Tapeten-Bilderwesen noch mehr Platz in seinem Hause wegnahm, war sehr verdrießlich. Göthe beschwerte sich also auch darüber, indem er wieder einmal von seinem Schwiegervater verlangte, daß Thoranc umquartiert werde. Er solle es nur ruhig hinnehmen, ermahnte ihn der Schultheiß, der immer auf Seiten der Franzosen zu stehen schien. Bald danach war die Verwandtschaft zu einer Taufe bei der Pfarrerin Starck versammelt; die Männer kamen wieder auf diese Sache zu sprechen, und der Schultheiß erklärte sich scharf gegen seinen Schwiegersohn Göthe. Da geriet Dieser in höchste Erregung und wiederholte dem Schwiegervater, was man in der Stadt so oft sagte: daß er von den Franzosen bestochen sei. Er verfluche das Geld, rief Göthe aus, das Textor von den Franzosen genommen, und er verfluche Diejenigen, die sie in die Stadt gelassen! Nun stieg dem Schultheißen gleichfalls die Wut zu Kopfe; er ergriff ein Messer vom Tische und warf es gegen Göthe. Dieser zog den Degen und wollte auf den Schwiegervater eindringen. Aber die Andern warfen sich zwischen die Rasenden, vornehmlich der Pfarrer Claudi, der auch zugegen war.

In den Jahren, wo Thoranc im Hause wohnte, starben drei Kinder darin: der sechsjährige Hermann Jakob, die zweijährige Johanna Maria und ein noch jüngeres Knäbchen, Georg Adolf. Auch diese Trauerfälle brachten den Hausherrn und den Gast einander nicht näher.

Wolfgang und Kornelia aber, die allein übrig bleibenden Kinder des Hauses, beobachteten immerfort mit jugendlicher Wißbegier das Treiben des fremdländischen und vielvermögenden Offiziers. Sie bemerkten gar wohl, daß er in allem Glanze nicht glücklich war; er litt an „Hypochondrie", wie die Leute sagten. Oft zog er sich in sein innerstes Zimmer zurück und war Tage lang für Niemand zu sprechen, was doch ganz gegen seine Amtspflichten lief. Kinder und Volk erklären sich das Rätselhafte gern durch Geschichten; in diesem Falle hieß es, der Herr habe in jüngeren Jahren im Jähzorn eine schwere Schuld auf sich geladen, deren Erinnerung jetzt noch auf ihm laste. Wie Dem auch sei: wir haben heute eine recht prosaische Erklärung für die häufige üble Laune Thorancs. Dieser Mann, der im Hauptquartier Frankfurt seinem Lande einen wichtigen Dienst leistete, der für die Bürgerschaft der Stadt eine der ersten und wichtigsten Personen war und als solche in der vornehmsten Gesellschaft auch behandelt wurde, hatte nur den Rang eines Hauptmanns. Mit fünfzehn Jahren war er Soldat geworden und sogleich als Leutnant eingetreten, wie es den jungen Adligen damals vergönnt war; nach fünfundzwanzig Dienstjahren aber hatte er es noch nicht zum Obersten gebracht! Seine Vorgesetzten und Kameraden schätzten ihn als einen sehr tüchtigen Offizier: Das half ihm nichts, da die Gunst von oben fehlte; es scheint, daß die damalige Herrscherin Frankreichs, Frau v. Pompadour, nichts von ihm hören wollte. Thoranc hatte die Gabe, sich sehr geistreich auszudrücken, sodaß viele seiner treffenden Aussprüche weiter erzählt wurden; vielleicht war es ihm

wie dem König Friedrich von Preußen gegangen, der sich auch durch seine Witzworte gegen mächtige Personen gefährliche Feinde zuzog. Vielleicht hatte Thoranc es auch nur mit einem Günstling der Allmächtigen verdorben. Das Unglück wollte es, daß jetzt in Frankfurt eine Schmähschrift gegen die Pompadour erschien oder verbreitet wurde; Thoranc war nach seiner Meinung sehr eifrig gewesen, sie zu unterdrücken; aber in Versailles dachte man nicht ebenso. Kurz, seine Bitten um Beförderung wurden immer sehr höflich abgelehnt. Das eine Mal antwortete der Kriegsminister: der königliche Stellvertreter in einer so wichtigen Stadt wie Frankfurt bedeute ja viel mehr als ein Oberst; ganz recht, aber Thoranc hatte in diesem Dienste zuweilen mit hohen Offizieren zu tun, die ihm zu verstehen gaben, daß er doch nur ein Hauptmann sei. Er bat also, man möge ihm dann lieber sein Amt abnehmen und ihn als Stabsoffizier ins Kriegsheer zurückversetzen; da war die Antwort: er sei für sein jetziges wichtiges Amt viel zu vortrefflich geeignet, als daß man unnötiger Weise einen neuen Mann anlernen dürfe. Nun, so möge man ihn darin belassen, aber ihm den höheren Rang geben, erwiderte er; aber Das ging nun wieder gegen den Grundsatz, daß Beförderungen nur im Frontdienst stattfinden sollten. Er habe eine gute und ehrenvolle Stelle, ward zurückgeschrieben: damit solle er zufrieden sein. So ging es eine Weile hin und her, immer mit vieler Anerkennung für Thoranc, der den Herzog von Soubise, den Marschall v. Broglio und andere Heerführer zu Gönnern hatte; aber es blieb bei schönen Worten. Schließlich wußte Thoranc nicht

mehr weiter. Er dachte daran, in fremde Dienste zu treten, in dänische vielleicht; die Freunde rieten ihm ab. Endlich nahm er zu seiner Beruhigung einen längeren Urlaub in seine Heimat. Im Juni 1761 verließ er das Haus am Hirschgraben, das zweiundeinhalbes Jahr ihm statt einer Heimat gedient hatte. Er nahm die für seinen Bruder bestimmten Bilder in vielen Kisten mit: zur großen Erleichterung seines Hauswirts, der diese Abreise des ihm verhaßten Mannes als ein großes Glück empfand. Jetzt arbeitete Rat Göthe daran, die Rückkehr Thorancs in sein Haus zu verhindern, und jetzt gelang es ihm; die Quartierherren sahen endlich ein, daß Göthe übermäßig lange in Anspruch genommen worden war, zumal da gerade die Geschäfte des königlichen Stellvertreters viel Unruhe bei Tag und Nacht ins Haus zogen. Thoranc ward also in seiner Abwesenheit umquartiert, und Göthe nahm eiligst einen bürgerlichen Mieter, den Kanzleidirektor Moritz, in seine Staatszimmer, damit das Haus für voll besetzt gelten mußte.

Als Thoranc zurückkehrte, erlebte er in Frankfurt noch einiges Gute. Die Herren im Magistrat erkannten seine Verdienste um die Stadt mehr und mehr an, und da der seltene Mann Geld und Geldeswert ablehnte, so kam man auf den Gedanken, für ihn vom deutschen Kaiser seine Erhebung in den Reichsgrafenstand zu erbitten und die Kosten dafür zu übernehmen: denn Dergleichen war nicht zum wenigsten eine Geldsache. Das ließ sich Thoranc gefallen, und vom Januar 1762 war



Die Familie Goethe 1762

Von J. K. Seekatz



Die Mutter



Die Schwester

Aus dem Seekatzschen Familienbilde

er ein deutscher Graf. Bald danach ernannte man ihn in Versailles zum Oberstleutnant, und schon im nächsten Jahre stieg er sogleich zum Generalmajor auf, so daß er also den lange angestrebten Rang eines Obersten niemals inne hatte.

Gegen Ende des Krieges ward die Zahl der französischen Truppen in Frankfurt allmählich herabgemindert; zuletzt blieb nur noch das Regiment Elsaß. Am 23sten und 25sten Februar 1763 zogen auch dessen vier Bataillone ab. Das französische Theater Renauds blieb noch bis zur Ostermesse.

Graf Thoranc stand auch nach dem Kriege noch einige Zeit mit den Künstlern in Frankfurt und Darmstadt in Geschäftsverkehr, wobei auch le jeune Goethe zuweilen die Briefe las und seine Meinung dazu gab. Mit den Vornehmsten der Stadt hatte er noch länger einigen Briefwechsel.[1])

---

[1]) Goethe glaubte im Alter, Graf Thorane — so schrieb und sprach er den Namen irrtümlich — sei in noch jungen Jahren als Gouverneur einer französischen Kolonie in Westindien gestorben. In der Tat wurde der Graf zum Gouverneur von Sankt Domingo ernannt. Dort starb er jedoch nicht; er wurde vielmehr noch königlicher Stellvertreter in Perpignan, auch maréchal de camp und Kommandant der Provinz Rousillon. In den Ruhestand getreten, zog er nach Grasse, wo er von seinem Bruder einen Teil der Frankfurter Bilder erwarb und sich noch verheiratete. Er starb 1794, vermutlich als Aristokrat: d. h. als ein Opfer der Guillotine. — In seinen Briefen nach Frankfurt wird Niemand aus der Familie, wo er so lange wohnte, erwähnt; in einem Briefe des Dolmetschers Diene taucht Wolfgang einmal als le jeune Goethe auf.

Sechstes Kapitel

Die Ortsgenossen

Manchmal streifte Wolfgang in den Gassen herum, allzu scheu, um sich mit den Leuten gemein zu machen, aber von großer Wißbegier angetrieben. Auf die Stadtmauer und ihre Türme konnte man nur durch Gunst gelangen; Wolfgang und seine Kameraden erbaten oder erkauften sich die Erlaubnis, auch von dort herab die Vaterstadt zu besehen. Sie blickten in kleine und große Gärten und Höfe, in die Fenster und Luken der Häuser und Nebengebäude; sie sahen mancherlei Menschen bei den verschiedenartigsten Geschäften, machten ihre Glossen und nahmen neue Gedanken mit nach Hause.

Das fremdartigste Stückchen Welt für solche jungen Entdecker war die Judengasse, in der seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts alle Israeliten der Stadt wohnen mußten. Diese lange Gasse, die man sich als den achten Teil eines Kreisbogens denken kann, war hinter der altstädtischen Mauer auf einem ausgetrockneten Stücke des Wallgrabens errichtet; sie war aber auch gegen die Neustadt durch eine Mauer abgeschlossen, also zwischen beiden Teilen der Stadt eingezwängt. An ihren beiden Enden hatte sie Tore, die zur Neustadt führten; in ihrer Mitte wurde durch ein drittes Tor eine Verbindung mit der Altstadt hergestellt. Diese Tore waren nur bei Tageslicht geöffnet; bei

Nacht mußten alle Juden in der Gasse sein. Sonntags durften sie erst heraus, wenn die christlichen Nachmittags-Gottesdienste zu Ende waren. Ursprünglich war der ihnen zugewiesene Raum groß genug gewesen; aber diese Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs vermehrten sich noch nach der alten Weissagung, sodaß es bald in der Gasse von Großen und Kleinen nur so kribbelte. Die Feuersgefahr war hier also noch ärger als in der christlichen Stadt; einmal brannte die ganze Gasse ab; da wurden die vormals niedrigen Häuser sehr hoch wieder aufgebaut, und die Hinterhäuser an den sehr engen Höfen zum Teil noch höher. Man erzählte sich, daß in diesen Häusern zu den obersten Räumen nur Leitern führten: müsse sich ein Jude vor einem eindringenden Feinde flüchten, so eile er unter das Dach und ziehe die Leiter hinter sich herauf. Auch hieß es, die Keller seien zum gleichen Zwecke, die Flucht zu ermöglichen, durch Öffnungen miteinander verbunden; für gewöhnlich seien diese Auslässe zu den Nachbarn durch Schränke oder Kästen verstellt. Nummern hatten die sehr schmalen, hohen Häuser nicht, sondern statt ihrer über der Tür geschnitzte oder gemalte Hauszeichen, als da waren: ein Bär, ein Löwe, ein „Haas", ein Hirsch, ein Strauß, ein Stern, eine Sichel, ein schwarzes oder grünes oder rotes Schild usw. Fragte man also, wo Amschel Moses wohne, so hieß es: im Roten Schild. Und diese Hauszeichen wurden allmählich zu Namen der Familien.

Es lebten in den anderthalbhundert Häusern der Gasse etwa zweitausend Personen, aber wenn man hinsah, schienen es noch viel mehr Menschen zu sein: so

lebhaft ging es vor den Augen und Ohren zu. Sie wohnten höchst ungesund, mit ganz wenig Luft und Licht, im größten Schmutz und Gestank: Das schien ihnen wenig auszumachen. Sie hatten ihre eigene Sprache, das Judendeutsch, ihre eigene Kleidung — gewisse Abzeichen waren ihnen sogar vom Rate vorgeschrieben — ihre eigenen Sitten. Ihre Männer ließen die Bärte wachsen, was bei den Christen nicht üblich war. Der Pöbel foppte und mißhandelte sie sehr viel. Jeder Gassenbube konnte einen alten Juden beim Barte packen und ihm befehlen: „Judd', mach' Mores!" Dann mußte der Jude vor dem Buben den Hut ziehen. Es hatte eben die ganze christliche Bevölkerung einen Abscheu vor diesen Fremdlingen. Goethes Großoheim v. Loen, ein aufgeklärter Schriftsteller, verdammte um 1740 alle Grausamkeiten gegen sie, aber auch er spricht verächtlich von der Gasse: „Alle diese feuchten Wohnungen, welche die Sonne nicht würdiget, mit ihren Strahlen zu bescheinen, sind mit unsauberen Figuren angefüllet, die in ihrem Unflat herum grabeln, wie die Frösche in den Moråsten." Und: „Fragt man, wovon sich dieses alte Uberbleibsel der zwölf israelitischen Stämme nähret, so heißt es: von Betrug. Es ist hier die rechte hohe Schule von dieser Wissenschaft, und wann anders Witz und Trug und List unter die Verdienste des Verstandes gerechnet werden, so kann man solche diesem verschmitzten Volke nicht streitig machen, denn es treibet solche bis zur Vortrefflichkeit. Doch gibt es auch noch ehrliche Juden, welche an die zehen Gebote glauben." Ein anderer Verwandter der Göthes und Textors, der Advokat Dr. Kölbele, der gleichfalls als Schriftsteller

auftrat, war erst recht ein Judengegner; dagegen machte sich der am Hirschgraben der Familie gegenüberwohnende Sebastian von Ochsenstein, ein Sohn des vormaligen Schultheißen, dadurch am meisten als Sonderling berühmt, daß er immer die Partei der Juden nahm und fleißig mit ihnen verkehrte.

Fast alle Juden waren Händler; sie verhandelten namentlich Alles, was zur Kleidung gehört, an die Fremden in den Gasthöfen und an Bürger, von denen sie in die Häuser gerufen wurden. Ihren größten Gewinn aber zogen sie aus Christen, die von den verachteten Hebräern Geld zu leihen kamen. Sie pflegten vom Gulden auf die Woche 2 Heller Zinsen zu nehmen. Das schien dem Borger nicht viel, aber Andere rechneten aus, daß ein auf diese Weise ausgeliehener Gulden mit Zins und Zinseszinsen in 20 Jahren auf 51 854 Gulden anwachse. Man fügte dann hinzu, daß die Juden solchen Wucher trieben, weil sie die Arbeit scheuten. Der Vorwurf, daß sie von Betrug lebten, rührte aber namentlich von ihrem Geldhandel her. Es waren damals gar viele Münzsorten gang und gäbe, deren Metallwert dem aufgedrückten Stempel bald mehr, bald weniger entsprach. Kundige Leute konnten also durch Auszahlung von schlechterem Geld gegen besseres einen Gewinn machen, und dieses Gewerbe wurde in Frankfurt stark betrieben, weil hier der Geld-Umlauf für gewöhnlich schon groß war, in den Messen aber aufs höchste stieg. Das „Kippen und Wippen" war auch noch üblich, nämlich das Abfeilen oder Abbrechen von guten Münzen, die dann bei vermindertem Werte die alte Aufschrift behielten. Das bessere Geld,

das die Wechsler an sich zogen, ließen sie einschmelzen oder verkauften es nach außerhalb an solche Münzgießereien, die schlechtes Geld daraus machten. All dieser Unfug war vom Reiche aus streng verboten; dennoch gab es in Goethes Kindheit in Frankfurt rund fünfzig Wechseljuden, die davon lebten. Sonderbarer Weise war es auch ein Frankfurter Jude, Mayer Amschel Flörsheim, der sich über diese Vergehen am meisten aufregte und die Hauptschuldigen zuerst dem Rate, sodann dem Kaiser angab. Er blieb nicht ungehört, denn der Kaiser Franz der Erste verstand in Geldsachen keinen Spaß, war er doch, weil er Handelsgeschäfte über Alles liebte, im Nebenberuf selber Bankier. Er beschuldigte den Frankfurter Magistrat einer sträflichen Nachsicht gegen die Schuldigen und sogar einer Begünstigung dieses verderblichen Münzhandels. Dann sandte er eine eigene Münz-Lokal-Kommission nach Frankfurt, die der Stadt sehr viel Geld kostete; auf deren Vorschläge wollte nachher der Kaiser über den Geldverkehr so strenge Vorschriften für Frankfurt geben, daß es keine Handelsstadt mehr hätte bleiben können. Es kam zu einem heftigen Kampfe zwischen dem Kaiser und dem Senate, der diesmal auch die Bürgerschaft hinter sich hatte; der schließliche Ausgang war ein ganz unerwarteter. Als nämlich der Magistrat den Kampf verloren glaubte und die sehr harten Wiener Vorschriften nun in Kraft treten sollten, gaben die größten Bankiers der Stadt, Gebrüder Bethmann, v. Olenschlager und Kompagnie, v. Franck und Perret bekannt: unter diesen Umständen müßten sie ihre Kassen und Kontore schließen; andere Handelshäuser gaben darauf die gleiche Erklärung ab. Die

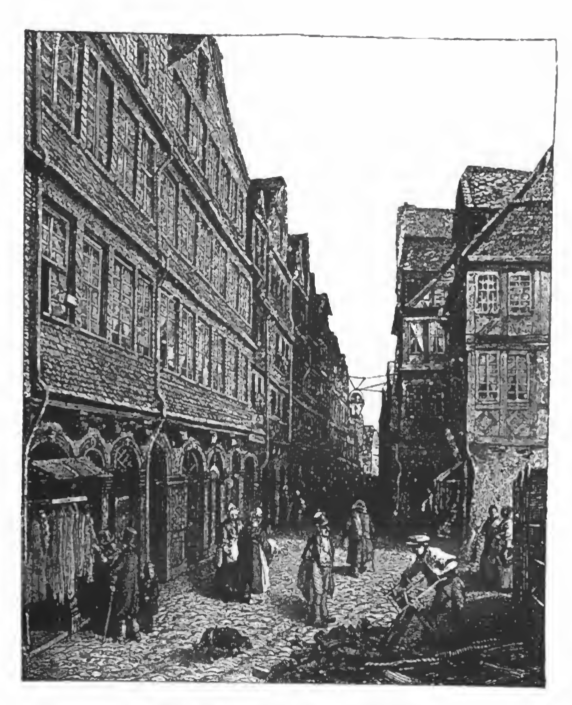
Kaiserliche Kommission wollte nun sogleich die Häupter dieser Bankhäuser als Aufrührer behandeln; da trat aber der französische General du Mesnil dazwischen, denn Dies geschah im August 1760, als die Franzosen sich hier schon heimisch gemacht hatten. Das ganze französische Heer in Deutschland bezog seinen Sold aus Paris durch Wechsel über die Frankfurter Bankhäuser; die französischen Generäle konnten sich überhaupt nicht gefallen lassen, daß der Frankfurter Handel lahmgelegt wurde. Nun begannen diplomatische Verhandlungen zwischen Wien und Paris; die Franzosen verlangten, daß diese strittige Untersuchung und Ordnung des Münzwesens bis nach Friedensschluß verschoben werde, und schließlich mußte der deutsche Kaiser, nachdem er in dieser Sache einmal sehr kräftig aufgetreten war, nachgeben. Im Dezember 1761 rief er seine Münz-Kommission aus Frankfurt ab: „zur mündlichen Berichterstattung." Für die Juden hatte zwar keine der drei Parteien gekämpft, aber sie hatten den Vorteil davon.

Diesen Kampf erlebte Wolfgang Goethe schon mit vollem Verständnis mit. Über die Bewohner der Gasse machte er sich aber namentlich deshalb Gedanken, weil er nicht verstand, wieso diese Menschen die Nachkommen der im Alten Testament auftretenden Hirten, Ackerbauer, Helden und Propheten sein könnten. Er teilte den allgemeinen Abscheu seiner Glaubenspartei, aber das Rätselhafte an diesen Fremdlingen war doch auch anziehend, und inmitten des Häßlichen zeigte sich zuweilen Schönes. Der schau- und lernbegierige Knabe hatte keine Ruhe, bis er mehrmals die Gasse durchstreift, die Synagoge

besucht, auch den Festen und Zeremonien der Juden beigewohnt hatte.[1])

---

[1]) Im Mai 1812 sagte Goethe zu dem jüdischen Bankier Simon v. Lämel aus Prag, sein erster Eindruck von diesem Volke sei „ein mehr erschreckender" gewesen. „Die Gestalten der engen und finstren Judenstadt waren mir gar sehr befremdliche und unverständliche Erscheinungen, die meine Phantasie beschäftigten, und ich konnte gar nicht begreifen, wie dieses Volk das merkwürdigste Buch der Welt aus sich herausgeschrieben hat. Was sich allerdings in meiner frühern Jugend als Abscheu gegen die Juden in mir regte, war mehr Scheu vor dem Rätselhaften, vor dem Unschönen. Meine Verachtung, die sich wohl zu regen pflegte, war mehr der Reflex der mich umgebenden christlichen Männer und Frauen." Kurz vorher hatte Goethe in seinen Erinnerungen das Folgende niedergeschrieben: „Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache, Alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Tore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten so vieler, Etwas zu schachern unermüdet fordernder oder anbietender Menschen entgangen war. Dabei schwebten die alten Märchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die wir in Gottfrieds ‚Chronik' gräßlich abgebildet gesehen, düster vor dem jungen Gemüt. Und ob man gleich in der neuern Zeit besser von ihnen dachte, so zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenturm an einer Bogenwand zu ihrem Unglimpf noch ziemlich zu sehen war, außerordentlich gegen sie, denn es war nicht etwa durch einen Privatmutwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verfertigt worden. Indessen blieben sie doch das auserwählte Volk Gottes und gingen, wie es nun mochte gekommen sein, zum Andenken der ältesten Zeiten umher. Außerdem waren sie



Die Judengasse (um 1820)

Unter den Christen waren in Frankfurt die Lutherischen obenauf; also waren sie hier die Unduldsamen, wie es anderwärts die Katholiken oder die Kalvinisten waren. Eine gleiche Berechtigung der verschiedenen Glaubensmeinungen und Kultgebräuche wurde in jener Zeit nirgends anerkannt: in der schwächeren Partei sah man allemal die Irrenden und Störenfriede. Wer damals im Besitz alter Vor-

ja auch Menschen, tätig, gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man seine Achtung nicht versagen. Überdies waren die Mädchen hübsch und mochten es wohl leiden, wenn ein Christenknabe, ihnen am Sabbath auf dem Fischerfelde begegnend, sich freundlich und aufmerksam bewies. Äußerst neugierig war ich daher, ihre Zeremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters besucht, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Laubhüttenfest mir ein Bild gemacht hatte. Überall war ich wohl aufgenommen, gut bewirtet und zur Wiederkehr eingeladen, denn es waren Personen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen." —

Wenn Wolfgang den hübschen Judenmädchen draußen auf dem Fischerfelde begegnete — zu den eigentlichen Promenaden der Stadt hatten Juden keinen Zutritt — so ruhte sein Auge auch wohl auf Gutta Schnapper, die einige Jahre jünger war als er. Dies Mädchen, das sich 1770 verheiratete, wohnte ihr Leben lang in der Gasse und erfuhr doch für sich und die Ihrigen ebenso Großes wie Wolfgang Goethe. Sie starb erst 1849 und konnte bis dahin mit ansehen, daß ihr Mann, Maier Amschel Rothschild, und ihre Söhne die größten Geldherren der Erde wurden. Und außerdem erlebte sie, daß ihr einst so verachtetes Volk sehr in die Höhe stieg und gleiche Rechte mit den Christen bekam.

rechte saß, hätte es für die größte Ungerechtigkeit gehalten, wenn er mit den von jeher Benachteiligten gleichgestellt werden und seinen Kindern ein geringeres Maß von Vergünstigungen hinterlassen sollte. Die Frankfurter durften zwar nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens in ihrer Stadt die katholischen Kirchen und Klöster nicht antasten; aber mehr als dieses Daseins-Recht räumte man ihnen nicht ein. Nie wurde ein Katholik in den Rat gewählt, nie bekam einer auch nur das kleinste Amt; selbst beim Nachtwächter wurde vorweg gefragt, ob er lutherisch sei. Katholische Ärzte wurden nicht aufgenommen. In den allermeisten Zünften gab es zwar katholische Lehrjungen und Gesellen, aber keine Meister. Im Jahre 1765 verlangte der katholische Maurergesell Müller das Meisterrecht; er prozessierte bis 1777 darum; dann gab er den Kampf auf. Wenn Katholiken in den städtischen Spitälern krank lagen, durfte sie kein Geistlicher ihres Bekenntnisses besuchen; also gingen sie auch der Sakramente verlustig. Die katholischen Verbrecher mußten sich sozusagen lutherisch hinrichten lassen (wie auch die jüdischen), indem nur ein lutherischer Geistlicher ihnen in den letzten Stunden zur Seelenrettung beigegeben wurde.

Dabei besaßen die Katholiken die schönsten und größten gottesdienstlichen Gebäude. Unter ihren Kirchen war der Dom Sankt Bartholomäi die vornehmste; ihr gotischer Turm war das Wahrzeichen der Stadt. Auch die Liebfrauenkirche, die St. Leonardskirche und andere mehr waren katholisch geblieben; in den Klöstern lebten über fünfzig Karmeliter, Dominikaner und Kapuziner; auch ein Nonnenkloster fehlte nicht.

Übrigens bestand ein großer und auch der wohlhabendere Teil der Katholiken aus ehemaligen Franzosen und Italienern. Die Italiener waren zuerst als Händler mit Südfrüchten gekommen, dann Beisassen und schließlich auch Bürger geworden; genannt seien die Familien Bellino, Cetto, Bolongaro, Brentano und Guaita. Im Ganzen waren jedoch die Katholiken trotz der vielen Geistlichen weder zahlreich noch sonst von Bedeutung. Man habe sie kaum bemerkt, urteilte Goethe im Alter.

Von den Reformierten waren die Ersten um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Frankfurt erschienen: Flüchtlinge aus den Niederlanden und Wallonien, auch aus England. Zuerst waren sie als protestantische Glaubensgenossen freundlich aufgenommen worden; sehr bald aber zeigte sich, daß der größere Teil von ihnen andern Gebräuchen und Lehrsätzen zugetan war, als die Evangelischen in Frankfurt gut hießen, und nun wurden sie als Fremdlinge und Irrgläubige angesehen. Manche dieser eingewanderten Familien behielten noch lange die französische Sprache bei; auch trugen sie noch vielfach französische Namen: de Neufville, d'Orville, du Fay usw. Sie bildeten der Sprache wegen eine Gemeinde für sich und hielten sich zwei französische Prediger. Ebenso hatten die deutschredenden Reformierten ihr eigenes Bethaus und eigene Prediger. Diese Kalvinisten beider Sprachen zeichneten sich durch Fleiß und sittenstrenges Leben aus; sie betrugen sich wie Menschen besserer Art, waren also nicht sehr beliebt. Ihr wachsender Wohlstand erregte Neid. Die Aufgeklärten

unter den Lutheranern versagten ihnen die Achtung nicht; Rat Göthe zum Beispiel vertraute mehreren von ihnen den Unterricht seiner Kinder an. Der Magistrat der Stadt dagegen bewies sich viele Jahre, ja zwei Jahrhunderte lang, sehr feindselig gegen diesen vortrefflichen Teil der Ortsgenossen. Er gestattete ihnen keinen Gottesdienst auf seinem Gebiete, sodaß sie jeden Sonntag in das hanauische Bockenheim fahren und gehen mußten; auch zwang er sie, ihre Trauungen und Kindtaufen durch lutherische Geistliche vollziehen zu lassen. Rats- und Beamtenstellen waren für sie nicht da. Am meisten bemühten sich die Reformierten um die Erlaubnis, in der Stadt selbst Bethäuser zu errichten. Preußen, Holland, England, die Pfalz, Hessen-Kassel und andere Staaten legten Fürsprache für sie ein; aber Nichts konnte gegen den Starrsinn der Frankfurter Ratsherren aufkommen. Auch keinerlei Mitwirkung der gescheuten Reformierten im Stadtregiment wollten die alten Geschlechter zugeben, und so blieben diese Eingewanderten — nicht zum Schaden ihrer Geldkästen — auf den Handel beschränkt. Denn auch in den Handwerken machte man ihnen Schwierigkeiten.

Man verstand unter Religion damals zumeist ein starres Festhalten an den Lehren, Sitten und Vorschriften der Väter. Ein entschiedenes Ablehnen und Abwehren anderer Meinungen galt für frommen Eifer. In der Regel war das Christentum nur ein ehrbares Kleid. „Ich habe“ schreibt Herr v. Loen, „so lange ich in der Welt lebe, noch nicht wahrgenommen, daß

unter den Christen eine der äußerlichen Kirchen bessere Menschen gemacht hätte als die andere. Wenn wir unparteiisch die Wahrheit sagen sollen, so taugen wir alle nicht viel. Man siehet die fleißigsten Kirchengänger und die eifrigsten Orthodoxen ebenso schlimm und lasterhaft in ihrem Leben und Wandel sich betragen als Diejenigen, die sie für Ketzer und Irrgläubige halten." Und an anderer Stelle: „Im Kirchengehen und in einigen Zeremonien bestehet unser ganzes Christentum; sonst sind wir nicht ein Haar besser als andere Ungläubige auch. Ja, wir hassen uns einander sogar um einer Religion halber, die wir nicht haben und welche uns lehrt, einander zu lieben." Und ein andrer Frankfurter jener Zeit, der Arzt Senckenberg, klagte: Durch Schuld der Pfaffen sei vom Christentum bei der Mehrzahl seiner Bekenner nur etwas Theorie und Historie übrig geblieben; das Wesen und die Ausübung desselben sei eher bei Heiden wie Pythagoras, Sokrates, Plato, Cicero und Seneca zu suchen.

Dabei waren die Lutheraner, Kalvinisten und Katholiken, die so fremd und feindlich nebeneinander lebten, in den Grundlehren durchaus einig, indem sie alle an das göttliche Weltregiment und die Erlösung durch Christi Tod glaubten. Ein Zweifel an diesen Hauptsätzen wagte sich überhaupt nie an die Öffentlichkeit; die Theologen blickten also beständig auf die unbedeutenden Unterscheidungslehren der Konfessionen. Aber auch die Lutherischen lebten untereinander noch in religiöser Zwietracht. Die Allermeisten hielten sich allsonntäglich zur Kirche; dennoch zerfielen sie in Pietisten und Orthodoxe. Hier in Frankfurt war einst zu Speners Zeit die Bewegung

und der Name der Pietisten entstanden. Der alte Senior Fresenius, dessen Predigten Wolfgang Goethe bis in sein zwölftes Jahr vielmals hörte, war ein gemäßigter Pietist; sein Nachfolger Plitt, vormals Professor in Rinteln, suchte durch gelehrte Predigten schulmäßig zu wirken. Eine allgemeine Achtung genossen die Pietisten keineswegs. „Die guten unter ihnen sind recht gut, die bösen recht bös" urteilte Senckenberg; „ein gutes Herz und ein guter Kopf gehören zur Pietät, sonst ist es Wind und eine Grille. Leute von jener Art sitzen hinterm Ofen und fangen heilige Grillen; sie dünken sich allein weise zu sein, verachten dagegen alle Weltleute, da sie doch auch das Geld lieb haben, einen heiligen Geist exerzieren und beim ersten Anlaß über den Tölpel fallen."

Nicht wenige Fromme sonderten sich aber auch zu Gemeinschaften der Auserwählten ab, wobei ein Teil sich dann noch äußerlich zur Kirche und deren Sakramenten hielt, ein anderer Teil aber allem Pfaffenwesen geradezu feindlich den Rücken wandte. Die Geistlichen — auch Fresenius — kämpften sehr heftig gegen solche Separatisten, Schwärmer und Inspiraten, regten auch in gröberen Fällen die Obrigkeit und den Pöbel gegen sie auf. Die herrnhutische Bewegung hatte auch in und bei Frankfurt Boden gewonnen; im nahen Marienborn, das zu Darmstadt gehörte, war eine Niederlassung erlaubt worden; zu dieser Sekte neigten Manche vom Adel, die großenteils den Grafen Zinzendorff noch selbst gekannt hatten. Viel derber als bei den Aristokraten zeigte sich das Erweckungswesen unter den Handwerkern und sonst in den unteren Klassen; diese Schuster,

Schneider, Sattler usw. lehnten sich mit Geschrei und hitzigem Eifer gegen die Entartung der Kirche und die Laster der Pfaffen und Vornehmen auf; sie forderten einen wahren und reinen Gottesdienst, eine Ausstoßung der Heuchler und Lauen. Zuweilen kam es zu ernstlichen Unruhen, aber solche Erregungen pflegten nach einiger Zeit in sich zusammen zu sinken; ihre Propheten ziehen weiter, oder wenn sie dazu nicht klug genug sind, machen sie die Erfahrung, daß der Reiz der Neuheit aufhört. Schließlich haben die stilleren Vereinigungen, wie die Brüdergemeinde, längeren Bestand. Einzelne Fromme gab es übrigens auch, die sich zu gar keiner Kirche oder Sekte hielten: der Arzt Senckenberg war ein Beispiel. Und ebenso gab es einige Voltairianer, die aus ganz anderen Gründen innerlich zu keiner gehörten; aber Das gaben sie einem größeren Publikum durchaus nicht zu erkennen, wie denn zum Beispiel Goethes ungläubiger Nachbar Sebastian v. Ochsenstein jeden Sonntag sehr auffällig zur Kirche wandelte.

Der Knabe Wolfgang wuchs also unter lauter Menschen auf, die, wie er bemerkte, im christlichen Glauben und Brauchtum zwar nicht völlig einig waren, aber an den Lehrsätzen des Christentums und der Bibel nicht im geringsten zweifelten oder zu zweifeln schienen. Sein Vater war ein aufgeklärter Protestant; seine Mutter hatte pietistische Freundinnen; auch er besuchte alle Gottesdienste. Die größte Wirkung des fleißigen Kirchengehens und Bibellesens war bei ihm jedoch mehr poetisch als religiös; er sah alle diese Erzählungen plastisch und dramatisch vor sich; er gestaltete die alte biblische Welt neu in sich und fühlte sich gedrängt, sie

nach Art der Maler oder der Dichter oder der Schauspieler wiederzugeben.[1])

Die Meinungsverschiedenheiten in Religionssachen wurden in früheren Zeiten in einer sehr deutlichen und derben Sprache behandelt; das Denken und Reden über den Glauben war gleichsam ein Aufeinander-Dreschen mit Knütteln und Keulen. Die abweichenden Lehren des Gegners nannte man Lüge, Betrug, Heuchelei, Schmeichelei,

[1]) Goethe erzählte 1811: „Es versteht sich von selbst, daß wir Kinder ... auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichtes genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen." Er erwähnt dann die Pietisten, Herrnhuter und Separatisten. „Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen, denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien teilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbständigkeit." An andrer Stelle erwähnt er seine eigene vorwiegend poetische Vorstellung: „Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei: stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. ... Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften selbst endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und viel gepriesenen Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft, sowie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft hervorging."

Teufelseingebung, Fuchsschwänzerei, List und Tücke; man entrüstete sich zugleich auch über seinen lasterhaften Lebenswandel, sein Fressen, Saufen, Huren und Buben; daß er die Armen bedrücke, die Witwen und Waisen beraube, war eine ausgemachte Sache. Diese altdeutsch-aufrichtige, sehr oft in biblischen Kraftausdrücken sich ergehende Redeweise herrschte in Frankfurt nicht nur bei den religiösen Besserwissern, sondern ganz allgemein, besonders auch in der Unterhaltung über städtische Angelegenheiten. Man sprach also auch von den Obersten der Stadt mit groben Anklagen und nicht selten mit Haß und Verachtung, aber auch dies gewöhnlich mit biblischen und andren frommen Wendungen. Die Frau v. Barckhausen-Wiesenhütten, die wir schon kennen, drückte einmal dem eben erwähnten Arzte Senckenberg ihr Erstaunen aus, daß dem Schultheißen Textor, der doch soviel Böses getan habe, Alles gelinge und es ihm und seiner Familie gut gehe; Senckenberg erwiderte: Gott gebe diesem Manne und den Seinen Erde, da sie den Himmel nicht hätten und auch nicht bekämen, weil sie ihn nicht haben wollten. Als Textors bester Freund, der Patrizier v. Lersner, manche Jahre der mächtigste Mann im Rat, starb, legte der Senior Fresenius seiner Leichenpredigt den 37sten Psalm zugrunde; in diesem Psalm wird das Treiben und Schicksal der schlimmen Sünder geschildert: „Ich habe gesehen einen Gottlosen, Der war trotzig und breitete sich aus und grünete wie ein Lorbeerbaum; da man vorüberging, siehe: da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden.“ Der uns gleichfalls bekannte Sebastian v. Ochsenstein schrieb an eben diesen Bürgermeister v. Lersner:

er werde eine Wahl in den Rat nicht annehmen, denn er wolle nicht neben Männern sitzen, die mit Eiden spielten, wie die Buben mit den Klickern. Als dem Arzte Senckenberg eine Ratsstelle angeboten wurde, lehnte auch er es ab und erklärte mit dem Psalmisten: „Wohl Dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen!“ Die bösesten Angriffe gegen den Magistrat richtete viele Jahre lang Senckenbergs Bruder Erasmus, den die regierenden Herren selbst in den Senat gewählt hatten. Zum Beispiel behauptete er 1758 schriftlich: acht Ratsherren hätten von den Reformierten Geld genommen, um deren Kirchensache zu begünstigen; die Gemahlin eines im Rate sitzenden Herrn, auf dessen Stimme sehr viel ankomme — damit war der Stadtschultheiß Textor gemeint — lasse sich in allen Gnaden- und andren wichtigen Stadtsachen Geschenke geben, und ein bestimmtes Ratsmitglied habe bei einer Wahl seine Stimme mit hundert Dukaten erkaufen lassen. Dergleichen Beleidigungen ließen sich die Mächtigen nun zwar nicht von kleinen Leuten bieten; aber von andern Mächtigen steckte man sie ein, besonders wenn man annahm, diese Polterer könnten, wenn sie gereizt würden, noch schlimmere Dinge ausplaudern. Dieser selbe Senator Senckenberg beging einst in einer persönlichen Sache, wo er sich höchst niederträchtig benommen, auch noch eine gröbliche Urkundenfälschung; er ward ihrer gerichtlich überführt und dem Magistrat ward anheim gegeben, ihn zu bestrafen: Das unterließ diese Obrigkeit; sie behielt den gemeinen Fälscher sogar als ihr Mitglied! Zwanzig Jahre nach dem Verbrechen entschuldigte sich der Magistrat dieserhalb gegen den Kaiser: er habe „in Hoffnung der

Besserung" das Strafurteil nicht sogleich zum Vollzug bringen wollen! In Wahrheit hatten sich die Patrizier vor den Kenntnissen und Ränken dieses schlechten Menschen gefürchtet, zumal da sein ältester Bruder ein hohes Amt am kaiserlichen Hofe einnahm.

Es ging überhaupt in den oberen Schichten damals wüst zu: in Frankfurt wie anderwärts auch. Ein Geschichtsschreiber der Stadt[1]) nennt das Leben der meisten Gebildeten jener Zeit leer und gehaltlos; um so mannigfaltiger seien ihre Vergnügungen gewesen.

Schmausereien, starkes Trinken, Spielen und geschlechtliche Genüsse waren die hauptsächlichsten derselben und untergruben den Gesundheitszustand wie den Reichtum mancher Familie. Dabei herrschte ein sich überbietender Prunk in Kleidern, Hauseinrichtung und Lebensweise. . . . Es könnten . . . wenigstens vier Patrizierfamilien angeführt werden, in welchen damals je ein Glied durch Ausschweifungen den Verstand verloren hatte. Verführungen, nicht nur von Mädchen der dienenden Klasse, sondern auch von Töchtern vornehmer Familien waren ebenso wie Ehebruch häufig . . . Entführungen gehörten ebenfalls nicht zu den seltenen Vorkommenheiten. . . . Der Verkehr mit lüderlichen Dirnen wurde mitunter öffentlich getrieben. . . . Der Arzt Senckenberg nennt eine ganze Reihe von Mitgliedern des Rates, deren lüderlicher Wandel stadtkundig gewesen sei. Diese Herren und ihre Standesgenossen blieben ungestraft, während ihre Kollegen und sogar sie selbst als Mitglieder des Konsistoriums scharf hinter den Ausschweifungen der geringen Leute waren . . . Auch Kriminalverbrechen der rohesten Art finden sich in den gebildeten Kreisen jener Zeit.

Zum Teil erklärte man diese Sittenverderbnis daraus, daß viele der Vornehmen und Reichen zu ihrer

[1]) G. L. Kriegk, in seinem Buche: ‚Die Brüder Senckenberg'.

Ausbildung oder ihrem Vergnügen nach Frankreich gingen und dann aus Paris die dortige Gott- und Grundsatzlosigkeit mitbrachten. Sie hing aber auch nach dem Satze, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, mit der längst einheimischen Trägheit zusammen: es waren hier ungewöhnlich viele Leute in der Lage, von ihren Renten oder doch ohne erhebliche Anstrengungen zu leben, und sie hüteten sich denn auch sehr vor Mühseligkeiten. Michael v. Loen nennt 1740 die Schönen der Stadt „träge und kaltsinnig"; sie möchten wohl gefallen, „allein die große Gemütsneigungen stören nicht viel ihre Ruhe." Allgemein sagt er von den Frankfurtern:

Leute, die ein wenig Vermögen haben, verabscheuen insgemein die Arbeit. Ja, Einige sind gar so gemächlich, daß sie auch das Spazierengehen für eine Beschwerlichkeit halten, indem man dabei die Füße zuviel beweget. Andere scheuen die Luft, weil sie das Fell verderben soll, oder weil sie sich solche dermaßen entwöhnet haben, daß sie gleich davon Husten und Schnupfen bekommen. Man siehet nicht leicht eine Gegend, die so reizend ist, die Menschen ins Grüne zu locken und die gleichwohl so wenig genossen wird. Die Franzosen bedienen sich dieses Vorteils schon besser; man siehet sie in der Menge auf den Spaziergängen, mittlerweile daß die mehreste vornehme Einwohner dieser Stadt hinter ihren Fenstern sitzen und ihre Zeit mit einem langweiligen Spiel vertreiben.

Hier sind Franzosen gemeint, die nur auf kürzere Zeit am Orte waren; wichtig ist aber die Tatsache, daß alle in Frankfurt seßhaft gewordenen Fremdländischen auch dann, wenn sie gleichfalls von Renten hätten leben können, viel rühriger blieben als die Altdeutschen und

daß sie im Durchschnitt ein sittlicheres, auf die Dauer zuträglicheres Leben führten, so daß ihre Familien durchweg auf ansteigender Bahn fortschritten.

Eine Hauptursache der sittlichen Verwilderung in Frankfurt waren der Zustrom von vielen Fremden, der große Geldumsatz und die Gelegenheit zu leichtem Gewinn, wie sie die regelmäßigen Messen und namentlich auch die sehr ausgedehnten Festzeiten der Kaiserkrönungen mit sich brachten. In einem Briefe Loens wird der Schaden beklagt, der aus den Festen von 1741 schließlich für die Stadt hervorgehe.

Unsre Haushaltungen kosten uns noch zweimal so viel als sonst. Wir lernen von den Fremden eine edle Lebensart. Wir affen ihnen ihre großmütige Sitten, ihre höfische Manieren und ihre vornehme Windmachereien nach. Wir haben Lakaien, Kutschen und Pferde, prächtige Zimmer, Gesellschaften, Spiele, Tänze, Konzerten, Familienfeste, Titeln, Gnaden, Rangsucht und ich weiß nicht welche Narrheiten mehr, die man den Höfen kaum zu gut hält, in den Republiken aber von gar schlimmen Folgen sind. . .

Unsere Haushaltungen gehen darüber zu unterst und oberst . . . Alles sucht sich die Gelegenheit zu Nutzen zu machen; Alles buhlt und frißt und säuft unter einander. Alle Zucht, alle Ordnung, alle Sparsamkeit hat der Henker geholt. . . . Das Gesind kommt dabei selten zu kurz; es stiehlt ehrlich, wo man ihm nichts gibt, denn es hegt die christliche Absicht, den Geiz seiner Herrschaft zu bestrafen. Die Liebe und Unzucht verbindet insgemein die Kutscher, Diener und Mägde unter einander. Gegen solche Banden ist nichts auszurichten.

In allen freien Republiken, fügt der Beschreiber Frankfurts von 1747 hinzu, sei das gemeine Volk schwer in der Ordnung zu halten.

Unzüchtige Weibs-Leute, wenn sie in dieser garstigen Lebens-Art attrapiret werden, müssen in Begleitung der Buben zu ihrer Beschimpfung den Koth-Karn durch die Stadt ziehen. Allein, ob man gleich dergleichen Gesindel mit solcher Straffe zu belegen pfleget, so genießet doch hingegen das Reich des Bachus größere Freyheit. Der Pöbel ergibt sich der Völlerey ungescheut und macht sich eine Ehre daraus, mit andern um die Wette trincken zu können. In den Bier-Häußern höret man nicht selten des Abends ein grosses Lermen und Geschrey der Betrunckenen, und es wird kein Fest-Tag gefeyert, an welchem nicht dem Bacho, der Ceres und der Pomona die gewöhnliche Opfer gebracht werden; denn weil der Rebensafft vor den gemeinen Mann zu kostbar ist, so vergnügt sich derselbe nur mit Bier und Aepffel-Wein.

Blicken wir nach solchen Mitteilungen auf das stattliche Haus am Hirschgraben, in dem Wolfgang Goethe aufwuchs, so erscheint es uns wie eine wohl beschützte, friedliche Festung in einer unruhigen Umgebung. Wohl hatte auch hier der Hausvater sich für ein ziemlich unnützes Rentner-Dasein entschieden, aber bei seiner angeborenen Langsamkeit und Sorgfalt nahmen ihn seine wenigen Geschäfte völlig in Anspruch; er führte in seinem sehr kleinen Kreise das rechtschaffenste Leben; die Zucht von Seidenwürmern schien von seinen Liebhabereien den Seinen die bedenklichste, und sie war auch nicht von Dauer. Er war wohl zu zarten Gemütes und zu gewissenhaft, um in der ruchlosen Welt da draußen einem Geschäfte nachzugehen.

Sein heranwachsender Sohn tat je länger, je mehr Einblicke in die wilde und böse Umgebung. Anziehendes

wechselte mit Abstoßendem und Erschreckendem. Auch ihn konnte dann nach keiner Tätigkeit in der Vaterstadt gelüsten: sah er doch, wieviel Feinde sogar sein vortrefflicher Großvater, der Schultheiß, hatte! Viel angenehmer schien ihm der Beruf eines akademischen Lehrers zu sein, wie er ihn sich nach den Schilderungen seines Vaters dachte.[1])

[1]) In seinen Erinnerungen schrieb Goethe 1812: „Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer solchen Republik nicht unbekannt geblieben, um so weniger, als Kinder ein ganz eigenes Erstaunen fühlen und zu emsigen Untersuchungen angereizt werden, sobald ihnen Etwas, das sie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtschaffener Männer im Widerstreit mit Solchen, die von Parteien zu gewinnen, wohl gar zu bestechen sind, war mir nur zu deutlich geworden; ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen, denn die Kinder sind alle moralische Rigoristen. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte sich im Verdruß über manches Mißlungene sehr lebhaft."

Und an anderer Stelle: „Religion, Sitte Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und Jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus, und ein glattes Äußere übertüncht als ein schwacher Bewurf manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen!" („Dichtung und Wahrheit", 6.u.7.Buch.)

Daß Frankfurt im Verhältnis zu seiner Größe, seiner Wohlhabenheit und seinem Verkehr gar wenig Kultur hatte, lag zu Tage, und der scharfsinnige Reisende erkannte auch die Hauptursache, nämlich die törichte Absonderung der Konfessionen, Stände und Berufe von einander, wobei namentlich die Weltkunde und sittliche Bildung der kalvinischen Kaufleute dem Ganzen nicht zu Gute kam. Die Geselligkeit ließ auch sonst sehr viel zu wünschen übrig. Man hätte sich geschämt, den Gästen einfache Mahlzeiten anzubieten, und so veranstalteten nur Einige sehr prächtige Gastereien, und die Meisten hielten sich abgesondert. „Zur Ausfüllung der leeren Stunden ist hier das Spiel beinahe die einzige Belustigung, welche denn auch in vollem Maße genossen, indem in Frankfurt entsetzlich hoch und viel gespielt wird.“ [1])

Auch über die unrepublikanische Titel- und Rangsucht in Frankfurt wurde geklagt. Seit Jahrhunderten war man an die Geltung der alten Patrizier-Familien gewohnt, die im Hause Limburg vereinigt waren: an die v. Glauburg, v. Stallburg, v. Humbracht, v. Holzhausen, v. Lersner, v. Sieverdes, v. Kaib, v. Völker, v. Kellner, v. Fichard, v. Günderrode, v. Bauer, v. Mühlen. Jüngeren Adels waren die Frauensteiner: v. Klettenberg, v. Heyden, v. Barckhausen, v. Bender, v. Bienenthal, v. Uffenbach, v. Orth, v. Grambs usw. Dazu kam nun um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts recht viel ganz junger Adel, weshalb denn die alten Leute der Stadt noch zu erzählen wußten, daß sie die

---

[1]) Knigge, Roman meines Lebens.

Vorfahren dieser gnädigen Herren als Gewürzkrämer, Essighändler, Kammerdiener, Schuster u. dgl. gekannt hätten! Teils waren diese neuen Aristokraten Rechtsgelehrte, teils Offiziere, teils Bankiers und andere Kaufleute, die sich in Wien den Adel erbeten und erkauft hatten. Als Beispiele seien genannt die Juristen Ochs („v. Ochsenstein"), Olenschlager, Riese, Erasmus Senckenberg und Lauterbach, die Offiziere de Groote, Klauer, Roßler („v. Rosenhayn"), die Handelsmänner Behaghel und Olenschlager, die Bankiers Bethmann-Metzler, de Neufville, d'Orville, Gontard und Franc, der Apotheker Rühle („v. Lilienstern"), der Legationsrat du Fay, Sohn eines Handelsmanns, der Rat Passavant, ein Raumburg, ein Seidenfabrikant Firnhaber (v. Eberstein) und ein Stetzenberg. „Reiche Kaufleute", sagt der Arzt Senckenberg, der, seinen beiden Brüdern ungleich, den Adel von sich wies, „lassen sich nobilitieren, blasen die Backen auf, lassen sich gnädige Herren nennen. Sie haben sonst die Elle geführt; jetzt tragen sie die Feder auf dem Hut, indem sie die Feder vom Ohr an den Hut gesteckt haben." [1])

Von der Sprache der Frankfurter wissen wir schon, daß sie recht kernig und an solchen Kraftausdrücken, wie man sie aus Luthers Bibelübersetzung kennt, reich

[1]) Es trifft also für seine Vaterstadt nicht zu, was Goethe im 17ten Buche von „Dichtung und Wahrheit" berichtet: „Der Adel war sicher in seinen unerreichbaren, durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Schein derselben zu streben."

war; in allen Schichten zeigten sich die Leute beredt genug, wenn sie „von der Leber weg" oder so „wie ihnen der Schnabel gewachsen war" sprechen durften. Um so mühsamer aber fiel ihnen, wie allen Deutschen jener Zeit, der Gebrauch der Schriftsprache. Die Vornehmen und Gelehrten hatten sich entweder mit dem Lateinischen oder mit dem Französischen in vieljährigen Übungen vertraut machen müssen: für das Deutsche blieb keine Zeit und Aufmerksamkeit übrig; es war ja keine auszeichnende, sondern die gemeine Sprache! Da nun aber die Gelehrten in ihren Schriften, Briefen und Gesprächen das Lateinische und die Vornehmen ebenso das Französische anwandten, so blieb das Hochdeutsche eine ungepflegte, unentwickelte, rohe Sprache. In Glaubenssachen konnte man sich allenfalls an Luthers Bibeltext und an die Kirchenlieder halten: in allem Übrigen aber fehlte es an allgemein bekannten Mustern. Im Lateinischen und Französischen waren die Formen und Formeln, wie man sich auszudrücken hatte, gegeben; wollte Jemand sich dagegen aus der heimischen Mundart zum Schriftdeutschen erheben, wo waren da Vorbild und Regel? Schon bei den einfachsten Dingen zeigte sich die Hülflosigkeit. Im Frankfurter Blättchen empfahlen sich zu gleicher Zeit vier Ammen; die Erste schrieb: „Eine ehrliche Frau sucht Saug-Ammen-Dienst"; die Zweite: „Eine Saug-Amme sucht Dienst zu saugen"; die Dritte: „Zu saugen sucht eine Saug-Amme"; die Vierte: „Eine ehrliche junge Wittib, sucht Gelegenheit bey honetten Leuten eine Saug-Amme abzugeben." Das waren Frauen aus dem niederen Volke; aber wenn die Regenten der Stadt ihre Bekannt-

machungen drucken ließen, so schwitzten sie auch gewaltig, ehe sie die einfachsten Dinge auf eine ihnen richtig dünkende Weise herausbrachten. Im Jahre 1750 war der Magistrat gebeten worden, Nachrichten über einen gewissen Franzosen zu suchen, von dem seine Angehörigen lange nichts vernommen hatten; diese Bitte ward mit folgenden Worten bekannt gemacht:

Demnach Monsieur Johann Baptista Siret, von ansehnlicher Familie aus Toix in Franckreich ohnweit Thoulousa auf denen Spanischen Gräntzen Bürtig, seither der letztern Belagerung Freyburg sich verlohren hat, und dann Ein Hochedler und Hoch Weisser Rath allhier durch ein Schreiben von desgedachten Monsieur Siret seinen nächsten Anverwandten ersuchet worden sich dessen zu erkundigen, Als wird hiermit Jedermänniglich deme von seinem Auffenthalt etwas zuverläßiges bekannt seyn mögte ersuchet, solches Ihro Hochadlichen Gesträng dem Aelteren Herrn Burgermeister fordersamst bekannt zu machen. Publicatum Franckfurt am Mayn den 2 Mertz. —

Zehn Jahre später lautet eine andere städtische Anzeige:

Mit Vorbewust und Einwilligung des Königs Lieutetenant Herrn von Thoranc, wird hiermit jedermänniglich bekannt gemacht, daß der vor denenjenigen Ställen, worinnen derer Herren Frantzosen ihre Pferde stehen, befindliche Mist ohnentgeldlich aufgeladen und hinweg geführt werden kann.

Das also war die Schriftsprache, die der Knabe Goethe von seinen Vorfahren und Landsleuten erbte, und besonders auch von den Juristen und Stadtregenten, in deren Reihe zu treten er bestimmt war! Zunächst aber war auch für ihn das Deutsche Nebensache, denn die f r e m d e Sprache und das a b s e i t i g e Wissen macht den Gelehrten!

Siebentes Kapitel

Begabt und frühreif

1762—1765

Die Konfirmation erfüllte die Erwartungen des Knaben durchaus nicht. Der vorhergehende Unterricht befestigte sein Katechismus-Wissen, ohne ihm neue Blicke zu geben; nun hoffte er auf ein inneres Erleben durch die erste Beichte und das Abendmahl. Die Beichte dachte er sich als ein wirkliches Eingeständnis der Sünden und Schwächen vor einem ernstlich teilnehmenden, strengen und doch gütigen Beichtvater; aber Alles ging rasch und kalt als bloße Zeremonie vorüber. Für den alten Geistlichen, der ihn in die christliche Gemeinde einführte, war auch er nur ein Schäflein in einer sehr großen Herde.[1])

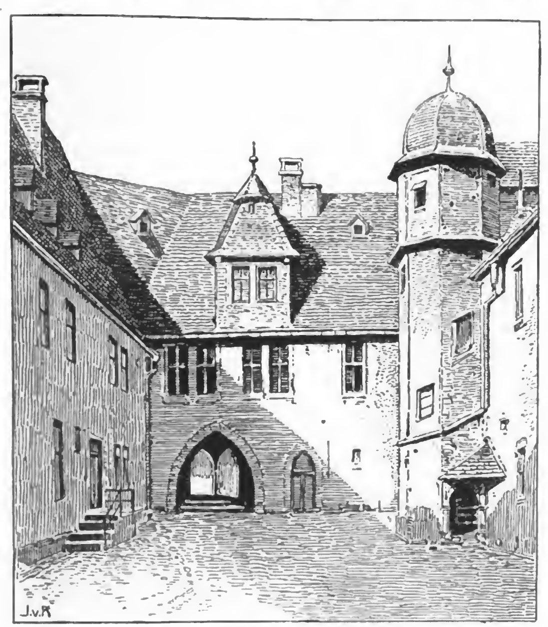
Dabei war er doch schon ein eifriger Theologe in seiner Art. Die in der Bibel dargestellte Urzeit der Menschheit zog ihn immer wieder an, und immer wieder

[1]) Goethe hat über seine Konfirmation im 7ten Buche von „Dichtung und Wahrheit" im Anschluß an ein sehr auffallendes Lob der katholischen Sakramente berichtet. Sonst haben wir keine Nachrichten darüber. Vermutlich wurde er Ostern 1763 von dem nahezu siebzigjährigen Pfarrer Johann Georg Schmidt, der später auch noch seine Schwester getraut hat, konfirmiert. Fresenius kann mit dem „guten, alten, schwachen Geistlichen" nicht gemeint sein, denn er zeigte sich nie schwächlich, starb auch schon im 57sten Jahre und konfirmierte Ostern 1761 zum letzten Male. Näheres bei Dechent im Goethe-Jahrbuch XI

hatte er das historische Rätsel vor Augen, daß die verachteten Juden der Gasse von jenen Hirten und Kriegern abstammten. Ihre Sprache war ein Gemisch von deutschen und hebräischen Worten und Wendungen; dies „Judendeutsch“ wurde auch schriftlich, in Briefen, Urkunden, Gelegenheitsgedichten, angewandt; sogar waren in Frankfurt selbst schon mehrere Bücher darin gedruckt worden, und die von einem ehemaligen Rektor des Gymnasiums verfaßte Frankfurter Judenchronik, die der Vater besaß, enthielt viele Proben aus dieser sonderbaren Sprache. Wolfgang wollte auch sie erlernen, und der Vater tat ihm den Willen. Im Frühjahr 1761 nahm Rat Göthe für seinen zwölfjährigen Knaben einen Judendeutsch-Lehrer an, vermutlich einen Übergetretenen. Christamicus heißt er latinisiert im Kassenbuche; es wird ein Frankfurter Sergeant Christfreund damit gemeint sein. Dieser Gelegenheitslehrer malte dem Knaben die hebräischen Schriftzeichen vor, lehrte ihn auf hebräisch zählen: olef, beß, gimmel, dallet usw. und brachte ihm eine Anzahl jüdischer Wörter bei: Schaute für Narr, Kalle für Braut, Chosen für Bräutigam, Lev für Herz, Mischpott für Gericht usw. Danach mögen sie auch etwas zusammen gelesen haben.

Nun wollte Wolfgang aber auch das richtige Hebräisch lernen, damit ihm das Alte Testament sich völlig erschließe. Alle Sprachen fielen ihm ja leicht. Der gute Vater verhandelte mit dem Rektor Albrecht darüber, der dem Gymnasium vorstand und wie fast alle Pädagogen jener Zeit Theologie studiert hatte. Albrecht, ein wunderlicher alter Mann, nahm das Verlangen des

Knaben nur scherzhaft, hatte aber nichts dagegen, daß Wolfgang zu ihm komme und Hebräisch treibe. Also



Rektorwohnung und Gymnasium

pilgerte der dreizehn- und vierzehnjährige Knabe[1]) fleißig zum ehemaligen Barfüßer-Kloster, in dem jetzt das

[1]) Im September 1762 und Mai 1763 schaffte der Vater Bücher an, die zu diesem Fach gehörten. Goethe selber gibt nicht an, in welchem Alter er Albrechts Unterricht genoß.

Gymnasium untergebracht war und auch der Rektor hauste. Der alte Gelehrte ließ ihn wiederum mit dem schwierigen Schreiben, Lesen und Aussprechen des Hebräischen sich abmühen; nur langsam kam man zum eigentlichen Lesen und Erklären der alten Schriften. Der Schüler wollte dann vor allen Dingen den Inhalt dieser Bücher besser verstehen, auch die Widersprüche beseitigt sehen, die sich darin fanden, indem verschiedene Stellen der Bibel untereinander oder mit dem Erfahrungswissen sich nicht reimten. Albrecht war fast ein Freidenker, der lieber im Luzian als in der Bibel las; aber es fiel ihm nicht ein, sich mit dem Knaben in solche bedenklichen Gespräche einzulassen. Er lachte ihn aus, wenn er mit seinen Fragen und Zweifeln kam: „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge!" Und um ihn nicht ganz leer abzuspeisen, verwies er ihn auf das englische Bibelwerk. Damit meinte er eine deutsche Bibelübersetzung, die seit 1749 in Leipzig herauskam und bis 1763 in zehn Bänden vorlag; hier war dem Texte eine „vollständige Erklärung" beigefügt, „welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedener Engländischen Schriftsteller zusammengetragen" war. Dies Werk besaß auch der Vater, und Wolfgang vertiefte sich oft darin. Die Wirkung blieb die alte: gar viele Gestalten des Alten Testaments wurden ihm zum Greifen deutlich.

Wie das Hebräische betrieb man damals auf den Schulen auch das Griechische, nämlich nur als die Sprache, in der ein Teil der Heiligen Schriften überliefert ist. Wolfgang hatte schon mit zehn Jahren die Anfangsgründe gelernt; nun betrieb er es etwas

weiter, indem er die sonntäglichen Evangelien und Episteln auch im Urtexte las: solche lehrreichen Gewohnheiten wurden von seinem Vater gefordert und begünstigt. Die echten griechischen Dichter und Denker aber waren den Gelehrten höchstens dem Namen nach bekannt; also ward auch des Knaben Aufmerksamkeit noch kaum darauf gelenkt.

Das Lateinische dagegen war eine Gebrauchssprache, in der jeder Gelehrte gut beschlagen sein mußte, um die Schriften seines Faches zu verstehen und sich mit andern Gelehrten zu verständigen. Da man das Lateinische wie eine Muttersprache handhabte, so wurden auch die Werke der alten lateinischen Literatur viel gelesen: Terenz, Plautus, Ovid usw. Auch Wolfgang versenkte sich in eine Menge lateinischer Bücher und war jederzeit imstande, seine eigenen Gedanken in der Sprache der Gelehrten auszudrücken. Sein Vater freute sich an solchen Ausarbeitungen und gab ihm wohl auch einen Gulden Belohnung pro oratione latina.

Das Französische, die Sprache der feinen Leute, hatte der Knabe, wie wir wissen, sich in ganz ähnlicher Weise durch ein frisches Darauf-los-gehen angeeignet; er übte es ebenso durch beständiges Lesen. Bücher und Zeitschriften in dieser Sprache kamen ihm oft vor die Augen und reizten durch ihren Inhalt an, sich damit zu beschäftigen. Zum Parlieren war auch oft Gelegenheit. Ein tüchtiger Franzose war der in der Nähe wohnende Pensionatshalter Pfeil, der zu des Vaters besten Freunden und auch zur Verwandtschaft gehörte; er hatte eine Base des Vaters zur Frau. Pfeil hielt

dem Jüngling gegenüber, so gut es ging, auf Grammatik und Korrektheit.[1])

Auch das Italienische wurde noch weiter gepflegt; nicht zuletzt schmeichelte es sich durch Liedlein und Arien ein, die man in guten Häusern trällern und singen hörte. Der Vater besaß den Tasso, den Ariost und andere Dichter, die zum Lesen reizten.

Das Englische aber war damals im deutschen Binnenlande fast unbekannt. Man fing zwar schon an, in der englischen Nation die erste der Gegenwart zu sehen; neben dem Holländer war der Engländer die höchste Gattung Mensch; aber höchst selten zeigte sich in Deutschland ein Bewohner jener Insel, und wenn es geschah, so radebrechte er die allgemeine französische Verkehrssprache. Selbst in der lebhaften Handelsstadt Frankfurt verstanden weder die Gelehrten, noch die Vornehmen, noch die Kaufleute die englische Sprache. Da erschien im Juni 1762 ein junger Theologe, der sich acht Monate in England aufgehalten hatte, und erbot sich, „innerhalb vier Wochen einen Jeden, der nicht ganz roh in den Sprachen sei, diese englische zu lehren und ihn soweit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiße weiterhelfen könne.“ Rat Goethe benutzte die

[1]) In „Dichtung und Wahrheit“ heißt es, Pfeil sei bei Goethes Vater „Bedienter, Kammerdiener, Sekretär“ gewesen; die Verwandtschaft wird nicht erwähnt. Pfeil heiratete aber schon mit 20 Jahren die um 7 oder 8 Jahre reifere Brauerstochter Walther und gab damals schon als Erwerb den Unterricht im Französischen an. Da er aus Butzbach stammte, muß er vorher ganz besondere Gelegenheiten gehabt haben, die fremde Sprache gut zu lernen.

Gelegenheit, um sich selbst und seine beiden Kinder in den Besitz einer neuen Sprache zu setzen; außer den ersten 5 Gulden im Juli 1762 verdiente sich jener Kandidat Schade im Februar des nächsten Jahres noch einmal 2 Gulden, indem er Fortbildungs-Übungen in diesem lernlustigen Hause abhielt.

Bald nach Schades Fortgange konnten Wolfgang und Kornelia ihre englischen Kenntnisse in der angenehmsten Weise vermehren. Ein paar erste Engländer fanden sich in Pfeils Erziehungsanstalt ein; mit einem davon, Harry Lupton, wurden die Geschwister befreundet; sie übten mit ihm abwechselnd deutsche und englische Unterhaltung. Bald begründeten sie mit noch einigen Andern ein englisches Kränzchen, das reihe-um in verschiedenen Häusern bewirtet wurde.

So war der vierzehnjährige Wolfgang Goethe ein Vielsprachler geworden — ohne in irgend einer Grammatik festen Fuß zu fassen. Natürlich war er stolz auf sein Wissen und Können. Eines Tages kam ihm der Einfall, einen Briefroman in sieben Sprachen abzufassen, nämlich so, daß von sieben Geschwistern Jedes in einer andern Sprache den Andern Bericht erstattete. Ein Theologe sollte ein förmliches Latein schreiben und zuweilen ein griechisches Postskript hinzufügen; ein Kaufmann in Marseille bediente sich des Französischen; ein anderer in Hamburg des Englischen; ein Musiker schrieb italienisch, und das jüngste Glied der Familie hatte sich das Judendeutsch erwählt, während der älteste Bruder ein gutes Deutsch pflegte. Ob viel von diesen Briefen zu stande kam, ist nicht überliefert; vermutlich sagte sich der junge

Polyglottist bald: Et voluisse sat est; und in der Tat, daß er Dergleichen planen konnte, gereichte dem Knaben schon zum Ruhme.

Jedenfalls sah er beständig Bücher in drei oder vier Sprachen und gewann damit auch eine große Kenntnis der alten und neuen Welt. Namentlich wurde er ein Mitbesitzer ihres Schatzes an Erzählungen, Sagen, Märchen und Fabeln. Sein Vater sorgte zuweilen dafür, daß er auch mit Ausdauer und Ordnung las, daß er die langweiligen Bücher, wenn sie eine nötige Belehrung versprachen, und ein angefangenes Werk bis zum Schluß durcharbeitete. So ein Knabe möchte wie ein Schmetterling herumflattern und naschen; die väterlichen Ermahnungen plagten ihn oft, aber zu seinem Segen. Im Frühjahr 1763 fand wiederum eine Kaiserwahl und -krönung in Frankfurt statt, diejenige Josephs des Zweiten; der Vater sorgte dafür, daß sein Sohn alle dabei eintretenden Gesetze und Gebräuche vorweg studierte, sodaß er den Vorgängen dann als ein gelehrter Zuschauer beiwohnen konnte. Wieder einmal war jetzt die Stadt erfüllt von fremden Prinzen und Staatsmännern; auch in den Privathäusern mußten sie aufgenommen werden: bei Göthes wohnten ein kurpfälzischer Kavalier und der württembergische Geschäftsträger Freiherr v. Königsthal.

Bei seinen Ausflügen in die nächste Umgebung fing Wolfgang an, einzelne Ansichten abzuzeichnen: einen Baum, der ihn reizte, einen Turm, eine Ruine. Für ihn war Das ein Spiel, aber der Vater machte Ernst daraus; er besah die Blätter, beurteilte sie, beschnitt die Ränder, zog saubere Umrahmungs-Linien um die Bild-

chen und hob sie auf. So hielt er es mit allen Talentproben seines begabten Jungen.

Rat Göthes eigenstes Fach war die Rechtsgelehrtheit, die er immer weiter betrieb, obgleich er sich nicht unmittelbar darin betätigte und sich auch nicht unter die Fachschriftsteller zu mischen wagte. Den Wolfgang aber konnte er in der Jurisprudenz unterrichten; schon der Knabe ward in einem kleinen juristischen Katechismus, Examen institutionum imperialium von Hoppe, hieb- und stichfest; auch Struves Jurisprudentia Romano-Germanica forensis ward schon ernstlich vorgenommen.

Aber auch die Bildung zum Weltmann durfte nicht vergessen werden. Da Wolfgang schon fertig Französisch sprach, so blieben nur Musik, Tanzen, Fechten und Reiten zu pflegen. Das Fechten und Reiten lernte er in seinem sechzehnten Jahre, als der Abgang zur Universität bevorstand. Zunächst nur notdürftig. Das Klavierspiel betrieb er unter Kantor Bismann im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten; er lernte ziemlich gut spielen, aber einen sehr starken Trieb hatte er nicht dazu, und der Vater hielt nur bei der Schwester auf eine gründliche Ausbildung im eigenen Vortrag. Die Tanzkunst stand in jener Zeit sehr hoch, sowohl in ihrer Ausübung wie in der Meinung der Tonangebenden; sie wurde von früher Kindheit an den Söhnchen und Töchterchen der besseren Familien eingeübt, nicht selten mit pedantischer Strenge aufgezwungen; man nahm die elegante Haltung und Bewegung und auch die Gewandtheit

in den verschiedensten Tänzen für die Kennzeichen eines höheren Ranges. So darf es uns nicht verwundern, daß der würdige Kaiserliche Rat selber seine beiden Kinder sehr ernsthaft in die Tanzschule nahm und nicht eher nachließ, als bis sie mit Ehren vor der Gesellschaft bestehen konnten. Wolfgang hatte auch Lust und Gabe zum Tanzen, obwohl doch sonst etwas Steifes in seinem Auftreten lag. Als er im Alter an diese Übungen zurück dachte, erzählte er von seinem Vater, daß er beide Kinder „auf das bestimmteste in den Positionen und Schritten" unterwiesen habe.

Als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuett zu tanzen, so blies er auf einer flûte douce uns etwas Faßliches im Dreivierteltakt vor, und wir bewegten uns danach, so gut wir konnten. Auf dem französischen Theater habe ich gleichfalls von Jugend auf, wo nicht Ballette, doch Solos und pas de deux gesehen und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuett genug hatten, so ersuchte ich den Vater um andere Tanzmusiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murkis reichlich darboten; und ich erfand mir sogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Takt meinen Gliedern gemäß und mit denselben geboren war.

Ein vorbildliches Tanzen auf ihren Bühnen zu zeigen, war damals nicht die geringste Aufgabe der Komödianten. Wolfgang konnte auch bei der deutschen Truppe Ackermanns, die im Sommer 1762 in Frankfurt neben der französischen spielte, die Tanzkünstler bewundern. Ackermanns junger Stiefsohn Friedrich Schröder leistete als Tänzer Erstaunliches, und die achtzehnjährige Karolina Schulze zeigte sich nicht bloß in

tragischen und sentimentalen Rollen, sondern auch als ernste und komische Tänzerin.

Welche Theaterstücke Wolfgang durch diese Gesellschaft neu oder mit neuem Verständnis kennen lernte, läßt sich nicht sagen. Sie gab solche von den französischen Klassikern, aber auch Neueres: den ‚Hausvater' von Diderot, den ‚Codrus' von Chronegk, ‚Kanut' und ‚Orest und Pylades' von Elias Schlegel, die ‚Poeten nach der Mode' von Weiße, den kleinen Scherz ‚Herzog Michel' von Krüger usw. Auch ein paar deutsche Singspiele nach englischem Vorbilde kamen vor: ‚Der Teufel ist los' und als Fortsetzung ‚Der lustige Schuster'; dazu dann die schon erwähnten Ballette: ‚Das Schäferfest', ‚Die verliebten Bötticher', ‚Die Apfeldiebe', ‚Das Serail des türkischen Sultans', ‚Pygmalion' usw. Nach Ackermanns Fortgange ruhte das Theaterspiel in Frankfurt ein ganzes Jahr. Virtuosen anderer Künste fuhren fort, diese wohlhabende Stadt zu besuchen. Am 25sten August 1763 war die Götheſche Familie unter den Vielen, die von den musikalischen Wunderkindern aus Salzburg angelockt wurden: ein siebenjähriger Knabe Wolfgang Amadeus Mozart und seine zwölfjährige Schwester, Maria Anna, wurden von ihrem Vater vorgeführt. Die Zuhörer und Zuschauer kamen aus dem Erstaunen nicht heraus.[1])

[1]) „Ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen noch ganz deutlich" erzählte Goethe 67 Jahre später. Man muß sich diese ältesten Konzerte als ein An-

Im nächsten Frühjahr, 1764, waren wegen der Kaiserkrönung die musikalischen und theatralischen Darbietungen erst recht zahlreich. Im Junghofe spielte eine französische Gesellschaft unter dem Prinzipal Claude Barizon; in einem aus Brettern aufgeschlagenen Opernhause bei der Kleinen Allee wurden italienische Operetten und Intermezzi geboten, und eine deutsche Schauspieler-

staunen von Kunststücken und Seltenheiten vorstellen; die seelische Aufnahme von Tondichtungen war völlig Nebensache. Die Frankfurter Nachrichten brachten über die hier in Rede stehenden Konzerte unter dem 30sten August 1763 folgende Anzeige: „Die allgemeine Bewunderung, welche die noch niemals in solchem Grade weder gesehene noch gehörte Geschicklichkeit der 2 Kinder des Hochfürstl. Salzburgischen Kapellmeisters Herrn Leopold Mozart in den Gemütern aller Zuhörern erwecket, hat die bereits dreimalige Wiederholung des nur für einmal angesetzten Konzerts nach sich gezogen. Ja, diese allgemeine Bewunderung und das Anverlangen verschiedener großen Kenner und Liebhaber ist die Ursach, daß heute Dienstag den 30. August in dem Scharfischen Saale auf dem Liebfrauenberg abends um 6 Uhr, aber ganz gewiß das letzte Konzert sein wird, wobei das Mägdlein, welches im zwölften, und der Knab, der im siebenten Jahre ist, nicht nur Konzerten auf dem Claveßin oder Flügel, und zwar Ersteres die schwersten Stücke der größten Meister spielen wird: sondern der Knab wird auch ein Konzert auf der Violin spielen, bei Symphonien mit dem Klavier akkompagnieren, das Manual oder die Tastatur des Klaviers mit einem Tuche gänzlich verdecken und auf dem Tuche so gut spielen, als ob er die Klaviatur vor Augen hätte. Er wird ferner in der Entfernung alle Töne, die man einzeln oder Akkorde auf dem Klavier oder auf allen nur erdenklichen Instrumenten, Glocken, Gläsern und Uhren anzugeben imstande ist, genauest benennen. Letzlich wird er nicht nur auf dem Flügel, sondern auch auf einer Orgel (solange man zuhören

Bude für das Volk fehlte jetzt auch nicht. Bei Barizon lernte Wolfgang das reizende Singspiel der Madame Favart ‚Annette et Lubin' kennen.[1]) Auch die italienischen Operetten machten dauernden Eindruck auf ihn.

In der nächsten Herbstmesse (1764) erschien der Prinzipal Joseph Sebastiani wie schon früher; er war selber kein Schauspieler, hatte aber mehrere arme Kinder im Singen und Tanzen unterrichten lassen und spielte nun mit ihnen kleine Schauspiele und Operetten, gewöhnlich in einer betternen Bude, die er sich auf den Marktplätzen aufbaute. Allmählich erwuchs aus dieser Kindertruppe eine treffliche Gesellschaft deutscher Schauspieler. Im Frühjahr 1765 durfte Sebastiani wiederum spielen.

Um diese Zeit muß Lillos ‚Kaufmann von Venedig' in Frankfurt wiederholt worden sein; Kornelia Goethe ward von dieser bürgerlichen Tragödie tiefer ergriffen

---

will, und aus allen, auch den schwersten Tönen, die man ihm benennen kann) vom Kopfe phantasieren, um zu zeigen, daß er auch die Art, die Orgel zu spielen, verstehet, die von der Art, den Flügel zu spielen, ganz unterschieden ist."

[1]) In der deutschen Bearbeitung von Chr. F. Weiße heißt das Stück: ‚Die Liebe auf dem Lande'; es ward auch in Deutschland sehr beliebt. — Goethe erzählt im 3. Buche von „Dichtung und Wahrheit", er habe den ‚Devin du Village, (von Rousseau), ‚Rose et Colas' (von Sedaine, Musik von Monsigny) und ‚Annette et Lubin' während der französischen Besatzung gesehen. „Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen." Aber nur den ‚Dorfwahrsager' lernte er damals schon kennen und auch ‚Ninette à la cour'. Dagegen wurde ‚Annette et Lubin' in Frankfurt und Deutschland nicht vor dem Frühjahr 1764 aufgeführt, und ‚Rose et Colas' erst zehn Jahre später.

als ihr Bruder, der noch einige Zeit den biblischen, griechischen und römischen Heroen und Heroinen treu blieb.

Das, was die bezahlten Komödianten boten, hieß damals die Komödie; auch um Tragödien zu sehen, ging man zur Komödie. Außerdem gab es noch das Theaterspiel von Liebhabern. Aus volksmäßigen Sitten wie in den früheren katholischen Jahrhunderten ging dies Theaterspiel jetzt nicht mehr hervor und einen Zusammenhang mit der Kirche hatte es erst recht nicht; vielmehr war es ein Zeitvertreib der Vornehmen, und zwar wie viele ihrer Unterhaltungen nach französischem Muster, also oft auch in französischer Sprache. Es ward aber auch in bürgerlichen Gesellschaften häufiger. Auch auf die Kinder dehnte es sich aus, denn manche Eltern hielten solche Darstellungen für ein gutes Mittel, die Heranwachsenden in den Sprachen und im feinen Anstand zu stärken; sie beriefen also die Jugendlichen zu diesen Übungen und hatten ihre Freude am Zusehen und Ermuntern. In Frankfurt hielt es der Bürgermeister v. Olenschlager so; zu den Kindern, die in seinem Hause neben seinem Sohne auftraten, gehörten auch Wolfgang und Kornelia Goethe. Einmal wurde der ‚Britannicus' von Racine französisch aufgeführt, und Wolfgang spielte darin den Nero. Ein ander Mal der ‚Kanut' von Elias Schlegel; darin fiel der König selbst auf Wolfgang Goethe. Als diese Kinder dann die Grenze der Konfirmation überschritten hatten, planten sie selber ähnliche Spiele in freierer Art.

Von seinem zehnten Jahre an hielt sich Wolfgang für einen künftigen Dichter. Er dachte sich bei dem Worte das Gleiche wie alle Welt: einen Gelehrten, der sich in gewählten, gehobenen, blumenreichen Wendungen auszudrücken Geschick und Neigung hat und den poetischen Apparat kennt, nämlich außer den Regeln der Metrik und Poetik die von früheren Dichtern geschaffene Gestaltenwelt, ferner die alten Götter- und Heldensagen, die biblischen Bücher und die Welthistorie. Unser Knabe las fast jeden Tag, was angesehene Poeten gemacht hatten, und versuchte, Ähnliches zu leisten. Manchmal brachte er es zu seiner Zufriedenheit zustande, und was heute noch nicht gelingen wollte, wurde auf morgen aufgehoben.

Er war also ein Nachahmer, hatte kein ihm angeborenes Fach oder Ausdrucksmittel, sondern versuchte seine Kunstfertigkeit auf den verschiedensten Gebieten. Als ein der Dichtkunst Beflissener stand er auch vor der Frage, in welcher Sprache er sich auszeichnen wolle. Manche Zeit- und Ortsgenossen folgten noch der lateinischen Muse; Andere dichteten immer oder, wie der Herr v. Loen, gelegentlich in der französischen Weltsprache; für musikalische Dramata und für Gesänge zum Klavier war das Italienische angebracht; aber auch das Englische schien sich durch zukünftige Bedeutung zu empfehlen. In den Engländern ehrte man die reichen, starken, unternehmungsfreudigen und ernsten Meister, die sich die Erde unterwerfen; die Franzosen erschienen als vornehme und galante Lebenskünstler oder doch als flinke Tanz- und Fechtmeister; die Lateiner schritten würdig und stolz in feierlichem Festkleide als Bürger

der weltbeherrschenden Roma einher. Was in lateinischer, italienischer, französischer Sprache gedichtet wurde, hatte Klang, Wohllaut, prächtiges Aussehen. Ach, neben diesen Fremden erschien der Deutsche wie ein Bauer im Leinwandkittel, mit plumpen Holzschuhen an den Füßen! Es war wahrlich kein Glück, in Deutschland geboren zu sein! Das Reich war nach außen schwach, innerlich uneins, von immer neuen Kriegen zerrissen, ehe es die Nachwehen der vorigen, zumal des schrecklichen Dreißigjährigen, überwunden hatte. Die deutsche Sprache aber war für einen Dichter der widerstrebendste Stoff, und kein Fremder beachtete, was in diesem schwierigen Idiom geschrieben wurde.

Zwar so holprig und schwerfällig wie jene frankfurtischen Proben, die wir früher lasen, war das Deutsche doch nicht überall mehr. Juristen und Kanzlisten sind vom Lateinischen her verdorben; vielfach suchen sie sogar den ungewöhnlichen und umständlichen Ausdruck, um sich vor gemeinen Leuten ein Ansehen zu geben. Dagegen waren jene Schriftsteller, die sich das Französische zum Muster nahmen, wenn sie nicht in der Sprachmengerei stecken blieben, viel verständlicher und oft recht angenehm lesbar. Zum Beispiel konnte der fromme Professor Gellert in Leipzig Fabeln und witzige Geschichten auf deutsch fast so leicht vortragen, wie Lafontaine im Französischen. Und wenn Gellerts Landsmann, der Kreissteuereinnehmer Weiße, Liederchen für Singspiele dichtete, da war es, wie wenn der würdige Herr zu tanzen beginne: ganz mühelos auf den Fußspitzen. Früher schon hatte der Herr v. Hagedorn in Hamburg gar anmutige Lieder und Geschichtchen verfaßt. Gleim

und Uz und noch Einige bewegten sich auch leicht in deutschen Versen. Alle diese ersten Meister der neuen deutschen Sprache aber wurden von einem jungen poetischen Genie übertroffen, das den plumpen Namen Klopstock trug, aber sonst gar nichts Plumpes an sich hatte. In Goethes Geburtsjahre hatte er sein großes messianisches Heldengedicht begonnen:

Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschheit Erlösung!

Schon mit neun oder zehn Jahren lernte Wolfgang dies erhabene Gedicht lieben, und nicht zum wenigsten berauschte er sich am Wohllaut dieser Sprache, an ihrem Wechsel von Süße und Schärfe, Sanftheit und Kraft. Er las es oft, las überhaupt alle Dichter, die ihm zusagten, so häufig, daß er Vieles von ihnen auswendig hersagen konnte. Nicht selten ward er aufgefordert, solche Verse vorzutragen. So ward denn auch der Messiasdichter ein Bildner seiner eigenen Dichtersprache.

Goethe nennt einmal das Gelegenheitsgedicht „die erste und echteste aller Dichtarten"[1]) und gewiß mit Recht. Im achtzehnten Jahrhundert waren allerdings solche an bestimmte Personen und bei bestimmten Anlässen gerichteten Verse in Verruf gekommen, weil sie unzählige Male von bettelnden und schmarotzenden, daher auch schmeichelnden und lügenden Halbgelehrten für kargen Lohn und von den unbezahlten freiwilligen

[1]) „Dichtung und Wahrheit" 10. Buch.

Poeten allzu reichlich angefertigt wurden; trotzdem starben die Gelegenheitsgedichte nicht aus, und noch war in den weitesten Kreisen die Meinung verbreitet, daß zu jeder großen Freude oder Trauer auch der Gesang gehöre, das eigens dazu verfaßte Gedicht. Wir wissen, daß Wolfgang schon mit sieben Jahren seinen Großeltern gereimte Neujahrswünsche überreichte; als er später solche Verse ohne Hülfe machen konnte, hat er sie gewiß bei sehr vielen Anlässen erzeugt. Im Alter erzählte er, daß er seinen jungen Freunden zu Gefallen gereimte Liebesbriefe, Leichencarmina und Hochzeitsgedichte für Leute, die er gar nicht kannte, verfaßt habe: welcher Knabe zeigte nicht gern seine Kräfte und Gaben! Daß er alle solche Kunstwerke nach ein paar Jahren dem Feuer übergab, weil sie ihm höchlich mißfielen, war ebenso in der Ordnung.[1])

Eine zweite Art Dichtung, zu der ein dazu begabter Knabe damals geleitet oder von selbst gedrängt wurde, war die geistliche. Von frühester Kindheit an hörte, lernte und sang Wolfgang Choräle; sie umkränzten die oft sehr langweiligen Predigten, die er

---

[1]) Durch ihn selber ist uns also nichts Dergleichen aus seiner ersten Jugend überliefert. Aus dem Besitz Anderer blieb uns eine Eintragung in das Stammbuch von Max Moors (vom 28. August 1765). Sie zerfällt in zwei Teile; nur der zweite ist für die Gelegenheit gemacht und lautet:

Es hat der Autor, wenn er schreibt,
So was Gewisses, das ihn treibt;
Der Trieb zog auch den Alexander
Und alle Helden mit einander;
Drum schreib' ich auch allhier mich ein:
Ich möcht' nicht gern vergessen sein.

jeden Sonntag besuchen mußte. Häufig wurden von der Stadtkapelle Kirchenmusiken abgehalten, zu denen besondere Texte gedruckt wurden: Wolfgang konnte diese Texte nicht immer bewundern, sodaß er sich gereizt fühlte, bessere niederzuschreiben. Die geistliche Dichtung der deutschen Protestanten stand damals noch in frischer Kraft; ja, sie schien noch einmal aufzublühen. Die Namen Klopstock und Gellert sind schon genannt; der Knabe lernte aber auch die geistlichen Gesänge Kramers, Elias Schlegels und anderer Zeitgenossen kennen. An ihrer Hand ward auch er nun ein geistlicher Dichter. Als die Mutter, die zum Pietismus neigte, von ihm eine Inschrift in ihr Andachtsbuch begehrte, goß er Christi Worte bei der Einsetzung des Abendmahls in eine neue Form:

Das ist mein Leib, nehmt hin und esset.
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinckt.
Auf daß ihr meiner nicht vergesset,
Auf daß nicht euer Glaube sinckt.
Bey diesem Wein, bey diesem Brod,
Erinnert euch an meinen Tod.

Ein ander Mal wurde ihm nahe gelegt, die Worte im zweiten Artikel „niedergefahren zur Hölle" in ein Gedicht zu verwandeln. Klopstock hatte im ‚Messias' die teuflischen Geister in ihrem Trachten und Treiben seinen Lesern sehr deutlich gemacht und auf seine Weise Miltons ‚Verlorenes Paradies' erneuert; damit erweckte Klopstock die alte Frage wieder, ob die Teufel für alle Zeiten von der göttlichen Gnade ausgeschlossen bleiben oder ob auch sie zur Seligkeit sich emporläutern und vom Weltenheiland errettet werden können. Überhaupt war

die Ewigkeit der Höllenstrafen in jener Zeit ein Hauptgegenstand der theologischen Grübelei, eben weil sie sich mit der unendlichen Barmherzigkeit Gottes nicht vereinigen läßt. Zu dieser Frage hatte nun Wolfgang Stellung zu nehmen; er zögerte nicht, sie mit frankfurtischer Orthodoxie zu beantworten: keineswegs als Erlöser, sondern als Richter besucht der Gottessohn die Unterwelt! Er ist nicht mehr der unendlich Liebende, demütig Leidende; nun ist er Triumphator und Herr der Heerscharen:

Welch ungewöhnliches Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch die Himmel,
  Ein großes Heer zieht herrlich fort.
Gefolgt von Tausend Millionen,
Steigt Gottes Sohn von seinen Thronen
  Und eilt an jenen finstern Ort.
Er eilt, umgeben von Gewittern;
  Als Richter kommt Er und als Held.
Er geht, und alle Sterne zittern;
  Die Sonne bebt, es bebt die Welt.

Ich seh Ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fort getragen,
  Den, der für uns am Kreuze starb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
  Den Sieg, den er für uns erwarb.

Ein schrecklicher Christus! „Sein Atem ist dem Feuer gleich“, und „Donner ist sein Sprechen.“

So spricht er: Zittert, ihr Verruchte!
Der, der in Eden euch verfluchte,
  Kommt und zerstöret euer Reich.

Seht auf! Ihr waret Meine Kinder,
  Ihr habt euch wieder Mich empört.
Ihr fielt und wurdet freche Sünder,
Ihr habt den Lohn, der euch gehört.
. . . .
Hier lieget ihr in ew'gen Ketten,
Nichts kann euch aus dem Pfuhl erretten,
  Nicht Reue, nicht Verwegenheit.
Da liegt! Krümmt euch in Schwefelflammen!
Ihr eilet euch selbst zu verdammen:
  Da liegt und klagt in Ewigkeit!

„Auf Verlangen entworfen" schrieb Wolfgang über dies Gedicht; wir wissen schon, was ihn von der Bibel und der Religion aus eigentlich beschäftigte. Es war mehr das Alte als das Neue Testament; es war auch nicht das Dogmatische und Christliche, sondern das Morgenländische und Altertümliche, also das mannigfaltige Menschliche, verklärt durch den Zauber einer großen räumlichen und zeitlichen Entfernung, in der man durch vieles Lesen und Denken doch merkwürdig heimisch werden kann. Auch diese Neigung, die patriarchalische, israelitische Welt dichtend und ausmalend aufzubauen, Andern seine eigenen deutlichen Vorstellungen derselben mitzuteilen, hatte der Knabe und Jüngling mit vielen Schriftstellern jener Zeit gemein; aber sie war trotzdem echt in ihm, aus eigenem Bibellesen erwachsen, und hätte der Muster kaum bedurft. Wir erinnern uns, daß er mit elf oder zwölf Jahren für die Maler des Herrn v. Thoranc aus der Lebensgeschichte Josephs die für sie brauchbaren Scenen auswählte; Joseph blieb noch lange sein Liebling, und er stellte seine Geschichte auch in einem langen Prosa-Epos dar — ähnlich wie der

Herr v. Moser den ‚Daniel in der Löwengrube' verherrlicht hatte und Bodmer in Zürich andere biblische Gestalten nachbildete.

Aber solche lange Erzählung in Prosa oder Versen war doch nun eigentlich seine Sache nicht; die viel lebhaftere Form des Dramas paßte besser zu ihm; auch kannte er ja schon längst die ergreifendsten Stücke, in denen Helden und Heldinnen der Bibel oder des sonstigen Altertums zu uns reden. Racine hatte eine ‚Esther' und eine ‚Athalie' unter seinen Meisterwerken. Solche Tragödien wollte auch der Jüngling dichten und begann er niederzuschreiben. ‚Belsazar' hieß ein Plan, ein andrer ‚Ruth', ein dritter ‚Isabel', ein vierter ‚Selima'. Der ‚Belsazar' wuchs bald heran. Im ersten Akte ward eine Verschwörung gegen den im Glücke übermütigen König geschildert; nicht lange aufgeschoben werden soll die Tat, ihn zu beseitigen, sondern die nächtlich Versammelten beschließen, schon an dem eben anbrechenden Tage, am Geburtstage des Verhaßten, ihn, wenn der Rausch aufs höchste steigt, umzubringen.

Nein, heute muß es sein, es sterb' der König heute,
Es sei ein Tag voll Tod, der große Tag der Freude!
Heut' ist des Sesachs Fest; ich weih' ihm meine Wut;
Statt Wein, der sonst ihm floß, fließ' heut ihm rauchend Blut!
Den König und den Hof mag erst der Wein erfüllen,
Dann wollen wir den Durst in seinem Blute stillen . . .

Im zweiten Akt zeigt sich Belsazar, am Morgen, der sein Fest einleitet, vom Lager aufstehend:

Welch' schöner, hoher Tag verdrängt die süße Nacht,
Weckt mich vom Schlummer auf! Ein Tag der Lust
und Pracht!
Die Liebe hielte mich in sanftem Arm gebunden;
Nun ruft die Freude mir zu neuen goldnen Stunden.
Von Jubel tönt die Stadt; es tönet das Gefild
Im Morgensonnenglanz wie Memnons Zauberbild.
Ich höre Lied um Lied aus tausend Kehlen dringen,
Die ihres Königs Preis und Glück dem König singen.

Aber während er sich an diesem Anblicke und am Gefühl seiner Erhabenheit und Seligkeit labt, steigt eine Gewitterwolke auf, und gerade vor Gewittern hat dieser Stolze eine sonderbare Furcht. Der Himmel verfinstert sich, Blitze zucken, der Donner rollt, und Belsazar wirft sich zagend und anbetend vor dem wahren Herrn der Welt zu Boden:

Er nur alleine lebt! Und er wird ewig leben!
Der Himmel trägt ihn kaum, fühlt unter ihm
sich beben.
In Wetter eingehüllt, tritt er mit Macht hervor.
Der Donner bringt sein Wort in mein betäubtes Ohr.
Es tönt: „Du bist ein Staub, den ich im Staub
verwehe;
Du bist, o Herrlicher, die Blume, die ich mähe!"

Da Wolfgang viele französische Stücke hörte und las, so schrieb er auch in jener Sprache nachahmende Dramata: eine Tragödie in Alexandrinern und ein Stückchen im Geschmack des Piron, nämlich halb mythologisch, halb allegorisch und nicht sehr ernsthaft. Die

italienischen Singspiele, die er gleichfalls kennen lernte, hatten bei ihm die Wirkung, daß er einen italienischen Operetten-Text ‚La sposa rapita‘, die geraubte Braut, verfaßte. Englische und lateinische Verse zu schreiben, schob er noch ein wenig auf, ohne an seiner Fähigkeit dazu zu zweifeln.[1])

Wer zu jener Zeit als Nachahmer in den Gefilden der Poesie wandelte, mußte sich auch in Schäferstücken, anakreontischen Liedlein und komischen Heldengedichten versuchen. Es wird uns berichtet, daß der Knabe Goethe auch wirklich leichte, tändelnde Gedichte ohne Reime in der Manier des Anakreon, oder vielmehr seiner deutschen Übersetzer oder Nachahmer Gleim, Uz und Götz niederschrieb. Er verfaßte auch ein

---

[1]) Wir haben solche aus seinem siebzehnten Jahre, während die erwähnten französischen und italienischen Proben aus der noch früheren Zeit verloren gegangen sind. Über seine Kenntnis des Italienischen spricht er sich im September 1766 (auf französisch) gegen seine Schwester aus: „Es gab eine Zeit, wo ich das Italienisch-lesen und -schreiben trieb. Ich hatte einige Kenntnis von dieser Sprache, lernte ziemlich viele Worte, ein wenig Satzlehre und weiter nichts. Trotzdem kritzelte ich bald einen Brief, bald ein Liedchen. Ich hatte die komische Oper ‚La sposa rapita‘ und viel anderes Zeug geschrieben. Aber meine Prosa hatte keinen sehr guten Gang, weil ich zu viele Verse gelesen hatte, und natürlich waren die Briefe, die ich für meinen Vater schreiben mußte, selten nach seinem Geschmack. Gar oft zog er mich auf wegen einiger Worte; ich wurde dann wütend, verbrannte meine Papiere, und seit der Zeit habe ich mich nicht entschließen können, wieder einen Brief mit Signor anzufangen.“

Schäfer-Drama; ‚Amine' hieß es, und seine Freunde wollten es aufführen. Auch dürfen wir glauben, daß ein komisches Heldengedicht zustande kam.[1])

Achtes Kapitel

Unter jungen Gefährten

1764 und 1765

Der heranwachsende Dichter fand für seine opuscula bei seinem Vater viel mehr Teilnahme, als die Regel ist. Gelehrsamkeit und Dichtkunst dachte sich der Kaiserliche Rat verschwistert, also mochte Wolfgang ein gelehrter „Geschäftsmann" und Dichter werden, etwa wie der Herr v. Moser beides war. Wolfgangs Mutter und

[1]) Als Goethe im Alter seine Leitworte und erste Entwürfe für ‚Dichtung und Wahrheit' niederschrieb, erwähnte er für diese Jünglingsjahre auch Folgendes: „Unglücklicherweise hatte sich damals das sogenannte komische Heldengedicht hervorgetan. Ich kannte Popes ‚Lockenraub', nach dem sich die andern gebildet hatten, im Original und hatte den traurigen Einfall, etwas Ähnliches hervorzubringen. Die Erfindung war von keiner Bedeutung, denn sie blieb ganz nahe an jenen Mustern: ein alberner Mensch wurde beschämt, ein hübsches Mädchen von einem unbequemen Liebhaber befreit und was sonst noch zu einer solchen Komposition gehört. Zachariäs Arbeiten hatten viel Glück gemacht, und weil die Jugend sich immer nur am Neusten bildet, so ging ich nun auf der Spur dieses Schriftstellers und eignete mir

Schwester freuten sich erst recht an der in ihrer nächsten Nähe aufsprießenden Fabelwelt; des Jünglings Freunde und Kornelias Freundinnen durften ebenso hineinblicken; bei den dramatischen Stücken bekamen sie Lust, sie unter sich aufzuführen. Merkwürdig nur, daß sich einige der Knaben einbildeten, sie könnten gleichfalls recht schön dichten!

Wolfgang fühlte sich wie ein junger Adler, dem die Flügel wachsen: bald kann er das Nest verlassen und sich über die Berge schwingen! Demnächst in Leipzig, wo berühmte Dichter lebten, wollte auch er sich in die Reihe stellen. Daß er ein Sohn aus

---

von ihm zu, was sich einigermaßen mit meinem Wesen vertrug. Ich verdarb auf diese Weise viel Zeit." Goethe nahm diese Stelle in sein Werk nicht auf, weil es ihm dort besser paßte, das gemeinte komische Gedicht seinem Freunde Horn zuzuschreiben. Unter Dessen bereits 1765 gedruckten Werken findet es sich aber nicht. Als Inhalt gibt hier Goethe an: „Bei einer großen Schlittenfahrt wird einem täppischen Menschen ein Frauenzimmer zuteil, das ihn nicht mag. Ihm begegnet neckisch genug ein Unglück nach dem andern, bis er zuletzt, als er sich das Schlittenrecht erbittet, von der Pritsche fällt, wobei ihm denn wie natürlich die Geister ein Bein gestellt haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hause; ein begünstigter Freund empfängt sie und triumphiert über den anmaßlichen Nebenbuhler. Übrigens war es sehr artig ausgedacht, wie ihn die vier verschiedenen Geister nach und nach beschädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergötzte unser kleines Publikum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der ‚Walpurgisnacht' von Löwen oder dem ‚Renommisten' von Zachariä gar wohl messen könne."

seinem Hause und des Schultheißen Enkel war, half auch nicht wenig zum Selbstgefühl. Daheim ging es nur gut-bürgerlich[1]) zu, aber man lebte doch von eigenen Mitteln und brauchte nicht den untertänigen Diener gegen Andere zu machen. In diesem Sinne stand Rat Göthe über manchem Edelmann. Nach außen zeigten sich alle Glieder der Familie nur in feinen Kleidern und sorgfältig geputzt. Einen silbernen Degen trug Wolfgang schon mit zwölf Jahren; seine Anzüge pflegten an die 30 Gulden (bloß für Tuch und Zutaten) zu kosten; angefertigt wurden sie im Hause. „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen“ erzählte seine Mutter viele Jahre später; „ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Uberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu; auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe usw.; auf den dritten kam Alles vom Feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er zu Hause an; das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging; das dritte zum Gala.“

Wie die ganze Familie sich still-vornehm abschloß, ohne doch zu der für vornehm geltenden Gesellschaft zu gehören, so auch Wolfgang. „Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Rohen

[1]) Die gesamten Haushaltskosten bewegten sich um 2500 Gulden herum; der niedrigste Jahresbetrag war 1756: 1915 G., der höchste 1772: 3443. Nicht mitgerechnet waren dabei die Erträgnisse eines Gartens vor dem Tore.

abgesondert" erzählte er später, „und ob ich gleich mit den untern Volksklassen, besonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, so entstand doch daraus kein näheres Verhältnis." An einer anderen Stelle schreibt er sich schon für diese ersten Jünglingsjahre dieselben gesellschaftlichen Eigenschaften oder Eigenheiten zu, die seine Bekannten in seinen ersten Mannesjahren an ihm fanden. „Ich war meist zu lebhaft oder zu still und schien entweder zudringlich oder stöckig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen. Und so wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt". („Dichtung und Wahrheit" 5.) Nach der bekannten Einteilung der Temperamente gehörte er entschieden zu den Cholerikern: leicht aufbrausend, zum Zorn und heftigen Ausdruck seiner Gefühle rasch bereit, aber auch schnell besänftigt und gar nicht nachtragend. Es war gut mit ihm umzugehn, wenn man ihn kannte und sein Vertrauen besaß, aber wer hatte Ursache, sich viel mit ihm abzugeben? Es ist ja an Knaben, die ohne weiteres angenehm sind, kein Mangel.

In jener Zeit kamen in den deutschen Ländern viele Freimaurer-Logen und andere geheime Gesellschaften auf, auch unter den Studenten und unter noch jüngeren Jünglingen. So ward in der Gegend von Frankfurt eine ‚Arkadische Gesellschaft zu Phylandria' von einem jungen Edelmanne gestiftet, der nur um zwei Jahre und zwei Monate älter war als Wolfgang; er hieß Ludwig Isenburg v. Buri und wohnte auf dem Gute Neuhof am Main, drei Stunden oberhalb von Offenbach; sein

Vater war ein Isenburgischer Beamter von noch recht neuem Adel. Alle solche Geheimbünde teilten ihre Mitglieder in mehrere Klassen oder Rangstufen; hier stand der Begründer als „Archon" allein auf der obersten Stufe; ihm folgten die „Aufseher", danach die „edeln Freien", die von Adel sein mußten, und schließlich die Gemeinen. Die Versammlungen fanden viermal im Jahre statt; der Ort wechselte. Zweck der Gesellschaft war: Gott und der Tugend zu dienen; ihr wirkliches Hauptgeschäft aber das Vereins-Brimborium, wozu als gesellige Unterhaltung das Theaterspiel kam. Mitglieder stellten sich bald ein, und dem Vorsitzenden gelang auch, woran ihm viel lag, sowohl sehr vornehme, als auch einige ältere Personen für seine Gesellschaft zu gewinnen. So trat der Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt bei, der ungefähr in Wolfgangs Alter stand, und als ein Älterer der dreiundzwanzigjährige Johann André, Sohn eines Seidenfabrikanten in Offenbach, eifriger Musiker und schon jetzt als ein Tonsetzer sich auszeichnend.

Ein Bekannter Wolfgangs war auch dabei: Karl v. Schweitzer, Sohn eines reichen Handelsmannes. Als Wolfgang von der Sache hörte, begehrte er, in diesen höheren Kreis gleichfalls eintreten zu dürfen; aber Alexis — so war Schweitzers Name in jener Gesellschaft — erwies sich harthörig gegen Goethes Winke und Bitten. Da entschloß sich Dieser, geraden Wegs an den Vorsteher zu schreiben:

Wohlgebohrner
Insonders Hochzuehrender Herr,

Ew. Wohlgebohrn werden Sich wundern, wenn ein unbekannter sich unterstehet, bey Ihnen eine Bitte vorzubringen. Doch

billig solten Sie mit allen Denjenigen, die ihre Verdienste kennen, nicht erstaunen. Da Sie wohl wissen können, daß ihre Eigenschafften selbst auch noch in fernern Ländern als wo ich wohne die Gemüther Ihnen eigen zu machen vermögend sind.

Sie sehen aus meiner Vorrede, daß ich zur Zeit, um nichts als ihre Bekanntschafft anhalte, biß Sie erfahren, ob ich werth bin, ihr Freund zu seyn, und in ihre Gesellschaft einzugehen.

Werden Sie über meine Künheit nicht unwillig, und verzeihen Sie ihr. Ich kann nicht anders, denn wenn ich auch länger schweigen und ihre großen Eigenschafften insgeheim verehren wolte, wie ich bißher gethan habe, so würde mir dieses die größte Betrübtnüß von der Welt erwecken. Keiner von meinen Freunden, die Sie kennen, gönnt mir dieses unschätzbare Glück. Vielleicht ist auch ein kleiner Neid Schuld daran. Aber eben fällt mir die beste Ursache ein, Sie wollen keinen Menschen, der meinen Fehler hat, in ihre Bekanntschafft bringen, damit Sie deswegen nicht zur Verantwortung gezogen werden. Ew. Wohlgebohrn werden wißen, daß wir unsere Mängel gar gern bedecken, wenn wir einen Zutritt zu einer Persohn, die wir verehren, zu erlangen suchen. Ich aber habe es mit dem Freyer im Raabener gemein, daß ich meine Fehler voraus sage. Ich weiß zwar, daß Ihnen die Zeit bei meinem Geschwätze sehr lang werden wird, doch was hilfts, einmal müßen Sie es erfahren, entweder vor oder nach der Bekanntschafft. Einer meiner Haupt Mängel ist, daß ich etwas hefftig bin. Sie kennen ja die colerische Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben laßen. Ich will mich aber gerne unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie Mann es von ihren Einsichten erwarten kann. Gleich in dem Anfange meines Briefes, werden Sie meinen dritten Fehler finden. Nemlich daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon Hundert Jahre kennete, aber was hilfts, diß ist einmal etwas,

das ich mir nicht abgewöhnen kann. Ich hoffe Ihr Geist, der sich nicht an Kleinigkeiten, wie das Ceremoniel ist, bindet, wird mir es verzeihen, glauben Sie aber, daß ich niemals die schuldige Hochachtung außer Acht setze.

Noch eins fällt mir ein, ich habe auch denjenigen Fehler mit dem vor angeführten Mann gemein, nemlich, daß ich sehr ungedultig bin, und nicht gerne lange in Ungewißheit bleibe. Ich bitte Sie entscheiden Sie so geschwind als es mögl. ist

Dieses sind die Haupt-Fehler. Ihr scharffsichtiges Auge wird noch Hundert kleine an mir bemerken, die mich aber dennoch wie ich hoffe, nicht aus ihrer Gnade setzen sollen, sondern alles wird vor mich reden, und meine Fehler so wohl als mein Eifer werden Ihnen zeigen, daß ich bin und beständig bleiben werde

Meines Wohlgebohrnen und
Insonders Hochzuehrenden Herrn
aufrichtigst ergebener Diener
Joh. Wolfgang Goethe

Francfurth d. 23ten May 1764.

P. S. Solten Sie wegen meines Alters besorget seyn, so sag ich Ihnen zur Beruhigung, daß ich ohngefehr die Jahre des Alexis habe. Ich beschwere mich sehr über Ihn, daß Er mich bißher von einem Tag zum andern vertröstete, mich in Ihre Bekanntschaft zu bringen. Belieben Sie wie ich hoffe und Sie inständigst darum ersuche, mich mit einem Rück-Schreiben zu beehren, so haben Sie die Gütigkeit, und setzen meinen vornahmen auf die Addresse. Ich wohne auf dem grosen Hirsch-Graben. Leben Sie wohl.

Der Herr Vorsteher antwortete sogleich liebenswürdig, aber etwas umständlich:

Sie tragen, wie ich aus ihrem Schreiben ersehe ein Verlangen in unsere Gesellschaft aufgenommen zu seyn. Es wird derselben zu besonderem Vergnügen gereichen Sie, mein

Herr! darunter aufzunehmen; allein Sie würde mirs auch sehr verdencken wenn ich Sie sogleich ohne weitere Untersuchung und Nachfrage zu einem Mitglied dieser Gesellschaft aufnehmen wollte . . .

Ich kann also nicht umhin sie zu bitten sich erstlich bey Herrn Alexis der ein Auffseher der Gesellschaft ist, zu stellen, damit ich von ihm die gehörige Nachricht einziehen könne, um mich nicht der grausamen Verantwortung bey der Gesellschaft auszusetzen . . .

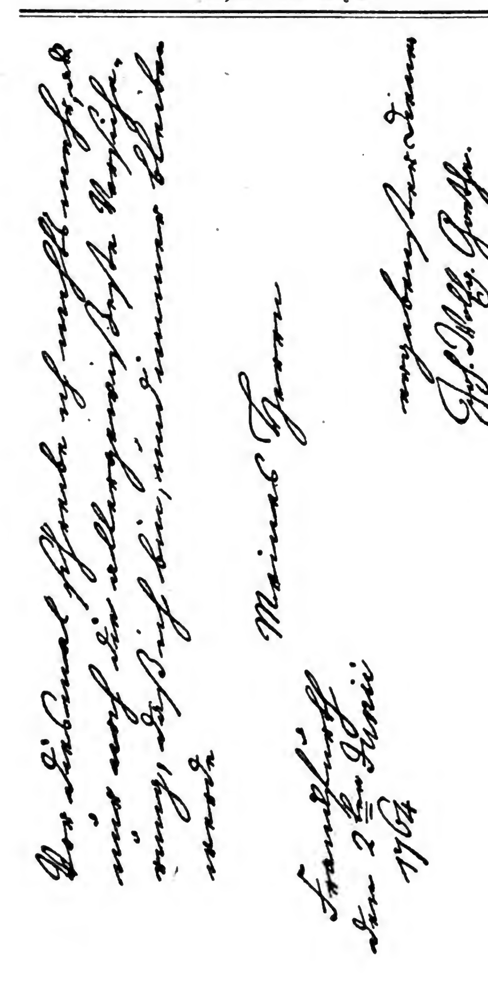
Alexis aber war auf's höchste erschrocken, als er von Goethes Bewerbung hörte. Sofort schrieb er dem Myrtill — so hieß Buri im Bunde:

Ich lese mit gröſster Bestürtzung Ihres Schreibens von diesem Freund, attagiren Sie sich nicht an Ihn um Gottes Willen. Er ist mir schon lange angelegen, Ihn anzunehmen, allein da es doch mein guter Freund ist, so gab ich Ihm seiner Laster wegen abschlägige Antwort.

Unterdessen bedankte sich der ahnungslose Wolfgang schon für Buris Entgegenkommen.

Sie sind allzugütig gegen mich, da Sie mir sobald Hoffnung machen, in ihre Gesellschafft einzutretten, da ich dieses Glück weit von mir entfernt zu seyn glaubte. Ich bin Ihnen sehr davor verbunden.

Alexis ist einer meiner besten Freunde. Er kann Ihnen gnug aus der Erfahrung erzehlen. Ich habe Ihm eingebunden, alle nur mögliche Wahrheiten zu bekennen. Er soll keinen von meinen Fehlern auslaßen, aber auch mein Gutes nicht verschweigen. Mit allem dem aber bitte ich, daß Sie sich selbst die Mühe geben möchten, mich zu prüfen, denn so klug Alexis auch ist, so könnte ihm doch etwas verborgen bleiben, das Ihnen unangenehm sein möchte. Ich gleiche ziemlich einem Camaeleon.



Frankfurt den 2ten Junii 1764

Meinem Herrn …

Joh. Wolfg. Goethe.

Handschrift Goethes in seinen ältesten erhaltenen Briefen.

Schweitzer selber brachte diesen Brief zu Buri und erstattete ihm nun mündlichen Bericht über seinen guten Freund Goethe und dessen „Laster." Beide Arkadier waren sich sogleich einig, daß sie ihn nicht in der Gesellschaft haben wollten; aber Goethe sollte nicht merken, welchen Liebesdienst ihm Schweitzer getan. Die jungen Diplomaten beschlossen also, die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben. Erst nach drei Wochen antwortete Buri auf Goethes zweiten Brief.

Nach dem Bild welches mir ihr Freund von Ihnen gemacht hat kann ich nicht anderß als sie würdig halten in unsre Gesellschaft mit aufgenommen zu werden. Nun ist es aber meine Schuldigkeit daß ich der Gesellschaft erstlich Nachricht davon gebe und die Genehmigung zu ihrer Aufnahme erwarte. Diese wird mir, aller Vermuthung nach, nicht fehlen und dann werde ich sie ohne Aufschub annehmen. Die Zeit kann ich aber noch nicht bestimmen.

Nun bat Goethe um eine Zusammenkunft mit dem Vorsitzenden.

Ich bin meinem Freunde sehr verbunden, daß er ihnen eine so vortheilhafte Meynung von mir beygebracht hat. Wenn sie mich sehen und dieselbe beybehalten so soll es mir angenehm seyn. Ich fürchte sehr daß mein äußerliches — doch was hat man nöthig von sich selbst zu schwätzen. Sie werden mich schon sehen.

Das war am 6ten Juli. Zwei Tage darauf begab sich Wolfgang nach Offenbach, um sich mit dem Herrn André bekannt zu machen, der ihm auch als ein Künstler merkwürdig war. Heimgekehrt, erzählte er dem Freunde Schweitzer von diesem Besuche, und Schweitzer meldete die Sache unverweilt an den Vorsitzenden —

Wichtigtuerei war ja wohl die Hauptbeschäftigung in dieser Arkadischen Gesellschaft.

Ach, denken Sie! Der bewußte Freund Herr W. Goethe ist zu Offenbach bei unserm André gewesen, und Dieses vorgestern. Was sagen Sie dazu? Mir ist angst und bange, denn wenn Herr André von bewußter Begebenheit nichts weiß, so hat er ihn mit seinen hochtrabenden Reden so eingenommen, daß es zum Erstaunen ist.

Sogleich ließ Buri den Freund André wissen, daß Goethe sich in die Gesellschaft eindrängen wolle, aber nicht gut genug dafür erscheine. „Ich erfuhr, daß er der Ausschweifung und vielen andern mir unangenehmen Fehlern, die ich aber nicht herzählen mag, sehr ergeben sei.“ André möge doch berichten, was Goethe in Offenbach bezweckt und ob er von der Gesellschaft geredet habe. Und André berichtete:

Herr Goethe ist vorige Woche ohngefähr eine Viertelstunde bei mir gewesen. Er brachte mir ein Kompliment von Herrn Alexis; aber das Kompliment war erfunden, wie mich Alexis gestern versichert hat.

Ich wußte nicht, was ich mit ihm reden sollte. Ich fragte ihn, wie er hieße. Er nannte sich und sagte, Herr Alexis wäre sein vertrauter Freund, so wie er denn auch meine Operette bei Demselben gesehen hätte. Er fing nun an, das Stück zu loben.

„Kann ich Ihnen mit einer Schale Tee oder mit einem Glase Wein aufwarten?“ unterbrach ich ihn, weil ich ihn zu jung für einen Kunstrichter hielt.

„Ich bin Ihnen für Alles gehorsamst verbunden“ antwortete er mir.

Hierauf sagte er mir weiter, er wäre bei Herrn Mannskopf zum Besuch, und fing darauf an, von der Komödie zu sprechen, die wir bei Ihnen aufgeführt haben. Er lobte sie

sehr: Herr Alexis hätte sie ihm höchstens angerühmt. Ich konnte ihm nicht gänzlich beifallen.

Von unserer Komödie kamen wir auf die Frankfurter Komödie und Opera, und Das war unser ganzes Gespräch. Er hat mir also kein Wort von Gesellschafts-Angelegenheiten gesagt. . . .

Schließlich bat er mich, ihn zu besuchen. Ich sagte es ihm so zu, wie man etwas wider Willen zusagt.

Warum ich aber keine Neigung zu ihm trug, ist bloß, daß er mir zu jung schien. Er mag 15 oder 16 alt sein im übrigen hat er mehr ein gutes Plappermaul.

Am selben 20sten Juli, wo André Dies schrieb, erschien Goethe schon wieder in Offenbach und sprach bei ihm vor; er wurde aber schleunig abgefertigt, wie André es gegen den Junker v. Buri ausdrückte, der zufällig auch in Offenbach war. Einen „lästigen Herrn“ und „solche untugendhafte Person“ nannte Buri jetzt den jungen Goethe. „Er soll nun nicht in die Gesellschaft kommen, er mag es anfangen, wie er will.“ Und am 1sten September erklärte er:

Herr Goethe schweigt ganz still, und ich hoffe auch, daß er sich weiter nicht melden wird. Sollte er aber doch so unverschämt sein, sich noch einmal zu melden, so habe ich mir bereits vorgenommen, ihn nicht einmal einer Antwort zu würdigen.[1])

Wir fragen nach den Lastern, wegen deren die tugendhaften arkadischen Jünglinge den Herrn Goethe

[1]) Jener Gesellschaft traten bald einige hessische Prinzen und Prinzessinnen bei; sie entwickelte sich zu einer feinen Freimaurer-Loge. Der Junker v. Buri wurde später ein kleiner Offizier und ein ganz kleiner Dichter. Goethe traf ihn nachmals in Neuwied

von sich stießen, und erhalten keine Antwort. Er selber gestand zu, heftig und herrisch zu sein; daß er zu Zorn und Wut neige, schrieb er ein andermal. Unter seinen Altersgenossen machte er gern den Philosophen und Moralisten. Das heißt: er grübelte und redete gern über philosophische und sittliche Fragen. Altklug und in unangenehmer Weise frühreif zeigte er sich wohl auch zuweilen; „das Wissen blähet auf", und der Stolz auf seine großen Gaben mag ihn gelegentlich zur Besserwisserei und Schulmeisterei verleitet haben. Er hatte nicht mit vielen Kameraden gelebt und entbehrte also jene Erziehung zur Gesellschaft, die auch von wilden Buben ausgeübt wird.

Die meisten jungen Leute seines Standes besuchten das Gymnasium: dessen Sekundaner und Primaner hatten keine Ursache, auf diesen auserwählten Privatschüler zu achten, wenn sie Unterhaltung und Freundschaft suchten. Wolfgangs Eltern pflegten sehr wenig Verkehr: an den Festtagen versammelte sich die Textorische Verwandtschaft immer noch bei den Großeltern; passende Altersgenossen fand unser Jüngling in der eigenen Familie fast gar nicht. Der Vater stand wohl sonst noch mit einigen angesehenen Männern gut, auch solchen, die Söhne hatten, aber allermeist blieb es bei einer kühlen und umständlichen Bekanntschaft.

Ein paar Freunde fand Wolfgang jedoch auch, mit denen er häufiger zusammenkam und die es redlicher mit ihm meinten als jener Karl Schweitzer. Da wohnten in der Nähe zwei Söhne des Schöffen und Bürgermeisters Moors: Max und Ludwig; ein dritter

guter Kamerad wurde Adam Horn, dessen Vater den Posten eines bürgerlichen Zeugschreibers und Ingrossisten oder Kanzlisten bei der Stadtkanzlei bekleidete; ein vierter hieß Johann Jakob Riese, ein fünfter Isaak Kehr, ein sechster Müller oder Möller; noch ein paar andere gute Bekannte hätte man schließlich auch zu den Freunden rechnen können. Im sechzehnten Jahre Wolfgangs schloß er sich mit Ludwig Moors, Horn und Riese zu einer engeren Gruppe zusammen, die man fast einen Bund nennen konnte, zumal als sie regelmäßige Zusammenkünfte mit Vorträgen einrichteten.

Im Winter wie im Sommer vergienge fast kein Tag,
Daß keiner nicht den andern besucht' und mit ihm sprach:

so reimte im Herbste 1765 Adam Horn, der für gewöhnlich Hörnchen hieß und kaum weniger Verse machte wie Goethe selbst.

Wir wurden unter uns von Tag zu Tag bekannter,
Wir gingen in die Kirch, ins Schauspiel miteinander,
Auch auf der Promenade war keiner nie allein,
Wo einer hinverlangte, wollt' auch der andre seyn.
Es hat uns manchesmal ein muntrer Scherz vergnüget,
Doch hat auch oft der Ernst in unsrer Brust gesieget.
Mit einem Wort: wir lebten in steter Einigkeit,
Kaum weiß ich mirs zu denken, daß wir uns je entzweyt.

Den Anführer dieser Schaar machte Goethe; das Stolze und Befehlshaberische in seinem Wesen ließen sich die Andern gefallen. „Wir waren auch immer die Lakaien" meinte der ältere Moors, als er in späteren Jahren an diese Zeit dachte. Und Horn erwähnt, daß Goethe sie alle im Disputieren totschlug:

„Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann.“ [1])

Viel vertrauter als mit diesen Freunden lebte der Jüngling mit seiner Schwester. Wolfgang und Kornelia fühlten sich oft wie Zwillinge; der geringe Altersunterschied kam nicht zur Geltung, weil das Mädchen sich rascher entwickelt als der Knabe. In einigen Kenntnissen war Kornelia ihm voran, z. B. im Französischen, im Italienischen und in der Musik; in der Regel aber hatte er das Vergnügen, seiner Schwester Unterricht, Rat und Anweisungen zu geben. Die Beiden hatten nie ein Geheimnis vor einander gehabt, und obwohl sie sich über ihre Eltern mit Recht keineswegs beklagen durften, hatten sie doch oft genug Partei gegen den Vater oder die Mutter gemacht, denn Eltern und Kinder kennen und verstehen einander auch im besten Falle nur halb. Nun waren sie in die Jahre gekommen, wo das andere Geschlecht eine starke Anziehung gewinnt; sie wurden einander selber merkwürdiger, und Kornelia ward Wolfgangs Vermittlerin zu ihren Freundinnen, wie er sie mit seinen Kameraden zusammenführte. Das gab jeden Tag den reizendsten Unterhaltungsstoff. Beide Geschwister waren gut gewachsen und von Gesicht weder schön noch häßlich; sie konnten es mit Andern aufnehmen. Da Kornelia

---

[1]) Als Jördens 1807 einen Lebensabriß Goethes verfaßte, scheint er bei folgendem Satze auf Frankfurter Erinnerungen zu fußen: „Sein lebhafter und aufgeweckter Geist machte ihn zum Liebling und Orakel seiner Mitschüler, doch suchte er allemal mehr die unterrichtende Gesellschaft älterer Personen.“

nach Mädchenart ihre Freundinnen oft zum Kränzchen bei sich hatte, so fühlte sich ihr Bruder nicht selten als Hahn im Korbe. Zwei der Mädchen gefielen ihm am besten: Charitas Meixner, eine Kaufmannstochter aus Worms, die bei ihren Oheimen, dem Legationsrat und dem Kanzleidirektor Moritz, viele Monate zu Besuche war, und die sehr hübsche Lisette Runkel, Tochter des städtischen Stallmeisters. Die Schwester konnte man dagegen mit einer Neigung zu jenem Engländer Harry Lupton necken, der in Pfeils Erziehungsanstalt wohnte.

Wenn damals junge Leute beider Geschlechter zusammen kamen, waren neben der Musik, dem Tanze, dem Kartenspiel, den Gesellschaftsspielen auch schon theatralische Versuche eine häufige Unterhaltung. Auch in diesem Kreise spielte man Theater. Vielleicht kam es nur zu ganz wenigen Vorstellungen, aber das Planen, Vorbereiten und Einüben bringt ja schon eine Menge Geschäfte mit sich und führt viele erwünschte, drollige, aufregende Verhältnisse zwischen den Dämchen und Herrchen herbei. Wolfgang, mit wohltönender Stimme begabt, war ein guter Schauspieler. Bei seinen eigenen dramatischen Dichtungen konnte er eine Aufführung durch diese Freunde sich vornehmen, oder aber sie dachten von selber daran.

Größere Spaziergänge und Ausflüge waren zu jener Zeit noch nicht sehr üblich; ein eigener Garten vor dem Tore oder eine Waldwirtschaft waren das gewöhnliche Ziel. Auf dem Flusse fuhr man mit dem Marktschiffe ein-



Charitas Meixner

Gemälde um 1766 von Ußwald, Kopie 1863 von G. Forster

Besitzerin: Frau Geheimrat Pfarrius, geb. Renz



Goethe um 1766

Aus der Hinterlassenschaft der Charitas Meixner

Besitzerin: Frau Mina Renz

mal nach Höchst, das andere Mal nach Offenbach. Viel hinaus ins Freie kamen die Götheschen Kinder nicht. Kornelia war geradezu eine weichliche Stubenpflanze. Als Wolfgang fünfzehn und ein halbes Jahr alt war, kannte er — wie seine Mutter und die meisten Ortsgenossen auch — nur die nächste Umgebung. Aber da er doch demnächst in der Ferne studieren sollte, hielt der Vater es für angebracht, daß sein Sohn sich zuvor in der Heimat am Main und Rhein umsehe und in fremden Betten schlafen lerne. Homburg, Kronberg, den Feldberg, Schwalbach, Wiesbaden, Biebrich, Mainz und Worms lernte er jetzt kennen, also auch den Rheinstrom; in Worms besuchte er Charitas Meixner bei ihren Eltern und schloß Freundschaft mit ihrem Vetter Augustin Trapp. In Wiesbaden hielt er sich im Juni 1765 einige Zeit auf; dieser durch seine heißen Quellen bekannte Ort war damals noch recht klein und hinterwäldlerisch. „Neulich verirrten wir uns in dem Walde“ erzählte er von dort der Schwester, „und mußten zwei Stunden lang in selbigem durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch, und nirgends war ein Ausweg zu finden.“ Merkwürdiger als diese Urwaldfahrt war noch, daß er in dem Städtchen selbst zum Schlangentöter wurde.

Das häßliche Ungeziefer macht den Garten hinter unserm Hause ganz unsicher. Seit meinem Hiersein sind schon vier erlegt worden. Und heute, laß es Dir erzählen, heute Morgen stehen einige Kurgäste und ich auf einer Terrasse, siehe! da kommt ein solches Tier mit vielen gewölbten Gängen durch das Gras daher, schaut uns mit hellen, funkelnden Augen an, spielt mit seiner spitzigen Zunge und schleicht mit aufgehobenem Haupte immer näher. Wir erwischten hierauf die

ersten besten Steine, warfen auf sie los und trafen sie etliche Mal, daß sie mit Zischen die Flucht nahm. Ich sprang herunter, riß einen mächtigen Stein von der Mauer und warf ihr ihn nach. Er traf und erdruckte sie, worauf wir über dieselbe Meister wurden, sie aufhängeten und zwei Ellen lang befanden.

Nach solchen Abenteuern dachte er ganz wie ein Ritter alter Zeiten an diejenige von Kornelias Freundinnen, die ihm die liebste war. „Küsse Jf. M. von meinetwegen die Hand“ schloß er den Brief.

Als Wolfgang in sein siebzehntes Jahr trat, hielt ihn sein Vater für reif zum Besuch der Universität; nicht wenige Studenten waren ja noch jünger, und unter den älteren hatten kaum Viele so gute Vorkenntnisse. Von seinen Freunden sollten Ludwig Moors und Riese gleichfalls im Herbst 1765 ihr Studium beginnen. Auch sie wollten sich wie Wolfgang der Rechtsgelehrsamkeit zuwenden; aber Jeder der Drei ward von seinen Eltern für eine andere Universität bestimmt: Riese ging nach Marburg, Moors nach Göttingen und Goethe nach Leipzig. Hörnchen mußte noch ein halbes Jahr in Frankfurt ausharren. Seine Aufgabe war es daher, den drei Freunden eine Abschiedsfeier zu bereiten, und da er so gern dichtete, so fertigte er sowohl ein langes Gedicht an die ganze Versammlung und danach noch Verse für jeden Einzelnen der drei Scheidenden.[1]) Die

[1]) Horns gesammelte Gedichte wurden im Dezember 1765 unter dem Titel ‚Jugendliche Ausarbeitungen bey müßigen Stunden‘ durch den Frankfurter Buchhändler Eßlinger zum

Freunde hatten in den letzten Monaten eine geordnete wöchentliche Zusammenkunft in einem Hörsaale des Gymnasiums gehabt, jeden Sonntag Abend. Horn hatte noch keinen Vortrag darin gehalten; nun in der allerletzten Sitzung — sie war am 8ten September — machte er seine Trägheit gut und sprach gegen Goethe und Moors für ihre Vorträge den Dank der Zuhörer aus:

Euch zweyen, danke ich im Namen dieser allen.
Ihr habt uns öfter hier im Reden wohlgefallen.
Wie öfters machte euer so wohl beredter Mund,
Zu unsrer größten Freude, uns eine Rede kund.
Wir danken vor die Müh' die ihr euch oft gegeben,
Durch Reden mancher Art den Geist uns zu beleben.
Behaltet diese Übung auch in der Fremde bey;
Dann werdet ihr empfinden, wie nützlich daß sie sey.
Wie gerne wünschten wir noch länger eure Lehren!

An alle Drei richtete er eine lange gereimte Rede; er klagte über ihr Fortgehn und freute sich schon auf

---

Druck gebracht. Es scheint aber, daß Dies gegen den Willen des kaum siebzehnjährigen Verfassers geschah und daß fast die ganze Auflage zerstört wurde. Zur Zeit sind zwei Exemplare des Büchleins bekannt. Daß Horn der Verfasser ist und daß sich mehrere Gedichte auf Goethe beziehen, hat Heinrich Pallmann entdeckt, der diese Verse und das gesamte Material über Horn 1908 zur allgemeinen Kenntnis brachte. Außer den Versen, die wir hier auszugsweise mitteilen, findet sich in der Sammlung noch ein Lied: „Abschieds-Ode da der junge Herr G** sich von hier auf die Universität Leipzig begabe." Von 15 Strophen lautet die fünfte: „Dich nicht zu vergessen, Streuen wir Cypressen Auf den Helicon; Frankfurts Musen trauern schon, Denn sie müssen den entbehren, Den sie hoch verehren."

die spätere Wieder-Vereinigung und ein gemeinsames Wirken in der Vaterstadt.

Um dem gemeinen Wesen dereinstens vorzustehn,
Sieht man euch mit Vergnügen anjetzt aus Frankfurt gehn.
Der eilt nach Leipzig hin und träget ein Verlangen,
Um dort der Dichter Cranz und Namen zu empfangen . . .
Ein anderer beschließt in Göttingen zu leben
Und will alldorten sich dem Justinian ergeben.
Noch einer geht nach Marburg und suchet da sein Glück,
Kommt als ein Rechtsgelehrter ins Vaterland zurück.
Nun Freunde ziehet hin! verlasset Frankfurts Mauren!
Seyd fröhlich immerfort, euch quäle nie ein Trauren,
Es sey aus eurem Herzen was Kummer macht verbannt,
Doch denket auch zuweilen an euer Vaterland!

Man merkte wohl, daß Horn seinem Dichter-Genossen Goethe, dem er selber nächste Ostern nach Leipzig folgen wollte, am wärmsten zugetan war.

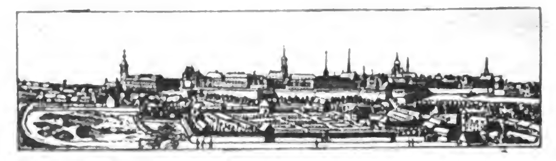
Reißt uns kein schneller Tod in unser Grab darnieder;
So sehn wir uns vielleicht am allerersten wieder.
Wenn ich nach Leipzig komme; dann werden wir o Freund
Nach einer kurzen Trennung aufs neue dort vereint.
Dann werde ich vergnügt in Leipzigs schönen Auen,
Dich, werthgeschätzter Freund! mit größrer Freude schauen.

Horn wußte, daß Wolfgang sich aus dem Ruhm eines großen Rechtsgelehrten wenig machte und was er in Leipzig eigentlich studieren wollte.

Zieh froh ins muntre Sachsen, wohin du lang getracht.
Ins Land wo man die schönste und beste Verse macht.
Verwechsele nunmehr den Maynstrom mit der Pleise.
Ich wünsche dir mein Freund von Herzen gute Reise.
Du hast von Kindesbeinen der Dichtkunst nachgestrebt,
Drum zeig uns daß dich diese mehr als das Jus belebt.

Eil' zu den Musen hin die an der Pleise wohnen!
Sie werden dorten dich und deinen Fleiß belohnen.
Zeig' daß dir deine Muse noch immer günstig ist,
Und daß du auch in Leipzig, wie hier, ein Dichter bist.
Gewiß Minerva lohnt noch einstens dein Bemühen,
Es wird dir nicht Apoll den Lorbeerkranz entziehen . . .





Leipzig

Neuntes Kapitel

Die ersten Monate in der Fremde

1765 bis 1766

Fünf oder sechs Tage mußte man damals auf die vierzig Meilen von Frankfurt nach Leipzig rechnen. Der Weg ging über Hanau, Gelnhausen, Schlüchtern, Fulda, Vacha, Eisenach, Gotha, Erfurt, Neumark, Buttelstedt, Auerstedt, Naumburg, Weißenfels und Rippach. Wolfgang Goethe machte diese seine erste große Reise als ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe: so drückte er sich zehn Jahre später selber aus. Den Neuling hatte man dem Fleischerschen Ehepaare anempfohlen; Herr Fleischer war ein Frankfurter Buchhändler, der regelmäßig die Leipziger Messen besuchte; diesmal begleitete ihn seine Frau, die noch weiter, nach Wittenberg zu ihren Eltern, fahren wollte. Das Wetter war unfreundlich, und die Straße auf manchen Strecken noch schlechter als sonst. In der Gegend von Auerstedt blieb der Wagen im Schlamm stecken; die Reisenden mußten zerren und schieben helfen; auch Wolfgang be-

mühte sich über seine Kräfte und vielleicht behielt er einen Schaden davon.[1])

Fleischer hatte in Leipzig seine Meßwohnung bei der siebzigjährigen Kaufmannswitwe Elisabeth Straube in einem Hause, das die Große Feuerkugel hieß, weil über dem Torbogen als Wahrzeichen eine brennende Handgranate abgebildet war. Bei dieser Frau wurde auch sein junger Landsmann Goethe jetzt eingemietet; sie hatte bereits einen Studenten bei sich wohnen, einen sehr armen Theologen Limprecht, an dem sie und ihr Bruder, der Oberschöppe und Gerichtsschreiber Winkler, schon in seiner Schülerzeit sehr nötige Wohltäter geworden waren. Auch der Professor Ludwig, ein gutherziger Mediziner, unterstützte diesen Limprecht; zu eben diesem Professor Ludwig ward nun Wolfgang Goethe gewiesen oder bei ihm eingeführt, als die Frage nach seinem Mittagstisch gestellt wurde. Es war damals üblich, daß manche Professoren an ihrem Tische Studenten und ältere Gelehrte mit aufnahmen; Ludwig tat es, weil er die Geselligkeit liebte; ja, er hatte einige junge Männer auch in seinem Hause wohnen. So sah sich denn Wolfgang Goethe am neuen Orte rasch im Nötigsten versorgt; nun konnte er umherstreifen und um sich blicken.

Die Frankfurter Messe war eben gewesen, als er dort abfuhr; die Leipziger Michaelis-Messe begann am 6ten Oktober; eben zu dieser Zeit kam er an. Zu seinen

[1]) Es war bei Einbruch der Nacht, und keine Bauern in der Nähe. „Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen und mochte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ." (‚Dichtung und Wahrheit', 6. Buch).

ersten Eindrücken gehörte es also, daß er in einer fremden Umgebung eine Menge bekannter Buden erblickte, in und vor denen sich Gestalten bewegten, die er seit Jahren, ja von frühester Kindheit her, kannte. Er sah dieselben Gesichter, hörte dieselben Stimmen, vernahm dieselben schreienden Einladungen an Kauf- und Schaulustige und dieselben Scherze: wunderlich mischten sich Altvertrautes und Ungewohntes. Rasch konnte er bemerken, daß hier der Meßhandel noch viel bedeutender war als daheim; namentlich sah er jetzt unzählige Kaufleute aus den östlichen Ländern; sie gingen in mancherlei malerischen oder doch auffallenden Trachten herum, und die fremdesten Sprachen schlugen an sein Ohr. Man fühlte sich hier näher an Nowgorod, Moskau, Astrachan, Konstantinopel. Namentlich den Griechen blickte der Neuling nach, den schönen Nachkommen des altberühmten Volkes.

Leipzig war ungefähr so volkreich wie Frankfurt[1]); auch im Wohlstand der Einwohner mögen sich beide Handelsstädte die Wage gehalten haben. Leipzig war während des langwierigen Krieges vom preußischen Könige zu ungeheuerlichen Geldopfern gezwungen worden; aber der Fremde merkte diese preußischen Aderlässe schon jetzt der Stadt und ihren Einwohnern nicht mehr an. Die Straßen und Gebäude kamen unserm Frankfurter großartiger vor als diejenigen von zu Hause. Eine Festung war Leipzig auch, aber längst nicht so zusammengedrückt wie die Altstadt Frankfurt. Hier waren die Straßen gerade und nicht so schmal, die Häuser groß, sehr hoch

---

[1]) Man kannte damals die Einwohnerzahl nirgends genau. Sie wird für Leipzig um diese Zeit mit 25 000 bis 36 000 angegeben. Im Jahre 1765 wurden in Leipzig 961 Menschen geboren, während 1048 starben.

J. v. K.

Markt und Rathaus

und neu, was besagen will, daß sie zumeist aus den letzten hundert Jahren stammten; sie waren meist regelmäßig und zu einander passend.

Auch die wohlhabenden Familien bewohnten hier nicht ein Haus für sich, sondern nur ein Stockwerk; viele feine Leute wohnten drei Treppen hoch, der besseren Luft wegen, und manche ärmeren wohl gar fünf Treppen hoch, wo die Luft noch frischer war. Die Erdgeschosse dienten zumeist als Kaufmanns-Gewölbe, die entweder beständig oder nur zu den Meßzeiten geöffnet waren.

Eine besondere bauliche Eigentümlichkeit Leipzigs waren die sogenannten Höfe zwischen den großen Straßen. Man gelangte zu ihnen durch Torfahrten; eben deshalb waren es nur Höfe, aber es waren öffentliche Höfe; man wohnte darin wie an stilleren Straßen, fern vom Lärm, und konnte doch durch die Durchgänge in wenigen Schritten zu den belebtesten Stadtteilen gelangen. Am größten und berühmtesten war Auerbachs Hof zwischen der Grimmischen Gasse und dem Neumarkt; er zeichnete sich durch seine reichen Kaufläden aus: Lipsia parva nannte man ihn im Scherze. Auch Goethes Zimmer lag an einem solchen Hofe, zwischen dem alten und dem neuen Neumarkt.

Eine Leipziger Eigentümlichkeit war es ferner, daß Studenten und andere Untermieter ihre Zimmer während der Meßzeiten zumeist räumen mußten, damit die fremden Kaufleute Unterkunft fanden; sie zogen sich dann in ein Dachkämmerchen zurück oder in eine Wohnung vor dem Tore. Auch Goethe hatte Das zu erwarten.[1])

[1]) Gleich bei der ersten Messe blieb er sicherlich in der Stadt und bewohnte bei Frau Straube eine Stube; später scheint er über zwei verfügt zu haben. Wenn er später



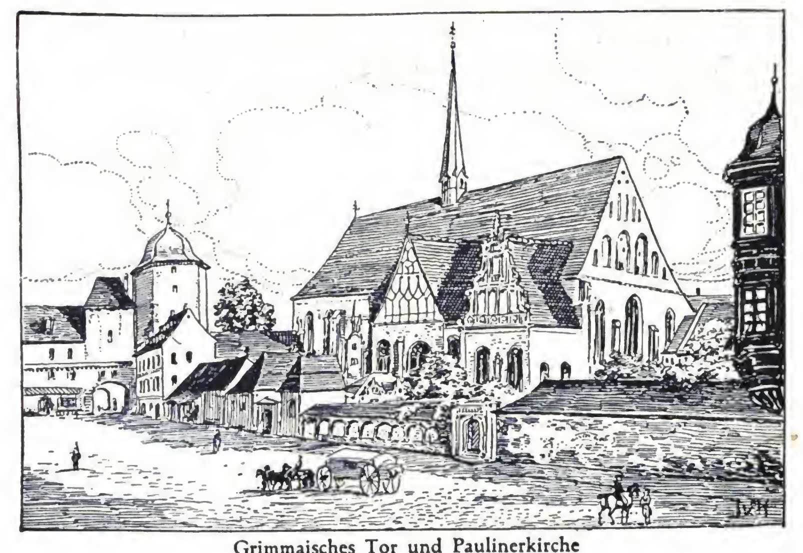
Leipzig zu Goethes Zeit: Auerbachs Hof

Stich von J. A. Rosmäsler



Leipzig zu Goethes Zeit: Das Haus des Frhrn. v. Hohenthal am Markte

Nach einem alten Bilde im Goethe-Nationalmuseum

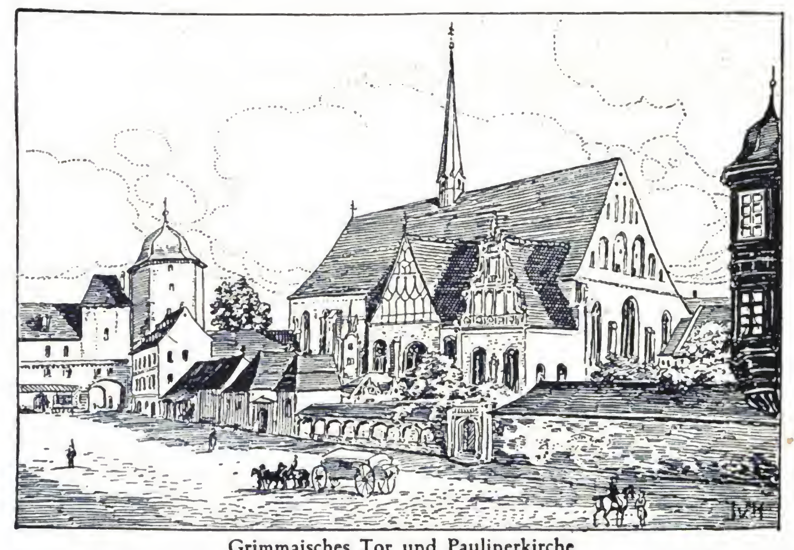


Grimmaisches Tor und Paulinerkirche



Leipzig zu Goethes Zeit: Das Haus des Frhrn. v. Hohenthal am Markte

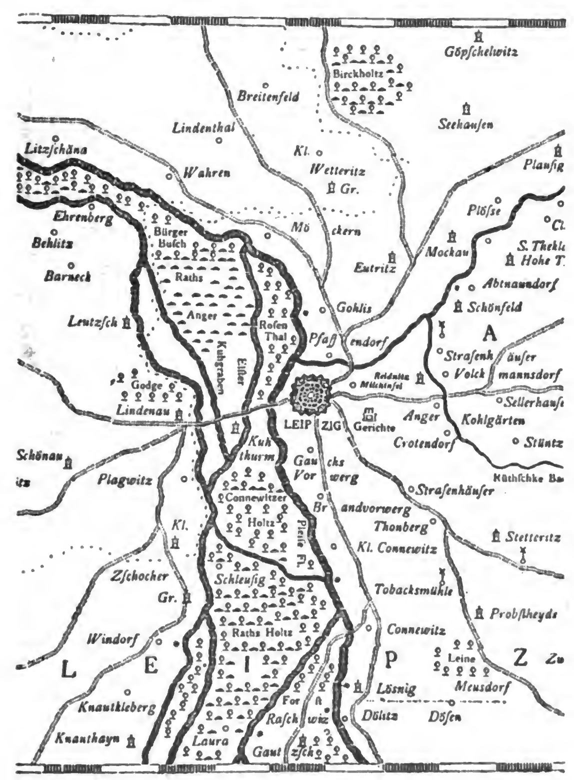
Nach einem alten Bilde im Goethe-Nationalmuseum



Grimmaisches Tor und Paulinerkirche

Aus der inneren Stadt führten vier befestigte Tore heraus: das Grimmische, Hällische, Ranstädter und Peterstor; auch drei Pförtchen wurden den Tag über geöffnet. In den Vorstädten gab es dann noch äußere Tore mit Schlagbäumen. Die ganze Umwallung war im Anfang des Jahrhunderts mit Linden bepflanzt worden, und Leipzig war deshalb weithin als die Lindenstadt berühmt. Viele Einwohner hatten das „Um's Tor gehen" in dieser Allee zur Gewohnheit: 3800 Schritte sollten es sein, bis man sein Tor oder Pförtchen auf der andern Seite wieder erreichte. Die Meisten aber, besonders die Damen, bewegten sich nur auf einem ausgezeichneten Teile der Allee, zwischen dem Barfüßerpförtchen und der Pleißenburg; abends um Fünf oder Sechs ließ sich die feine Welt hier auf- und abwandelnd sehen. Zur Seite standen Bänke für die Ausruhenden; die Studenten hockten auch auf den Geländern, um sich über die Vorübergehenden zu ergötzen; hier und da gab es auch einen Muhmenplatz, wo die Kindermuhmen mit ihren Kleinen lagerten. Als Wolfgang Goethe diese Alleen kennen lernte, waren viele Linden infolge des letzten Krieges vernichtet und statt dessen Maulbeerbäume angepflanzt worden; auch dienten Maulbeerhecken zum Abschluß der Promenade gegen die Reit- und Fahrwege; unser junger Frankfurter meinte deshalb, man könne Leipzig jetzt die Maulbeerstadt nennen. Von diesen Glacis und Promenaden hatte man den Blick auf einzelne kleine, ländliche Vorstädte und namentlich auf viele Gärten und Wiesen. Wolfgang erstaunte sehr

wegen der Messe weichen mußte, so zog er nach Reudnitz in das Giebelstübchen eines Wirtschaftsgebäudes, welches zu einem Gehöfte, dem späteren Hahnemannschen Gasthofe gehörte.



Umgegend von Leipzig

über die Größe und Schönheit der Luxusgärten, in denen hier die reichen Kaufleute mit einander wetteiferten. Es gab deren an die dreißig; der Apelsche, der sich der Pleißenburg gegenüber ausbreitete, trug wohl

die Krone davon. „Der ist königlich!“ schrieb Wolfgang; „ich glaubte das erste Mal, ich käme in die Elysischen Felder.“

Der Landschaft weiter draußen fehlten, wenn man an Frankfurt dachte, der große belebte Strom und die Umrahmung durch blaue Berge. Wasserreich war sie jedoch sehr durch die kleineren Flüsse Elster, Pleiße und Parthe, durch viele Bäche und Teiche. Wiesen und Gebüsch labten das Auge überall; ein der Stadt gehöriger Lustwald, das Rosental genannt, lockte in seine schattigen Gänge. In freundlichen Dörfern zeigten sich die Häuser und Hütten mit Linden, Weiden, Pappeln und vielen andern Bäumen und Sträuchern gleichsam zusammengewachsen. Diese Dörfer und ihre Wirtsgärten aufzusuchen, war allgemeine Sitte. Es gab aber auch gleich bei der Stadt genug einsame Wiesenpfade an murmelnden Bächen, wo die Liebhaber der Einsamkeit recht ungestört ihren Gedanken nachhängen konnten.

Leipzig war eine Handels- und eine Gelehrtenstadt. Die großen Kaufleute und die Professoren lebten recht einträchtig zusammen; sie bestimmten gleichermaßen über die Sitten der höheren Gesellschaft wie über die Polizei für das untere Volk. Im Vergleich mit Frankfurt ging es hier fein zu. In Obersachsen war die Höflichkeit mehr als anderswo Pflicht und Gewohnheit; hier war man aller Roheit, allem tölpischen und frechen Wesen von Herzen abgeneigt. Wenn hier eine Anzahl Menschen beisammen war, gab es nur einen gedämpften Lärm. Das laute Schimpfen auf die Obrigkeit und alle Welt,

wie es in Frankfurt so häufig war, kannte man hier nicht; des Politisierens enthielt man sich, soweit es menschenmöglich ist; sich fügen, sich schmiegen ward allgemein angeraten, und ein gelegentliches untertäniges Kriechen galt für keinen Fehler. Die Vorsicht war die herrschende Tugend. Wer sündigen will, kann es heimlich tun; wozu außerdem noch auffallen und anstoßen?

Nicht jedem Fremden gefiel die allgemeine Höflichkeit. Sie gehe aus der Gewinnsucht hervor, wurde behauptet; Manchen verdroß es auch, wenn die Obstfrau bei ihrem Handel oder der Bürger, den man um den Weg gefragt hatte, ihn mit zärtlichen Anreden überschütteten: „mein gutes, liebes Herrchen", „mein Bester", „mein Herzchen". Sonderbar war es, daß diese liebenswürdigen Sachsen in Kaffeehäusern und Gasthöfen gegen Fremde sehr zurückhaltend waren; ein freies, öffentliches Gespräch frisch von der Leber weg, wie es in Frankfurt weiter nicht auffiel, war hier unerhört, und es hockten immer nur gute Bekannte zusammen.

Trotz seiner Universität war Leipzig keine Studentenstadt. Die vier- bis fünfhundert Studierenden spielten keine große Rolle; sie hätten nicht in wilden Horden auftreten dürfen, wie sie in den kleinen Akademiestädten Jena, Halle, Helmstädt, Gießen usw. die Philister plagten oder auch in ihr wüstes Treiben mit hineinzogen. Es gab hier keine „Amicisten", „Mosellaner" oder andere Ordensverbindungen; der „Comment", der in Jena oder Gießen die Hauptwissenschaft der Studiosen ausmachte, das Kommersieren in Bier oder Schnaps, das Vivat- und Pereatschreien, das Veranstalten von Ständchen- und Katzenmusiken, das Fenster-Einwerfen, das zeit-

weilige Auswandern in die Dörfer und alles andere akademische Heldentum war hier unbekannt. Kurz, die Studenten waren hier bloß junge Leute wie Andere auch und galten kaum mehr als die Kaufmannsdiener. Von den in Leipzig studierenden Jünglingen waren die Meisten kursächsische Landeskinder, auf den Fürstenschulen erzogen, für geistliche und weltliche Ämter im Lande sich vorbereitend, oft auch durch den Genuß von Stipendien zu gesittetem Lebenswandel verpflichtet und öfter noch durch Armut zu tugendhafter Zurückhaltung genötigt. Auf der andern Seite wurden aus aller Welt die Söhne guter Familien hierher gesandt, um in dieser kultivierten Stadt ihre fernere Ausbildung zu genießen. Auf andern Akademien zeigten sich die Studenten, den Stürmer auf dem Haupte, in renommistischen Phantasie-Kostümen; sie polterten in Kanonenstiefeln einher; hantierten mit großen Schlägern oder langen Pfeifen; in Leipzig waren sie „galant" und wandelten, eingedenk ihres akademischen Eides, wonach sie vestitu honesto einherzugehen gelobt hatten, in Schuhen und Strümpfen, mit gepudertem Haar, den Hut unter dem Arm, ganz wie andere gebildete Leute: mochte man sie auch in Jena und anderwärts Pomadenhengste und Jungfernknechte schimpfen. Auf andern hohen Schulen prahlten die wilden Kerle mit ihrer verlotterten Erscheinung:

> Die Zeit macht alle Sachen stumpf.
> Utendum est dum durat!
> Ein dreckig Hemd, ein Loch im Strumpf:
> Philosophus non curat!

In diesem Sinne wollte hier kein Studiosus für einen Philosophen gelten!

Diese Leipziger Studierenden waren also überhaupt keine „Burschen"; sie bildeten weder eine Gesellschaft im Ganzen, noch hatten sie Gesellschaften unter sich. Sie hatten geschworen, „den Pennalismus, Nationalismus und andere conventicula" nicht zu unterstützen und bei Beleidigungen keine Selbstrache zu üben; dieser Schwur ward in Leipzig ernst genommen. Auch in den Gasthäusern, Bierschenken und Kaffeehäusern waren die Studenten nie für sich allein.

So mußte denn auch Wolfgang hier am neuen Platze zu werden suchen, was er zu Hause gewesen: ein junges Mitglied der allgemeinen bürgerlichen Gesellschaft.

Die Angehörigen der Akademie waren hier in vier Nationen eingeteilt: Sachsen, Meißen, Franken und Baiern. Goethe ward als Frankfurter der bairischen Nation zugerechnet, was man nicht verwunderlich finden wird, wenn man liest, daß auch die Österreicher, Lothringer, Brabanter, Engländer, Portugiesen und viele Andere hier zu den „Baiern" gehörten. Diese alte Einteilung hatte kaum noch einen Zweck oder Sinn. Dagegen unterschieden sich auch hier die Studenten nicht wenig nach den vier Fakultäten. Die Theologen waren die ärmsten, fleißigsten, geducktesten oder duckmäusigsten; viele nährten sich von trockenen Dreiersemmeln und trugen ihre wenige Wäsche und Kleidung so beharrlich, daß man die armen Jünglinge schon riechen konnte, ehe man ihnen in die Augen sah. Den größten Gegensatz bildeten die Juristen. „Unter ihnen findet nicht jene blinde Anhänglichkeit an ihr Studium und ihre Lehrer statt" heißt es in einer alten Schrift über ‚Leipziger Studenten'. „Sie führen selten Portefeuilles, keine

Tintenfässer, höchstens zwei Bücher bei sich, sitzen im Collegio auf Stühlen, die sie bezahlen, schreiben nicht so unsinnig nach, und ihren Hörsälen kann man sich ohne Riechfläschchen nähern."

Zu diesen reichen Juristen gehörte Wolfgang, denn sein Wechsel war hoch: hundert Gulden im Monat. Mit Kleidung und Wäsche war er auch sehr gut versehen — von einem gewürfelten Anzuge für 34 Gulden 51 Kreuzer wissen wir — und er speiste an einem Tische, über dessen Darbietungen er sich selber verwunderte. „Hühner, Gänse, Truthahnen, Enten, Rebhühner, Schnepfen, Feldhühner, Forellen, Hasen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern usw.: Das erscheint täglich": so prahlt er in seinem ersten Briefe an Freund Riese; „nichts von anderm groben Fleisch ut sunt Rind, Kälber, Hammel usw.: Das weiß ich nicht mehr, wie es schmeckt."

Er fühlte sich also am neuen Orte sogleich wie ein Vogel im Hanfsamen: so hätte es wenigstens seine Mutter ausgedrückt. Er als Dichter sagte es poetischer:

> So wie ein Vogel, der auf einem Ast
> Im schönsten Wald sich, Freiheit atmend, wiegt,
> Der ungestört die sanfte Luft genießt,
> Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,
> Von Busch auf Busch sich singend hinzuschwingen.

„Genug, stellt Euch ein Vögelein auf einem grünen Ästelein in allen seinen Freuden für: so leb' ich."[1]) Das schrieb er an Riese an dem Tage, wo er sein erstes Kolleg gehört hatte. Er war ja nun sein freier

[1]) Von hier an zitieren wir Goethes Niederschriften in heutiger Rechtschreibung und Zeichensetzung.

Herr, denn der väterliche Aufseher lebte viele Meilen weit; er hatte Geld genug; er konnte das Theater und was es sonst an Unterhaltungen gab, genießen und in feinen Kleidern Alles mitmachen. „In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, soviel es um diese Zeit angehet, ha! Das geht köstlich!“



Aber bei längerer Betrachtung findet auch so ein freigelassener und mit gefüllter Börse herumgehender Knabe, daß die Welt unvollkommen ist. Wolfgang Goethe brachte allerlei Einführungsbriefe aus der Heimat mit und stellte sich in Kaufmanns- und Gelehrtenhäusern vor. Diese neuen Bekannten gefielen ihm nur halbwegs, und, was schlimmer war, er ahnte und bemerkte, daß sie großenteils auch ihn nicht zu schätzen wußten. Er hielt sich für etwas Besonderes und machte Ansprüche; hier aber nahm man ihn doch nur für Einen unter Vielen, die Beachtung verdienen konnten. Er hielt sich für fein gekleidet, aber die Leipziger fanden seinen Staat altmodisch, wo nicht gar kleinstädtisch.[1])

[1]) „Ich mache hier große Figur“ schrieb er in der ersten Zeit an Riese, „aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer.“ In ‚Dichtung und Wahrheit‘ erzählt er, seine Garderobe sei recht vollständig und ansehnlich gewesen, und sogar ein Tressenkleid darunter. Alles aus besten Stoffen, aber die Anzüge seien von seines Vaters Bedienten schlecht zugeschnitten und auch nicht nach den neuesten Mustern gewesen. Sein Vater habe nämlich aus Sparsamkeit immer Bediente genommen, die er auch als Schneider beschäftigen konnte, und Diese standen selten auf der Höhe.

Allgemein mäkelten sie an seiner Aussprache herum. Sie bildeten sich ein, ihre meißnische Mundart müsse für alle Deutschen maßgebend sein; ja, sie waren geneigt, eine Übereinstimmung ihrer Mundart mit der Schriftsprache zu behaupten. Allerdings war Leipzig ein Hauptsitz der deutschen Schriftstellerei und Bücher-Erzeugung; die Korrektoren der dortigen Druckereien waren gewöhnt, alle mundartlichen Eigentümlichkeiten der aus Österreich, der Schweiz, Schwaben usw. eingehenden Handschriften zu beseitigen; wirklich beeinflußten also die Leipziger Redeweise und die Büchersprache einander gegenseitig; aber zunächst waren doch auch diese Obersachsen vom reinen Schriftdeutsch noch recht weit entfernt, und wenn der Jüngling aus Frankfurt neichen für neigen, Muße für Muse, Seite für Seide, Leutwesen für Leidwesen und la gloche für la cloche aussprach, so konnte er es von Leuten kaum besser lernen, die nicht wußten, ob sie nach Gonnewitz oder Konnewitz, nach Eideritsch oder Eutritz spazierten, ob ihr Bier aus Eulenburg oder Eilenburg hergebracht war, und die einen Musiker, der sich Löhnlein schrieb, als Herrn Lelei benannten.

Aber auch an seiner Art sich auszudrücken, hatten sie viel zu tadeln und zu necken. Ein Sachsenhäuser war er nicht, aber er kam doch aus der Republik Frankfurt, wo die Maulfreiheit groß war. Auch zu viele Gleichnisse gebrauchte er für den Leipziger Geschmack, zu viele derbe und volkstümliche Wendungen, Bilder, Sprichwörter und biblische Redensarten. Die neuen Bekannten wollten ihn zu einem modischeren, eleganteren und nach ihrer Meinung edleren Stil der Rede erziehen. Kurz, er sah sich behandelt wie Einer, der vom Dorfe kommt.

Kein Wunder, daß er sich verteidigte und auch selber zum Angriff überging. Ja, allzu oft zeigte sich dieser junge Mensch, der noch so viel zu lernen hatte, den Leipzigern als ein eingebildeter und hochmütiger Knabe. Wenn er Etwas besser wußte als ein Anderer, der eben redete, so war er nicht so höflich, sein Licht einstweilen unter den Scheffel zu stellen; auch war er beflissen, seinen vermeintlich besseren Geschmack zu offenbaren. Außerdem zeigte er sich eigensinnig. Ohne Kartenspiel war damals keine Geselligkeit zu denken, namentlich auch nicht mit älteren Damen: dieser Jüngling weigerte sich, die üblichen Kartenspiele zu lernen! Das hieß doch die Gesellschaft verachten. Die höflichste Antwort aber auf solch vorlautes und überhebliches Wesen war, daß man ihn nicht wieder einlud.

Er wäre weniger getadelt und manchmal bewundert worden, wenn er sich mehr zu Gleichaltrigen gehalten hätte. Aber von jeher zog es ihn zu Personen, die ihm an Jahren, Kenntnissen, Erfahrungen und Rang überlegen waren: an Seinesgleichen konnte er sich ja nicht höher erheben. Er sah sich also in Leipzig nicht nach andern Sechzehn- und Siebzehnjährigen um, und die Folge war, daß er sich bald allein fand. Dann kam in seiner Stube manchmal das Heimweh über ihn.

Am meisten vermißte er seine Schwester und ihre kleinen Freundinnen. Jetzt erst wurde er sich recht bewußt, was für gute, liebe, kluge Geschöpfe sie waren. Zwar hübsche Mädchen und Frauen sah man auch hier: auf der Promenade, im Theater, im Konzert. Aber Das waren aufgeputzte Nichtse. Wenn man sie reden hörte, wie lächerlich Das klang!

Ah, meine Schwester, was für Geschöpfe sind diese sächsischen Mädchen! Ein Teil ist ganz närrisch, der größte Teil nicht sehr gescheut, und Alle sind sie Koketten. Vielleicht tue ich Einigen Unrecht, aber im allgemeinen trifft meine Regel zu. . . Dieser Wunsch, zu gefallen, durch Mittel zu gefallen, die einer Dame von Geist und Ehre unwürdig sind, ist hier gar sehr Mode. Man könnte sich fast in Paris glauben.[1])

Die Leipziger hatten überhaupt eine gelbe Gesichtsfarbe; Das fiel besonders beim Frauenzimmer Demjenigen auf, der sie etwa mit Rheinländerinnen oder Niedersächsinnen vergleichen konnte. Woher diese ungesunde Farbe kam? Da gab es manche Antworten: vom Kaffeetrinken — vom vielen Kuchenessen — vom schlechten Wasser — vom beständigen Leben in der schlechten Stadtluft, denn den ganzen Winter kamen hier viele Frauen und Mädchen nie ins Freie — von den engen Schnürbrüsten, in die hier das Frauenzimmer von Kindheit auf eingeschnallt wurde. Was auch die Ursache war: Gesichter „wie Milch und Blut" waren selten. Und noch seltener schien der innere Gehalt zu sein.

Den Umgang mit diesen leeren Zierpuppen begehrte Wolfgang nicht, aber wen hatte er sonst hier? Kannte er auch nur einen Menschen, der zu ihm gehörte? Daheim hatte er im warmen Nest gesessen; hier fröstelte ihn.

Im Anfang hatte ihn noch das viele Neue, das er in Leipzig sah und erlebte, zerstreut; aber je länger, je mehr wuchs sein Gefühl, daß er hier ewig fremd bleiben werde. Als endlich die ersten Frühlingstage sich zwischen die Nachzügler eines überaus kalten

[1]) 30. März 1766. In der Urschrift französisch.

Winters mischten, stimmten ihn seine Streifereien vor den Toren mehr melancholisch als hoffnungsvoll. „Einsam, einsam, ganz einsam!“ schrieb er an den Marburger Freund.

Bester Riese, diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele gepräget.

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von Jedermann,
Am Bache bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

So vergnügt ich aber auch da bin, so fühle ich dennoch allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens. Ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze:

Da wird mein Herz von Jammern voll,
Mein Aug' wird trüber:
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl;
Kein Vogel singt in den Gebüschen;
Der grüne Baum verdorrt;
Der Zephir, der mich zu erfrischen,
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord
Und trägt entrißne Blüten fort.
Voll Zittern flieh ich dann den Ort;
Ich flieh' und such' in öden Mauern
Einsames Trauern.

Der Briefwechsel ist ein Mittel gegen die Einsamkeit und war gerade ihm bei seiner starken Einbildungskraft noch dienlicher als Andern. Durch Briefe, die er empfing und schrieb, konnte er sich seine Lieben gleich-

sam in seine Stube laden. Also saß er oft vor dem Papiere; seine Briefe aber hatten gar nichts Förmliches an sich; es waren keine vorschriftsmäßigen „Briefe" oder „Schreiben", sondern aufgeschriebene mündliche Reden, nicht selten Gespräche. Als ihn Horn und Riese zum ersten Mal schriftlich begrüßten, redeten sie ihn mit „Sie" an, denn sie dachten, Das gehöre sich so bei der feierlichen Unterhaltung durch die Post. Aber Goethe schrie auf: „Sie! Sie! Das lautet meinen Ohren so unerträglich!" Der junge Dramatiker sah und hörte eben die Personen, wie wenn sie vor ihm stünden. „Hier schicke ich Dir eine Messe" sprach er zu Kornelien, als er für sie auf der Messe ein kleines Geschenk gekauft hatte. „Ich bedanke mich schön" hörte er sie antworten, und so schrieb er gleich seine Erwiderung: „Gehorsamer Diener! Sie sprechen davon nicht!" Oder ein ander Mal:

Ich habe eben jetzo Lust, mich mit Dir zu unterreden, und eben diese Lust bewegt mich, an Dich zu schreiben. Sei stolz darauf, Schwester, daß ich Dir ein Stück der Zeit schenke, die ich so notwendig brauche. Neige Dich für diese Ehre, die ich Dir antue! Tief! Noch tiefer! Ich sehe gern, wenn Du artig bist. Noch ein wenig! Genug! Gehorsamer Diener!
Lachst Du etwan, Närrchen, daß ich in einem so hohen Tone spreche? Lache nur! Wir Gelehrten . . .

Und nun brachte er seine neuesten Kenntnisse vor Ohne Gelehrsamkeit tat er es nicht gern, so lebendig-natürlich seine Briefe sonst auch waren. Die Lehrhaftigkeit, das Prunken mit Kenntnissen und Geist gehörten zu seiner Natur. Vielleicht kam es ihm deshalb auch nicht in den Sinn, an die Mutter zu schreiben

Sie war ja keine Gelehrte oder Lernende, keine Schriftstellerin und Briefschreiberin.[1]) Sie war auch wohl zufrieden, daß sie durch den Gatten und Kornelien mit ihrem fernen Sohn in Verbindung blieb. Aber die

---

[1]) Frau Rat keine Briefschreiberin? Wir haben jetzt ihre Briefe in zwei starken Bänden, und dennoch ist anzunehmen, daß sie in ihren ersten 45 Jahren die Feder selten in die Hand nahm. Ihre ersten bekannten Briefe sind von 1774; erst 1776 wird sie schreiblustig. — Daß ihr Sohn sie in diesen Jahren um ihrer geringen Ausbildung wegen nicht ganz für voll nahm, scheint mir nicht zweifelhaft. Des Studenten Briefe aus Leipzig zeigen ziemlich viel Gelehrtendünkel; auch wissen wir, wie er um diese Zeit über die Erziehung dachte, die den Töchtern des Schultheißen zu teil geworden war. Seine jüngste Tante verlobte sich im Herbst 1766 mit einem Frankfurter Leutnant Schuler, den die Geschwister Goethe greulich fanden. Wolfgang suchte es sich zu erklären. „Denk' an ihre Erziehung, Schwester, und dann verdamme sie, wenn Du darfst! Ein Mädchen ohne große Gaben verbringt ihre ersten Jahre in der Gesellschaft ihrer Eltern und Schwestern. Das sind alles ehrenwerte Leute, aber wie man ein weibliches Herz zu seinem Glücke bilden kann, verstehen sie nicht. Ein Schreib- und ein Rechenmeister werden berufen, sie weise, und ein Katechismus-Kandidat, sie gut zu machen: nette Leiter auf dem Lebenswege! Die Gelegenheit, gute Bücher zu lesen, hatte sie nicht und sie suchte auch keine. Also kostete sie keine Freude der Seele; nur körperliche, gröbere Vergnügungen wie Tanz und Gesellschaften waren ihr Paradies; nie lernte sie, ihr eigener Gesellschafter zu sein und sich geistig mit sich selber zu vergnügen. So wurde sie schließlich kein Mädchen von sittlichem Charakter und konnte es nicht werden." (Hier aus dem Englischen.) Auch viel später noch zeigt sich Goethes geringe Meinung von der Familie des Großvaters Textor, allerdings nur für den Kenner. In den ‚Bekenntnissen einer

Tochter mußte doch einmal fragen, ob Wolf die Mutter schon ganz vergessen habe. Da gab ihm die Sohnesliebe schöne Verse zur Antwort ein:

Grüß mir die Mutter! Sprich: sie soll verzeihn,
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag ihr
Das, was sie weiß: daß ich sie ehre. Sag's,
Daß nie mein kindlich Herz, von Liebe voll,
Die Schuldigkeit vergißt. Und ehe soll
Die Liebe nicht erkalten, eh ich selbst
Erkalte.

Viele Andere, die sich in der Fremde einsam fühlen, können sich an dem Bewußtsein erheitern, daß sie dort ihre Geschäfte besorgen und ihre Zwecke erreichen. Diese

---

schönen Seele' heißt es, die Erzählende sei in ein gewisses Haus gebeten worden, wohin sie nicht gerne ging. „Die Gesellschaft war zu gemischt, und es fanden sich dort Menschen, wo nicht vom rohsten, doch vom plattsten Schlage." Dann wird eine wüste Szene geschildert: Ohrfeigen und Degenkampf. „Endlich kam eine Tochter des Hauses heraufgesprungen, und ihre Munterkeit ängstigte mich nicht wenig, da sie sich über den tollen Spektakel und über die verfluchte Komödie fast zu Tode lachen wollte." Dieser Vorfall ereignete sich am 23. September 1742 im Hause des damaligen Schöffen Textor: ein Pfänderspiel, bei dem alle Herren alle Damen küßten, war Anlaß dazu; ein Darmstädtischer Leutnant Lindheimer schlug auf den Hofrat Ohlenschlager ein, als Dieser an der Reihe war, die Frau Lindheimer zu küssen. Ohlenschlagers Perücke flog der Fräulein v. Klettenberg an den Kopf; dann wurden die Degen gezogen und Ohlenschlager erheblich verwundet.

Um auf das Allgemeine zurückzukommen: der Gelehrtendünkel war im achtzehnten Jahrhundert kaum geringer als

Aufrichtung hatte unser Studentlein nicht. Nach des Vaters Willen war er Jurist; er selber hatte sich dagegen schon in Frankfurt als „d. s. W. Liebhaber" unterschrieben, und wollte jetzt in Wahrheit als ein solcher Beflissener der schönen Wissenschaften leben. Nur sah man in diesem Fache kein deutliches Ziel vor sich, und auch der Weg war dunkel. Er hoffte aber wohl, daß er bei seinen geistigen Kräften nun Vieles und Vielerlei und nebenbei auch die Rechtswissenschaften bewältigen werde, um sowohl dem Vater wie sich selber Genüge zu tun.

Der wichtigste Einführungsbrief, den er nach Leipzig mitbrachte, war an Hofrat und Professor Böhme gerichtet; ausgestellt hatte ihn Schöff v. Ohlenschlager. Dieser Hofrat Böhme war ein vermögender und sehr stolzer Herr. Er sollte nach dem Willen des Vaters der Studienberater des jungen Anfängers sein. Er war neben seiner Juristerei ein tüchtiger Geschichtsforscher und hatte früher sogar lateinische Verse drucken lassen; aber der kleine, lebhafte Herr machte ein saueres

---

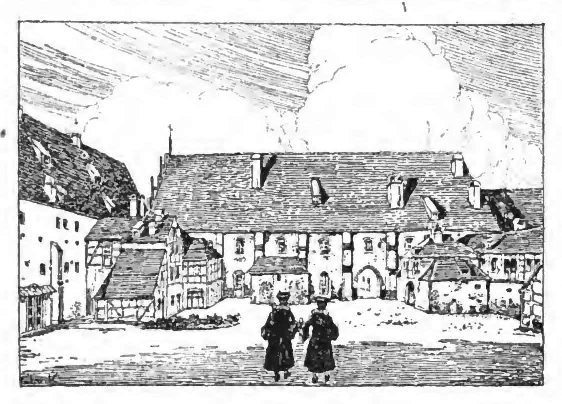
der Adelsdünkel; der Magister, Doktor, Pfarrer hielt sich als ein höheres Wesen vom Pöbel entfernt. Bei den Vornehmen haben nun die Frauen ebensoviele „Quartiere" wie die Männer; die Gelehrten dagegen lebten mit unwissenden Frauen, die kaum lesen und schreiben konnten; sie gestanden ihrem Frauenzimmer keineswegs den gleichen Wert und Rang zu; die Weibsleute waren die Besorgerinnen des Irdischen, das schwächere, mehr kindische Geschlecht. Wo einzelne Frauen durch besondere Tüchtigkeit auffielen, da gab man ihnen das Ehrenwort „männlich" und rühmte sie als „Männinnen", auch wenn sie durchaus in weiblichem Wesen blieben. Von solcher Ansicht des andern Geschlechts ging Wolfgang Goethe aus.

Gesicht, als der junge Goethe ihm sein Herz ausschüttete und ehrlich eingestand, wie wenig er sich aus der Juristerei mache und wie sehr er die Dichtkunst liebe. Die Philologen und Poeten waren gar nicht nach dem Geschmack des Hofrats, und wozu brauchte ein Jurist ihnen nachzulaufen? Vielleicht auch war sein Groll gegen die belles lettres gar nicht so groß; vielleicht wollte er nur das väterliche Vertrauen rechtfertigen und dem jungen Menschen schnell über die poetische Krankheit der Entwickelungsjahre hinweghelfen. Jedenfalls drang er gewaltig auf den Neuling ein, daß er sich nicht an solchen Firlefanz verzetteln dürfe.

Gerade in den ersten Semestern konnte aber auch Böhme solche Kollegien, die die allgemeine Bildung fördern, nicht verwerfen. Wolfgang belegte also Staatengeschichte bei Böhme, Institutionen und einiges andere Juristische bei Lehrern, die uns nicht genannt werden, Philosophie und Mathematik (in einem Kolleg verbunden) bei Winckler, Ciceros Dialogi tres de Oratore bei dem berühmten Ernesti und schließlich bei Gellert Literargeschichte nach Stockhausens Bibliothek der schönen Wissenschaften. Auch an einem Praktikum Gellerts, in dem der berühmte Mann die Aufsätze und Gedichte seiner Schüler beurteilte, nahm er teil. Die meisten Vorlesungen wurden übrigens noch in lateinischer Sprache gehalten.

Wer akademischer Bürger gewesen ist, erinnert sich, daß höchst selten eine Vorlesung Das hält, was sich der Student von ihr versprach; namentlich sehen sich fast alle Füchse in den Erwartungen betrogen, die sie beim ersten Eintritt in die Hörsäle hegten. Anfangs

ist ihr Eifer groß, aber rasch ermatten sie: so trocken hatten sie sich die Speise des Geistes nicht vorgestellt; sie können das Unverdauliche noch nicht hinunterschlucken, wie der Strauß die Kieselsteine. Dies allgemeine Erlebnis teilte jetzt Goethe. Zuerst wurden ihm die juristischen Vorlesungen gar zu langweilig; er



Im Universitätshof: Mittel-Paulinum

konnte gegen sie anführen, daß er beim Vater längst gelernt habe, was hier breit und seicht vorgetragen wurde. Auch die mit der Mathematik verbundene Logik deuchte ihm bald entbehrlich. Aber auch die andern Fächer nahmen nicht zu an Reiz und Wohlgeschmack. Er half sich also gegen die Pedanten, wie alle jungen Studenten: er mied ihr Angesicht und überließ die zukünftigen Sorgen den zukünftigen Jahren.

Der neue Musensohn hatte seine besseren Gedichte nach Leipzig mitgebracht und wollte die angefangenen dramatischen Stücke hier vollenden. Zuerst den ‚Belsazer'. Die ersten vier Akte lagen in alexandrinischem Versmaß vor, das man bisher in Deutschland nach französischem Muster in der Tragödie — und in vielen anderen Gedichten — regelmäßig brauchte. Jetzt aber hörte oder las er, das rechte Metrum für das hohe Drama sei der aus fünf Jamben bestehende Blankvers. Zu dem Veralteten durfte sich der Jüngling nicht halten, also entschloß er sich, in seinem fast fertigen Stücke noch diesen Fortschritt zu machen. Er berichtete es den Freunden und auch der Schwester:

Ich schreibe jetzt an meinem ‚Belsazer';
Fast ist der letzte Aufzug auch so weit,
Als wie die andern sind. Doch wiss' Du Das:
In Versen wie hier Die verfertigt' ich
Die fünfte Handlung. Dieses, Schwester, ist
Das Vermaß, das der Brite braucht, wenn er
Auf dem Kothurn im Trauerspiele geht.
Jetzt steh ich still und denk' den Fehlern nach,
Den Fehlern, die so häufig sind, wie hier
Studenten sind. Da denk' ich nach und Die
Verbessr' ich. Dir schick' ich vielleicht einmal
Etwas davon, wie auch von Dem, was ich
Sonst noch an Versen schrieb.

„Jetzt steh' ich still und denk' den Fehlern nach" — wenn der im Wachstum begriffene Jüngling es nicht schon von sich aus getan hätte, so wäre er in der Literatenstadt doch oft genug von Andern dazu aufgefordert worden. Er merkte sehr bald, daß man ihn in Leipzig weder als Dichter, noch als urteilenden

Schöngeist ehren oder auch nur gelten lassen wollte. Von allen Damen, denen er hier vorgestellt worden war, nahm nur die Hofrätin Böhme einen aufrichtigen Anteil an ihm; ihr trug er denn auch, wie er daheim gewohnt gewesen war, seine eigenen und fremden Gedichte, deren er viele auswendig wußte, deklamierend vor und hielt gegen sie auch mit seinen Kunsturteilen nicht zurück; sie pflegte dann aber gar nicht seiner Meinung zu sein und setzte auch an seinen eigenen Versen Manches aus, gleichviel ob er sich als Verfasser nannte oder die List brauchte, einen fremden Namen vorzuschieben. Wollte er sich nun an einen andern Gerichtshof wenden, so traute er unter seinen männlichen Halbfreunden am meisten Einsicht und Gerechtigkeit dem Magister Morus zu, den er täglich am Mittagstische traf. Dieser dreißigjährige Theologe und Philologe war ein braver, milder, bescheidener, freundlicher Mann, dessen sparsame Urteile Hand und Fuß hatten. Aber auch aus den Gesprächen mit Morus nahm unser Jüngling den Eindruck mit weg, daß man ihn nur zur großen Herde der Versemacher rechnete. Nicht anders ging es ihm im Praktikum bei Gellert.

Professor Gellert galt damals überall für den Bekanntesten und Geachtetsten unter allen schönen Geistern der deutschen Nation. Seine Fabeln und Erzählungen waren bei Jedermann beliebt, der überhaupt Bücher las; die Schlußmoralen oder andere Verse aus diesen kleinen Gedichten brauchte man allenthalben ähnlich wie Bibelstellen und Sprichwörter. Seine geistlichen Gesänge erschollen in vielen Häusern und auch bereits in den Kirchen. Sein Roman ‚Die schwedische Gräfin' war

wohl das erste deutsche erzählende Werk, das allgemein gelesen wurde, wo man unsere Sprache kennt. Seine Schäferstücke und Lustspiele gefielen gleichfalls. Aber auch seine moralischen Abhandlungen galten sehr viel. Er war ein Sprecher des deutschen Bürgertums und aller redlichen, christlichen und zugleich verständigen Leute. Dabei blieb er doch mit seiner Person ganz im Hintergrunde. Kränklich, bescheiden, ja schüchtern, wollte er nichts sein als ein stiller Gelehrter, ein guter Freund Derer, die ihn brauchten. Er zählte erst fünfzig Jahre, war aber schon ein absterbender Mann. Seit seiner Jugend entbehrte er die Gesundheit des Körpers; namentlich aber lastete die Hypochondrie auf seinem Gemüte. Nur die Zeugnisse, daß er Vielen geistige Wohltaten erwies, hielten ihn noch aufrecht. Und wie reich war er an solchen Zeugnissen! Die Fürsten und Heerführer suchten seine Bekanntschaft; die ganze vornehme Welt, soweit sie Deutsch sprach, knüpfte gern Verbindungen mit ihm an; aber auch in den unteren Schichten des Volks, wo man damals die Kunst des Lesens kaum voraussetzen durfte, war der Dichter Gellert sehr beliebt und sehr wirksam. Es kam vor, daß die Magd des Gasthofes, in dem er abstieg, herzulief, ihm die Hand zu küssen, und es ereignete sich, daß ein Bäuerlein ein unbestelltes Fuder Holz vor seinem Hause ablud, um sich auf diese Weise für die schönen Gedichte zu bedanken. Und alte Kriegsknechte schrieben oder sagten ihm, daß sie durch seine Schriften bessere Menschen geworden seien. Tausende suchten seinen Rat in schwierigen Lebensfragen, und alle Eltern schätzten sich glücklich, die ihre Söhne unter seinen Augen wußten.

Gellert widmete sich seit seinem dreißigsten Jahre dem Unterrichte der akademischen Jugend, erstrebte aber keine ordentliche Lehrstelle und nahm sie seiner Krankheit wegen nicht an, als sie ihm angetragen wurde; er unterrichtete nur als außerordentlicher Professor in der Literatur und Beredsamkeit; späterhin hielt er auch moralische Vorlesungen. Wichtig war namentlich auch sein stilistisches und poetisches Praktikum; da er alle Anreden an seine Schüler aufzuschreiben pflegte, so wissen wir von ihm selber, welche Auffassung er von diesen Übungen hatte, durch die er auf Tausende von deutschen Gelehrten wirkte.

„Wir wollen glücklich schreiben lernen" sagte er, und mit welcher Autorität! Denn es hatte ja noch Niemand die deutsche Sprache so leicht und geschickt gehandhabt wie Gellert und beim Publikum so großen Beifall gefunden. „Ich biete Ihnen deswegen in diesen öffentlichen Stunden meine Kritik an und verspreche Ihnen, daß ich die Arbeiten, welche Sie mir übergeben werden, mit Sorgfalt, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit beurteilen will. Wenn Sie mich zum Vertrauten und Richter Ihrer Arbeiten machen wollen — es mögen nun poetische oder prosaische sein, Briefe, Charaktere, Abhandlungen, kleine oder größere Reden, kleine oder größere Gedichte — und ich finde es für gut, so werde ich sie öffentlich vorlesen und das Schöne oder Fehlerhafte der Einrichtung und Ausführung mit Anmerkungen begleiten, aber niemals den Namen des Verfassers ohne seine Einwilligung nennen. Ist die Arbeit zum Vorlesen nicht glücklich genug geraten, so will ich dem Verfasser meine Meinung insgeheim sagen, denn

es ist nicht meine Absicht zu beschämen, sondern zu raten. Muntere und scherzhafte Aufsätze werde ich dulden, denn ich hoffe keine allzu freien und ungesitteten zu erhalten. Dann und wann gedenke ich auch, ein schönes Stück eines alten oder eines neuen Skribenten mit Ihnen durchzugehen, denn die Bemerkung des Meisterhaft-Schönen ist die beste Übung des Verstandes und des Geschmackes; auch werde ich, den Ekel am Schlechten zu erwecken, zuweilen eine schlechte Schrift beurteilen."

„Denken Sie ja nicht" betonte er, „daß ich Sie, meine Herren, Skribenten zu werden, verführen will. Der Autor muß Genie, einen reifen Verstand und gelehrte Kenntnisse haben. Wer diese Eigenschaften besitzt, braucht keinen Anführer, und wer diese nicht besitzt, wird nie ein großer Autor werden. Die Krankheit der Poesie ist eine sehr gemeine Krankheit unserer ersten Jahre; um mittelmäßige Genies davon zu heilen, will ich Ihnen sagen, was Aristoteles, Horaz, Vida und Boileau zu einem vortrefflichen Gedichte fordern. Wenn Sie Dieses kennen und empfinden, so werden Sie keine Lust haben können, nur mittelmäßige Dichter zu werden."

Er wolle die Poesie der Sachen und die Poesie der Schreibart durch Regeln und Beispiele vortragen, sagte er in einer anderen Stunde. „Es ist wahr, diese Regeln werden Sie nicht zu Poeten machen; aber vorausgesetzt, daß Ihnen die Natur Genie dazu gegeben hat, so werden Ihnen diese Regeln nicht unnützlich sein; die Regeln der Kunst werden dasselbe leiten, und die Beispiele werden es noch mehr begeistern. Diejenigen, welchen (soll ich sagen: das Glück oder das Unglück?) Poeten zu sein nicht bestimmt ist, können unsern Unter-

richt auf eine andere Art nützen. Sie werden Kenner, Richter, glücklichere Leser der Dichter werden, ohne selbst dichten zu können. Es ist falsch, daß man nicht urteilen oder tadeln dürfe, wenn man eine Sache selbst nicht besser machen kann. Unsere Regeln oder die Kenntnis der Poesie wird Ihnen einen gewissen Nutzen in der Beredsamkeit zuwege bringen. Die Verwandtschaft beider Künste ist nur gar zu groß!"

Zum Schluß wandte er sich wieder an Jene, die an ihrem „Genie" zum Dichten gar nicht zweifelten: „Ich habe Ihnen insbesondere die löbliche und große Begierde, sich beurteilen und tadeln zu lassen, eigen zu machen gesucht. Ich habe selbst diese Übung angestellt, und oft auf meine Kosten. Lesen Sie die besten alten und neuen Dichter mit Sorgfalt und Gefühl! Übereilen Sie sich nicht mit eigenen Ausarbeitungen! Wägen Sie Ihre Kräfte genau ab! Regieren Sie Ihr Genie, Ihre feurige Einbildungskraft durch einen strengen Ernst der Vernunft! Lassen Sie Ihre Arbeiten von Kennern lesen, prüfen und bessern sie sorgfältig! Vergeben Sie sich nichts und denken Sie stets an den Preis des Dichters, an die Hochachtung mehr als eines Jahrhunderts!"

Goethe nahm in Leipzig sofort an Gellerts Übungen teil; er legte also seine Musenfrüchte auf das Katheder und erhielt sie in einer der nächsten Stunden, mit roter Dinte durchkorrigiert, zurück. Es gelang ihm nicht, Gellerts besondere Aufmerksamkeit zu erregen; sicherlich heimste er nicht das schmeichelhafte Lob ein, worauf der selbstbewußte Jüngling sicher gerechnet hatte. Gellert wird ihn für einen der vielen kleinen Gernegroße ge-

halten haben, für ein „mittelmäßiges Genie“ nach seiner Ausdrucksweise. „Die Krankheit der Poesie ist eine sehr gemeine Krankheit unserer ersten Jahre.“ Dieser Satz gellte nun auch in Wolfgang Goethes Ohren.

So wurde der in Frankfurt verwöhnte Knabe jetzt manchmal gedemütigt; Niemand war ihm eigentlich hülfreich. Er war auf sich selber angewiesen. So suchte er nun für sich allein das Rechte, woran er sich halten konnte. Wo ist das Vorbild, wo der Gesetzgeber für den redlichen Schüler der Poesie? Ach, die Gelehrten und schönen Geister sind recht uneins! Wolfgang wußte Das zwar längst, aber jetzt beobachtete er viel deutlicher im Einzelnen, wie an jedem Autor und jedem Werke gemäkelt wird. Tritt vor die Leser, so wirst du verachtet werden, sicherlich von Einigen, vermutlich aber von Vielen. Der älteste der berühmten Leipziger Professoren war Gottsched: einst als ein großer Dichter, als Anführer und Gesetzgeber der deutschen Literatur geehrt, ward er jetzt überall verlacht und verhöhnt; auch Wolfgang Goethe beeilte sich, Spottverse auf diesen Mann zu dichten, ohne seine vormaligen Verdienste zu prüfen. Nun, dieser Gottsched hatte das Verbrechen begangen, seinen Ruhm zu überleben; aber auch die jüngeren Dichter wurden bereits nicht wenig getadelt oder geschmäht, auch Klopstock, auch Wieland. Und Gellert selbst: hier in nächster Nähe zuckte man auch über ihn die Achseln und erzählte sich Geschichten auf seine Kosten. Die Krähen hacken einander die Augen nicht aus, die „schönen Geister“ tun es. Bald ziehen sie über die sittliche Beschaffenheit der Kollegen her, bald über ihr Können und Leisten.

Fragte Wolfgang nun aber die Kritiker, wie man es eigentlich machen müßte, so merkte er, daß die Meisten sich nur darauf verstanden, das Schlechte schlecht, das Alberne albern zu finden. Einige brachten allerlei Vorschriften und Forderungen vor, aber ohne Zusammenhang und Grundsatz; es blieben zersplitterte Lehren, die von wieder Andern bestritten wurden. Auf die Frage, welche Dichter denn nun unsere Muster sein müßten, nannte man gewöhnlich solche des Altertums oder sonst fernab stehende, denen gleichzukommen ein unnatürliches und vergebliches Bestreben wäre. Unser Student ging jetzt an der Hand Ernestis auch in die Schule Ciceros: er trug diesen und jenen guten Satz heim, aber auch dies Kolleg förderte ihn wenig. Und auch in Horazens ‚Dichtkunst' fand er zwar viele goldene Sprüche, aber nicht den Anhalt, den er brauchte und suchte. Einen Schluß mußte Wolfgang Goethe aus Allem, was er hier in Leipzig hörte und lernte, nun wohl ziehen: daß seine Frankfurter Selbstsicherheit auf Unwissenheit beruht hatte. Er, der sich schon halb und halb für einen großen Dichter gehalten, hatte doch bisher nur gestümpert! Das sah er ein und er beeilte sich, weiter zu sagen, daß er es einsah. Auch die schmerzliche Erkenntnis hat eine gewisse Süßigkeit: wir haben uns höher entwickelt, wenn wir unser voriges Wesen belächeln und tadeln können. Unter Andern sollte Freund Riese es wissen, daß Goethe seit kurzem gewachsen war und sich nicht mehr für einen Liebling der Musen hielt.

Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.

Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,

Mit dem ich Die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligtume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Auch Du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich, und gewiß mit Unrecht, glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch' stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.

Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen, und wie Der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und — bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind;
Der hebt den Staub in Wirbeln auf, den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auch. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein: es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

Noch war er keine siebzehn Jahre, als soviel weise Selbsterkenntnis aus ihm sprach. Das zeugte freilich von seiner Jugend noch sicherer als von seiner Bescheidenheit. Mit sechzehn Jahren hat der Dichter es noch leicht, alle seine bisher gesammelten Werke in den Orkus zu verdammen oder auf dem Küchenherde einer Madame Straube zu verbrennen. Man fängt dann eben ein neues Blatt an. Man erklärt dann laut, daß man kein Dichter sei. Und damit es die Leute auch glauben, sagt man es in Versen.

Zehntes Kapitel

Mädchenzauber und Freundesstimmen

1766

„Ihr Mädchen müßt einen geheimen Zauber haben, womit ihr uns bezaubert, wenn's euch beliebt": so schrieb der junge Student — auf französisch — seiner Schwester. Begreifen konnte er es nicht, daß er soviel an Kornelien und ihre Freundinnen dachte und sich nach ihnen sehnte, denn eigentlich fühlte er sich als werdender Mann und Gelehrter sehr erhaben über diesem unwissenden, auf's Äußerliche gerichteten und oft so albernen Mädchengeflügel. Seine Frankfurter Freundinnen seien jedoch nicht solche Närrinnen und Affinnen wie das Frauenzimmer in Sachsen, redete er sich dann selber vor; hatten sie doch soviel Verstand gehabt, daß sie zu ihm emporsahen, seine Gaben und sein Wissen be-

wunderten und von ihm lernen wollten. Beide Geschlechter paradieren vor einander, bewußt oder unbewußt. Bin ich nicht schön? Bin ich nicht stark? Bin ich nicht fein gebildet? Bin ich nicht kühn? So begegnen sich die Fragen von hüben und drüben. Der Jüngling möchte sich vor Mädchenaugen als der Gewandteste, Zäheste und Tapferste erweisen; liegt ihm aber solches Heldentum der Arme und Beine nicht, so führt er seine Geistesgaben vor und leuchtet als ein Licht in der Dunkelheit. Wer mich bewundert, Den liebe ich: so geht das Romänchen gewöhnlich weiter. — Edlere Naturen ersättigen sich aber nicht an solchem Hervorglänzen; sie wollen, weil sie reich und stark sind, Anderen geben, ihnen dienen und wohltun; wo man Das zuläßt und erbittet, wo sie Dank empfangen, sind sie auch selber dankbar, und ihr Dank verwandelt sich wieder in Liebe. So wollte der junge Wolfgang Goethe seine Freundinnen und seine Schwester gern als ihr Lehrer emporbilden, sie als ihr Berater in die Welt der Geister führen, und es beglückte ihn, daß sie es sich gefallen ließen. Er liebte sie, weil sie seine Lehren annahmen, und er schulmeisterte an ihnen, weil er sie liebte.

Schon im ersten Briefe, den er aus Leipzig an das Schwesterchen richtete, vergaß er die Freundinnen nicht. „Küsse Schmittelchen und Runkelchen von meinetwegen. Die lieben Kinder! Denen drei Madles von Stockům mache das schönste Kompliment von mir. Jungfer Rincklef magst Du gleichfalls grüßen.“ Und in der Nachschrift: „An die liebe Jungfer Meixnern mache das schönste Kompliment, das Du in Deinem Köpfchen gedenken kannst. »Mein Bruder läßt Sie grüßen«:

Das ist nichts! Übe Deine Erfindungskraft! Du hast ja sonst gute Einfälle. Schreibe mir bald, Engelchen!"

Diese Charitas Meixner dünkte ihm von allen die Beste. Da sie sich aber zumeist bei den Eltern in Worms aufhielt, hatte er wenig Verbindung mit ihr; dagegen kam Lisette Runckel häufig zu Kornelien und wurde in ihren Briefen viel erwähnt; auch war sie die Schönste unter allen Freundinnen gewesen und dazu sehr angenehmen Wesens. Der Einsame hatte also auch ihr anmutiges Bild oft vor seiner lebhaften Einbildungskraft. Dies Mädchen zu erziehen, wäre eine herrliche Aufgabe! Auf daß sie ein Meisterwerk der Natur und Bildung zugleich würde! Seiner Schwester schrieb Wolfgang beständig gute Lehren, namentlich auch über die Bücher, die sie lesen solle oder nicht lesen dürfe. Von Allem, was er jetzt lernte, suchte er ihr ein gutes Teil abzugeben. Und dabei dachte er dann auch immer an die anmutige Freundin.

Laß das liebe Mädchen, die Runkel, von Dem, was Du liest, auch genießen! Es ist mit für sie, was ich arbeite. Nimm die Stücke des ‚Zuschauers'; lies sie ihr vor; frag' ihre Gedanken und schreib' mir es. Auch Das, was sie sonsten denkt, alle ihre Gesinnungen. Ich will für sie sorgen. Ich habe Euch gar zu lieb. Siehe, ich schreibe bei Nacht für Euch . . . es ist schon Zwölf.

Noch was! Ich will außer dem Briefwechsel mit Dir noch einen mit Euch beiden anfangen und Euch, soviel ich kann, zu nutzen suchen. Du hast Zeit dazu. Ihr sollt mich auch lieb haben und alle Tage wünschen: o wär' er doch bald bei uns!

Später mag ihm Kornelia wohl von den bedenklichen Umständen in Lisettens Familie erzählt haben; es fehlte dort der solide Boden für den großen Auf-

wand, den man trieb. Da wurden seine Gefühle noch wärmer.

Die liebe Runkel . . . unsere teure kleine Freundin, die ich so lieb habe! Wieviel könnte man nicht von ihrem lieblichen Geist erwarten, wenn er mit Sorgfalt gebildet würde, wenn ihre zarten Gedanken und edlen Gefühle durch die ausgezeichnetsten Schriften der Religion, der Moral und des guten Geschmacks gefestigt würden! Du zeigst mir einige schwache Hoffnungsstrahlen, indem Du mir schreibst, daß Du mit ihr die Briefe der Madame Gomez liest. Ich lobe Dich dafür, und meine Freude wäre unvergleichlich, wenn Du fortführest, meine Wünsche zu erfüllen. Schreib' mir manchmal die Gedanken meiner Kleinen und die Deinigen über gewisse Gegenstände; ich werde nicht verfehlen meine Ansichten dagegen zu stellen.

Glaube mir, meine Liebe, daß ich Euch sehr im Herzen trage. Die Mädchen sind so schöne Geschöpfe, daß ich es nicht mit ansehen kann, wenn eins verdorben wird. Ich möchte sie deshalb alle gut machen. Man bemüht sich jetzt so viel um die Verbesserung der Schulen: warum denkt man nicht auch an den Unterricht der Mädchen? Wie denkst Du darüber? Ich habe den Einfall gehabt, Lehrer an einer Schule des schönen Geschlechts zu werden, wenn ich in mein Vaterland zurückkehre. Das wäre so übel nicht, wie man vielleicht meint; jedenfalls wäre ich meinem Vaterlande nützlicher, wie wenn ich den Advokaten mache. Nur dürfte man in meine Schule nicht so schöne Mädchen bringen, wie meine liebe Runkel eins ist . . .

So schrieb er — auf französisch — am 14ten März 1766, und am 31sten Mai:

Tausend, tausend Grüße der lieben Runkel! Schreib' mir nur oft von ihr! Es sind immer die angenehmsten Stellen in Deinen Briefen, die von diesem liebenswürdigen Mädchen handeln. Ich möchte, ich könnte sie ein einziges Mal küssen. Küsse sie für mich!

Kornelia hatte ihm jetzt aber auch von Jungfer Meixner Neues geschrieben; auch Deren Bild stand wieder wie lebendig vor ihm:

Charitas, die liebe Charitas! Ich bedauere sie. Wenn sie in Frankfurt ist, lebt sie wie im Fegfeuer . . .

Ach, wie ich Euch liebe, ihr lieben Geschöpfe! Ach, wäret Ihr nur ein wenig besser! Nun, wir Männer sind auch keine Engel.

Wir wissen schon, daß der erste Frühling in der fremden Stadt unseren Jüngling keineswegs mit Lust und Kraft erfüllte; ein dunkler Strom der Wehmut und Sehnsucht floß jetzt zuweilen durch seine Seele. Er las und schrieb jetzt viel in englischer Sprache; der englische Geist erfüllte ihn, und darunter verstand man damals neben strengem moralischem Sinn eine sonderbare Vorliebe für Nacht-Gedanken und trüben Ernst.

Schwester, ich bin ein närrischer Junge! Du weißt es freilich längst, warum sag' ich's noch? Aber meine Seele ist in etwas verändert. Ich bin kein Donnerer mehr, wie ich es in Frankfurt war. Ich mache nicht mehr: J'enrage! Ich bin so sanft, so sanft! Ha, Du glaubst es nicht? Manches Mal werde ich zum Melancholiker. Ich weiß nicht, woher es kommt. Dann starre ich die Leute an wie mit Eulen-Augen. Und dann geh' ich in die Wälder, an die Flüsse, und schaue aus nach bunten Gänseblümchen und blauen Veilchen. Ich lausche den Nachtigallen, den Lerchen, den Krähen und Dohlen, dem Kuckuck. Und dann senkt sich eine Düsterkeit über meine Seele, so dicht und dunkel, wie die Nebel im Oktober sind.

Auch an Eifersucht litt er. Sein heimischer Freund Müller war mit Charitas bekannt, und wenn Dieser

ihm über die Freundin schrieb, pflegte er Verdrießliches hinzuzufügen: über ihren Umgang mit andern Verehrern und Dergleichen. Eifrig ergriff Wolfgang deshalb die bessere Gelegenheit, als sich Trapp aus Worms, ein Vetter der Charitas, brieflich an ihn wandte; nun konnte er sich bei einem Wohlwollenderen erkundigen, und dabei schalt er auf Müller, der ehemals doch seine Freuden geteilt, seine Traurigkeit vertrieben habe und jetzt sich nur noch als gelehrter Sittenprediger erweise, ja eine Freude daran habe, ihn zu quälen.

Je suis faible, il est vrai. Est-on fort quand on aime?
Mais il ne cherche rien que de combler mes maux
Et me dit en riant: Ha, tu as des rivaux!
Je ne le sais que trop sans qu'il le dise encore:
Tout qui la vit, l'admire, qui la connaît, l'adore!
Mais faut-il éveiller l'idée pleine d'effroi:
Un rival est plus digne de cet enfant que moi!
Soit! Si je ne le suis, je vais chercher de l'être.
Chassons le vil honneur! Que l'amour soit mon maître!
J'écouterai lui seul, lui seul doit me guider;
Au sommet du bonheur par lui je vais monter,
Au sommet de la science monté par l'industrie.
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie
Et viens voir en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever mon bonheur.

Bis dahin möge Trapp ihm beistehen und fleißig berichten, ob das so sehr geliebte Kind noch an ihn denke:

Écrivez! C'est alors que de mon coeur chéri
Comme elle est mon amante, vous serez mon ami

In Wahrheit liebte der Jüngling nicht gerade jenes Mädchen in Worms, für deren Augen diese französischen Verse bestimmt waren, noch die zierliche Lisette in Frankfurt. Seine Seele dürstete nach angenehmer weiblicher Gesellschaft, welche es auch war; er liebte überhaupt. Wie denn gar oft die Liebe das Erste ist, zu dem sich dann ihr Gegenstand als Zweites findet; sobald ein Herz seine Liebesstrahlen aussendet, schimmert ihm bald ein Holdes goldig entgegen. Da nun unser Jüngling in diesen Zustand der Liebes-Ausstrahlung getreten war, so konnte ihn auch alle seine Verachtung der sächsischen Mädchen nicht mehr beschützen. Unter den Hunderten, denen er begegnete, mußte sich ihm Eine als leuchtende Ausnahme darstellen.

Ja, sein Schicksal war bereits entschieden, als er jene Verse nach Worms sandte, und seine Einsamkeit ging zu Ende, als er am lautesten darüber klagte. Denn Ostern 1766 erschien sein guter Freund Horn in Leipzig, um gleichfalls drei Jahre da zu studieren. Mit ihm kam Dr. Schlosser. Dieser — er wird uns wieder begegnen — blieb nur einige Tage; er wohnte und aß in dem Weinhaus von Schönkopf am Brühl, wo auch Horn zunächst abgestiegen war. Goethe leistete den beiden Landsleuten Gesellschaft; er lernte dabei die Wirtsfamilie kennen und begrüßte sich mit der Hausmutter als Landsmann, denn Madame Schönkopf war die Tochter eines Frankfurter Zinngießermeisters. Wolfgang nahm in diesen Tagen auch an den Mahlzeiten bei Schönkopfs teil: Alles kam ihm in diesem Hause so behaglich und heimelich vor, daß er sich rasch entschloß, von dem Ludwigschen Mittagstische Abschied zu

nehmen und sich hier anzusiedeln.[1]) Schönkopfs hatten nur in der Meßzeit großen Verkehr: dann war jedes Winkelchen im Hause besetzt; in der übrigen Zeit scheinen sie fast nur den Besuch ihrer Tischgäste erwartet und gewünscht zu haben. Das waren teils Studenten, teils ältere Junggesellen aus den gelehrten Berufen; genannt seien der Jurist Hermann, Sohn des Dresdner Oberhofpredigers; der Jurist Pfeil, Hofmeister eines neunzehnjährigen Freiherrn v. Friesen; der General-Akziskassen-Einnehmer Krebel, der nebenbei Reisebücher redigierte; der Mediziner Klose; auch ein Bruder des Dichters Zachariä erschien eine Zeit lang und brachte seinen berühmten Bruder mit, als Dieser in Leipzig zu Besuche war. Unter den Studenten waren einige aus dem baltischen Adel.

Goethe fühlte sich aber auch sehr bald wie zur Familie Schönkopf gehörig, kam also durchaus nicht nur zu Mahlzeiten und blieb, wenn er da war, gern lange sitzen. Manchen Tag war er hier mehr als in seiner Stube.

Eine neunzehnjährige Tochter bewegte sich dann in seiner Nähe, ein hübsches, flinkes, fleißiges, fröhliches Mädchen, klein von Wuchs, bräunlich von Gesicht. Auch ein zehnjähriges Söhnchen lief zwischen den Gästen herum, das Peterchen: mit beiden konnte man seinen Spaß treiben. Aber die Jungfer Käthe erweckte auch Be-

---

[1]) Die Mittagsmahlzeit kostete in den besseren Gasthäusern damals 4 bis 8 Groschen ohne Getränk, das Abendessen 3 bis 6 Groschen. An einigen Stellen bestand Weinzwang, an anderen trank man Wein oder Bier oder gar nichts. Der Römer Wein kostete 4 bis 6 Groschen.

wunderung und Achtung: so tüchtig war sie in der Wirtschaft, die doch zu gewissen Zeiten fast übermenschliche Arbeit verlangte. Wenn er ihr zusah, konnte Wolfgang Goethe nicht mehr behaupten, daß die Leipziger Mädchen aufgeputzte leere Koketten seien; bei ihr waren Anmut und Bravheit gar zu schön verbunden. Er sträubte sich denn auch nicht lange, sondern sagte ihr schon nach wenigen Wochen, daß er sie lieb habe. Käthchen wunderte sich weiter nicht über diese Mitteilung; es hatten schon mehr Leute Gefallen an ihr gefunden: warum sollte man sie auch nicht lieb haben?

Aber der Herr Goethe meinte es gar nicht so obenhin; er bewarb sich ganz ernstlich um ihre Freundschaft. Sein Bemühen schmeichelte ihr und rührte sie; auch hatte sie keinen andern ernstlichen Verehrer. Er war so ein feiner, kluger und beredter Knabe! An eine Heirat konnte man freilich nicht denken; Goethe stand erst im siebzehnten Jahre, war drei Jahre jünger als sie, und bei dem Reichtum seiner Eltern ging auch wohl sein Ehrgeiz höher hinaus. Aber von sich stoßen mochte sie den guten Jungen doch auch nicht; seine Unterhaltung war nicht alltäglich, gar oft sehr belehrend oder sehr belustigend. Käthchen aber gehörte zu den Listigen, die mit ihrer Gabe, Andere hinter das Licht zu führen, gern spielen; bald hatte sie ihren Spaß daran, diesen Anbeter vor den Augen der Eltern und der Gäste ganz wie jeden andern guten Bekannten zu behandeln und ihm zwischendurch die Hand zu drücken, ein Liebeswort zuzuflüstern, ihm an der Tür zu winken und ihm auf dem dunkeln Gange rasch das Mäulchen hinzuhalten. Und es reizte sie auch, ihm durch ihr Brüder-

chen in seine Wohnung Zettel zu schicken, denn wenn man sich auch noch so oft sieht, so gehören die Briefelein doch zu einer honetten Liebe. Die Eltern hatten kein Arg und brauchten es auch nicht zu haben.

Sogar Horn merkte nichts. Goethe ging oft mit ihm herum: durch die hohen Straßen, wo die Nachtigallen schlugen, in die Gärten vor der Stadt und in die Dörfer, wo man Wetzsteine und Maulschellen verspeiste[1]); sie saßen zusammen und plauderten scheinbar so vertraut wie ehedem. Trotzdem glaubte Horn, sein Freund bewerbe sich um ein Fräulein, eine Adlige. Goethe hatte ihn mit Willen auf diese falsche Fährte gebracht. Horn war arm und trug Sorge, ob er sich in Leipzig die drei Studienjahre durchschlagen könne; um so mehr fiel ihm Goethes Reichtum auf, namentlich seine prächtige Kleidung und seine Teilnahme an kostspieligen Unterhaltungen. Nicht selten ärgerte er sich über den verfeinerten, prunkenden Freund und sagte laut, daß Leipzig ihn verdorben habe. Auch an Ludwig Moors schrieb er Das, am 12ten August, nach fast vier Monaten des erneuten Umgangs.

Von unserm Goethe zu reden: Der ist immer noch der stolze Phantast, der er war, als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähest, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie

---

[1]) Gebäck, das diese sonderbaren Namen hatte, gab es in Händels berühmtem Kuchengarten zu Reudnitz. Und Nachtigallen sangen wirklich von den hohen Häusern der Leipziger herab, denn die Sitte, diese Vögelchen in Käfigen zu halten, war hier sehr verbreitet, und man hängte bei schönem Wetter die Vogelbauer vor die Fenster.

sich ein Mensch so geschwind verändern kann. Alle seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet . . .

Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur, seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat sich, bloß weil es die Fräulein gern sieht, solche portemains und Geberden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest!

Il marche à pas comtés
Comme un Recteur suivi des quatre Facultés.

Sein Umgang wird mir alle Tage unerträglicher, und er sucht auch denselbigen, wo er kann, zu vermeiden. Ich bin ihm zu schlecht, daß er mit mir über die Straße gehen sollte . . .

Wenn mich nur der Himmel, so lange ich hier bin, vor einem Mädchen bewahrt, denn das hiesige Weibsvolk ist ganz des Teufels. Goethe ist nicht der Erste, der seiner Dulcinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß Du sie ein einzig Mal sähest! Sie ist die abgeschmackteste Kreatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain ist Alles, womit sie Goethen bezaubert hat.

Lieber Freund, ich wäre hier noch einmal so vergnügt, wenn nur Goethe noch so wäre wie in Frankfurt. So gute Freunde wir auch sonst waren, so vertragen wir uns jetzo keine Viertelstunde. Doch mit der Zeit hoffe ich ihn noch zu bekehren . . . Du kannst ihm nur Alles wieder schreiben was ich Dir hier erzählt habe; es ist mir recht lieb, wenn Du es tust. Es ist mir weder an seinem noch an der gnädigen Fräulein Zorne etwas gelegen. Denn er wird doch nicht so leicht bös auf mich. Wann wir uns auch gezankt haben, so läßt er mich doch den andern Tag wieder zu sich rufen.

Der gute Freund war mit seinem Zorn gegen das gnädige Fräulein auf dem Holzwege, aber vielleicht wußte Goethe selbst nicht recht, welches Mädchen er am meisten liebte: die Charitas in Worms, die Lisette in Frankfurt, das adlige Fräulein hier oder Schönkopfs Käthchen. Sie gingen ihm alle durch den Sinn, und Jede hatte ihre Vorzüge. Käthchen aber sah er jeden Tag, und sie wurde ihm trotzdem nicht alltäglich. Ehe der Sommer verging, war sie die sichere Königin in seinem Herzen.

Also mußte er sich anderwärts ablösen.

In Worms war geschehen, was er früher gewünscht hatte. Trapp hatte seinem Bäschen die französischen Verse ihres Anbeters im fernen Leipzig gezeigt, und Charitas hatte den Wunsch ausgesprochen, daß Trapp ihr diese schönen Verse überlasse. Das bedeutete eine Erlaubnis zu weiterer Annäherung. Sie sah offenbar in Goethe den künftigen Bewerber. Die äußeren Verhältnisse der Beiden paßten zu einander; die Eltern konnten auf beiden Seiten einverstanden sein. Kurz, unser Student liebte das Käthchen und sah sich von Charitas angenommen.

Da brauchte es große Kunst, Trapps Brief, der ihm sein Glück meldete, zu beantworten. Und Goethe erwies sich als Diplomat: unter der Maske des stürmischen Jünglings verwandelte er Wein in Wasser. Er hatte auch in Trapp früher einen Nebenbuhler gesehen, der ihn um jeden Blick des Mädchens beneidete; daran knüpfte er an:

Sind Sie es nun selber, der mir heute das erwünschteste, unerwartetste Ereignis berichtet, das mich auf den Gipfel der

Freude erhebt? Sie hat also meinen Brief gesehen und ist nicht beleidigt worden durch dies wilde Herz, diese brennende Liebe, diese aufwallenden Gefühle? Sie hat sogar gewünscht, die elenden Zeilen zu besitzen! Ach, warum haben Sie ihr das Blatt nicht gegeben, ohne mich zu fragen! Wie konnten Sie glauben, daß ich von dem angenehmen Schicksal meines Briefes, daß er von den Händen Derjenigen, die ich liebe, aufbewahrt werde, nicht entzückt sein sollte und daß ich meinen Versen das Glück verweigern könnte, ihr so nahe zu sein, wie ich es für mich selbst so innig wünsche? Geben Sie ihr den Brief, aber sagen Sie ihr, für welchen Gebrauch sie ihn in meinem Sinn aufheben möchte. Möchte sie sich manchmal, indem sie die Zeilen ansieht, an einen unglücklich Liebenden erinnern, der sie anbetet, ohne je die Frucht seiner Liebe zu erwarten! Der ihr das glücklichste Dasein wünscht, ohne zu hoffen, daß er zu ihrem Glücke das Geringste beitragen könnte. Ich würde nicht die Kühnheit haben, meine Gefühle so laut auszusprechen, wenn sie nicht in so anmutiger Weise sie aufgenommen hätte.

Sie übermitteln mir ihre Grüße. Ist es möglich, daß sie so viel an mich gedacht hat? Sagen Sie ihr — aber was könnten Sie ihr sagen, was sie nicht schon fühlt? Sie kennt mein Herz. Erhalten Sie mir ihre Freundschaft und die Ihrige! Leben Sie wohl![1])

Unterdessen hatte aber auch Horns Brief an Moors gewirkt. Die Freunde waren von der Heimat her gewöhnt, unverblümt und frankfurtisch mit einander zu reden; wir können uns daher denken, wie Moors jetzt

[1]) Der Brief, am 1sten Oktober 1766 geschrieben, ist französisch.

den aufgeblasenen Wolfgang Goethe schüttelte. Wenn Horn wegen seiner schlichteren Kleidung nicht mehr gut genug für ihn sei, so müßten sich jetzt wohl auch die andern Freunde zurückziehen? Und ob er wirklich seine bürgerliche Ehre so weit vergessen könne, daß er einem adligen Gänschen den Hof mache, das sich doch viel zu gut dünke, eine Madame Goethe zu werden? Der Brief ist uns nicht überliefert, aber so ungefähr muß der Sinn gewesen sein. Als Goethe diesen Brief hatte, sprach er sich mit Horn über die Vorwürfe, die ihm die Freunde machten, aus und jetzt gestand er, wen er eigentlich liebe. Der junge Goethe hatte immer gern moralisiert; jetzt betonte er, daß er, weit entfernt, über seinen Stand hinaus zu streben, mit einem Mädchen es redlich meine, das nach äußerlichen Maßstäben unter ihm stehe. Er machte kein Geheimnis mehr daraus, denn Horn, der ihm zuweilen bei Schönkopfs Gesellschaft leistete, wäre ja doch demnächst hinter seine Schliche gekommen.

Der redliche Horn fühlte sich sehr glücklich, seinen Freund viel besser zu finden, als er gedacht. Namentlich freute er sich, daß es mit Goethes Hochmutsteufel nicht so arg war. Er beeilte sich, auch den Bundesgenossen in Göttingen aufzuklären.

Aber, lieber Moors, welche Freude wird Dir es sein, wenn ich Dir berichte, daß wir an unserm Goethe keinen Freund verloren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich verstellt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrog und mir niemals den eigentlichen Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn Deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorherverkündigt hätten. . . .

Er liebt, es ist wahr. Er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen. Allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt: allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn im Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen, das (ich glaube nicht zuviel zu sagen) Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber und also werde ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohl gewachsen, obgleich nicht sehr groß; ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht: eine offene, sanfte, einnehmende Miene; viele Freimütigkeit ohne Koketterie; einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann.

Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weißt, lieber Moors, Das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt. So viel kann ich Dir aber sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen.

Merke nun seine List! Damit Niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möchte, nimmt er vor, die Welt gerade das Gegenteil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die cour zu machen.

Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß Jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie.

Mittlerweile hält man ihn nun in die Fräulein — doch was brauchst Du ihren Namen zu wissen? — verliebt und man vexiert ihn wohl gar in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt; aber die gute Fräulein betrügt sich.

Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Ökonomie entdeckt und gezeigt, daß der

Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber; aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er, denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedauere ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein?

Goethe schrieb in ganz demselben Tone; die jungen Leute hatten offenbar schon in Frankfurt fleißig erörtert, was für Mädchen man lieben dürfe und welche Arten zu meiden seien. Da nun Goethe den damaligen klugen Erkenntnissen zuwider handelte, so mußte er sich verteidigen.

Denke als Philosoph (und so mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich sein willst) und was hat alsdenn meine Liebe für eine scheltungswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt.

Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht den kleinen, elenden Trakasserien des Liebhabers zu danken; nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte.

Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird als dann, wenn es uns Pflicht und

Notwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, Du würdest mir diese Torheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja, sie ist des größten Glückes wert, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können, Etwas dazu beizutragen.

Den letzten Satz hatte Goethe ja auch wohl über Charitas geschrieben? Aber in Käthchens Falle dachte gewiß das Mädchen ebenso: an Heiraten sei nicht zu denken; nur lieb haben wollten sie sich, bis ein hartes Schicksal sie trennen werde.

Gegen die Schwester hatte er zum ersten Male ein Geheimnis. Er schrieb ihr immer noch so, als ob ihre Freundinnen auch bei ihm obenauf seien, und da sie zuletzt wohl die Schmiedel am meisten gelobt hatte, antwortete er: „Besonders küsse von mir aus die kleine Schmiedel!“ Kornelia klagte über die Melancholie, die er sich in Leipzig zugezogen, und meinte auch, so übel, wie er sie male, könnten doch die Damen in Leipzig nicht sein. — Mit seiner Melancholie habe es nicht viel auf sich, erwiderte er jetzt, und die Leipziger weibliche Welt wolle er auch durchaus nicht in Bausch und Bogen verachten.

Elftes Kapitel

Der Musensohn

1766 und 1767

Durch seine englischen Studien lernte Wolfgang Goethe früh im Jahre 1766 einen Dichter kennen, dessen Name ein Gegenstück zu unserm „Klopstock" war, denn „Schüttelspeer" bedeutete er in unserer Sprache. ‚Beauties of Shakespeare': so betitelt sich eine Blütenlese aus sämtlichen Theaterstücken dieses Dichters; unser Student las sie, überwand die zahlreichen Schwierigkeiten, las sie immer wieder, führte sie in seinen Briefen an und wußte bald nicht wenige auswendig. „Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge: Alles traf mich gewaltig": so bezeugte er, als er im Alter dieser ersten Entdeckung Shakespeares gedachte.

Er sprach über diese englischen Verse auch mit Dr. Schlosser bei dessen Besuch in Leipzig. Georg Schlosser war zehn Jahre älter als Goethe und schon einige Jahre Advokat in Frankfurt gewesen. Sein juristischer Brotberuf aber füllte seinen unruhigen, von Idealen erfüllten Geist nicht aus; eben jetzt ging er mit etwas unklaren philanthropischen Hoffnungen nach Treptow in Pommern zum Herzog Friedrich von Württemberg, der dort ein preußisches Dragoner-Regiment befehligte. Trotz des Altersunterschiedes ließ er sich die Freundschaft des jungen Goethe gefallen, denn er ge-

wahrte an ihm eine ähnliche Strebsamkeit und Eigenart, wie sie ihn selber von der Menge unterschied. Auch war künftige Verwandtschaft nicht unwahrscheinlich, denn Schlosser schien sich um die jüngste Schwester von Goethes Mutter zu bewerben. Jedenfalls vereinigten sie sich darin, daß sie, beide dem Studium nach Juristen, mit größtem Eifer alte und neue Sprachen trieben und bei den Dichtern und Denkern ihre Weihestunden suchten. Schon, daß sie beide englisch verstanden, verband sie, und da Wolfgang einen Briefwechsel wünschte, so sollte er der gegenseitigen Übung wegen auf englisch sein. Solchen reiferen Brieffreund, der es wert war, daß man sein Talent vor ihm anstrengte, hatte sich Goethe längst gewünscht. Schon nach wenigen Wochen machte er ein englisches Gedicht an Schlosser, worin er sein Mißtrauen gegen sich selber aussprach. Zwar gehe es ihm äußerlich recht gut, führte er aus, aber all sein Glück weiche, wenn die Melancholie über ihn komme.

Then fogs of doubt do fill my mind
With deep obscurity;
I search myself and cannot find
A spark of worth in me.

Wenn sein Mädchen liebreich gegen ihn sei, so flüstere eine Stimme ihm zu: Sie ist falsch; unmöglich kann sie so einen launischen Jungen, wie du bist, lieben. Ein anderer Gedanke noch sei ihm Elend, Tod und Nacht: daß er kein erträgliches Lied singen, kein wahrer Dichter werden könne.

So klagte er, aber natürlich milderte sich dieser Trübsinn sehr durch das Bewußtsein, daß ihm zehn

Strophen in der fremden Sprache gelungen seien. „Are they not beautiful, sister?“ fragte er Kornelien, der er eine Abschrift sandte, und antwortete selber in zwei Zungen: „Ho yes! Senza dubbio!“

Sein Englisch wimmelte von Fehlern, sodaß seine Kühnheit darin am meisten zu bewundern, aber auch ehrlich zu bewundern war, denn führt nicht ein solches frisches Darauflosgehen oft zu brauchbaren Leistungen? Im Französischen war er längst zu Hause. Wir kennen schon einige der Alexandriner, die er an Trapp richtete; er wagte sich aber auch an die schwierigsten Strophenformen, zumal wenn Dergleichen von Frankfurt, vom Vater her, gewünscht wurde. Einmal waren es Scherzverse an den Hausfreund Pfeil, ein anderes Mal waren sie à Monsieur le Major-général de Hoffmann au sujet de la mort de Madame son épouse gerichtet. Dichten bedeutete in solchen Fällen: ein Sprachtalent so nach der hohen Schule vorreiten, daß die Leute staunen mußten.

Eine ähnliche Aufgabe in deutscher Sprache bekam er von Hause, als der einzige Bruder der Mutter, Advokat Textor, mit einer jungen Buchhändlerstochter Hochzeit halten wollte. Sein Herz gab ihm auch hier nichts ein, denn diese Familien-Erweiterung gefiel ihm garnicht; aber etwas Großartiges war er dem Oheim, dem Großvater und seiner eigenen Dichterehre schuldig. Also ersann er eine Verhandlung der Götter über diese Heirats-Angelegenheit, einen Streit zwischen Venus und Themis, einen listigen Streich Amors und schließlich einen Beschluß der Götter, in dem sich die Bewohner des Olymps für die Verbindung von Jost

Textor mit Maria Margaretha Möller erklärten. Er nahm diese gewaltigste Maschinerie selber mehr scherz- als ernsthaft; aber sein Opus blieb freilich das Kreißen des Berges zur Geburt einer Maus. In Frankfurt gefiel das Werkchen sehr, und Goethe, gleichfalls zufrieden damit, legte es nun auch seinem Professor im stilistischen Praktikum vor.

Das war nicht mehr Gellert, sondern der erst achtundzwanzigjährige Christian August Clodius, dem Gellert einen Teil seiner Vorlesungen und Schüler abgetreten hatte. Clodius versah sein Amt ganz ähnlich wie sein Vorgänger; er ließ die rote Dinte walten und kritisierte Einzelheiten. Als er nun Goethes Hochzeitsgedicht besprach, zeigte es sich, daß er das Humoristische oder Parodistische daran garnicht bemerkt hatte; also tadelte er mit viel zu großem Eifer diese Bemühung der olympischen Götter, wo es sich doch nur um eine gewöhnliche bürgerliche Eheschließung handele; er benutzte die Gelegenheit aber auch, den ganzen mythologischen Unfug zu geißeln, dem sich seit einigen Menschenaltern die Pedanten, wenn sie Poeten sein wollten, ergeben hatten. Und in diesem Punkte gab ihm sein gescholtener Zuhörer recht; Goethe entschloß sich jetzt für alle Zukunft zur mythologischen Mäßigkeit.

Clodius genoß als Schöngeist und Dichter schon eines erheblichen Ansehens in der Stadt; von ihm erwartete man bei großen öffentlichen Gelegenheiten die feierlichen Verse, und auch als Dramatiker zeigte er sich. Da nun aber nach altem Herkommen auch die Lehrer von ihren Schülern Zensuren bekommen, so nahm jetzt der Student Goethe die Verse des Professors

Clodius unter die kritische Brille. Er gab sich in dieser Zeit viel mit Stilfragen ab, schon deshalb, weil er so oft in fremden Sprachen schrieb. Er hatte das Italienische und Englische, auch das Französische und Lateinische, zumeist aus Dichtern gelernt; wenn er nun in diesen Sprachen Briefe und andere Prosa verfassen wollte, so hatte er beständig gegen hochtrabende und unnatürliche Wendungen zu kämpfen, die ihm von der Poesie aus im Gedächtnis waren. Da kam er zuerst zu dem Ergebnis: man sollte eigentlich nicht das Französische aus dem ‚Télémaque', das Englische aus Milton und Young, das Italienische aus Tasso und Ariost, das Deutsche aus Geßner und Klopstock lernen. Einmal aufmerksam geworden auf diesen Gegenstand, prüfte er nun aber auch die poetische Sprache näher. Muß sie sich denn so stark von der schlichten und geraden Sprache des Alltags unterscheiden? Ist eine gesuchte, weit hergeholte, künstliche, geschwollene Ausdrucksweise wirklich ein Kennzeichen wahrer Poesie? Clodius hatte den Ausdruck in Goethes Versen bald zu hoch, bald zu niedrig gefunden; nun sah sich der Schüler die Verse des Lehrers daraufhin an. Clodius schrieb nicht gerade hochtrabender als andere Dichter der Zeit, aber er brachte gar viele seltene und fremde Wörter in seinen Versreden an, namentlich solche aus dem Lateinischen und Griechischen, z. B. in einem Gedicht über die alten Deutschen: Tempel, Monument, Patrioten, Nation, Majestät, Kothurn, Genies, Trophäen. Darüber schalt nun Goethe und eines Tages schrieb er sogar Verse, in denen er den Stil seines Lehrers verspottete. Er machte nämlich in der gleichen Manier

ein Gedicht auf jenen Kuchenbäcker in den „Kohlgärten" von Reudnitz, wo die Leipziger sich gern bei ihrem Spaziergange erlabten.



Der Kuchengarten in Reudnitz

Des Kaffees Ozean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt,

so sprach er mit pathetischen Gebärden den guten Samuel Händel an:

Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen von Trophäen, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück
Und raubte dem Kothurn gar manch' Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst in majestätschem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.

Das Gedicht ging noch etwas weiter; es erregte später einiges Aufsehen; für jetzt war aber das Wichtige, daß Goethe als Schüler von Clodius und dann im Gegensatz zu ihm schneller, als sonst vielleicht geschehen

wäre, auf den ihm gemäßen Weg zu einer einfachen Sprache der Poesie gelangte.

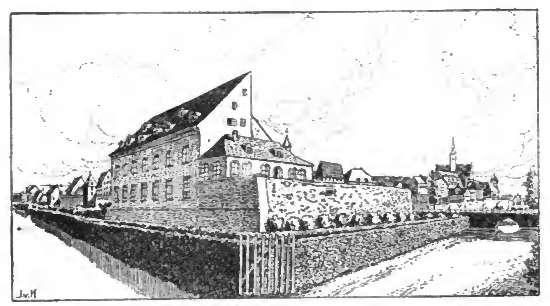
Eine andere gute Wirkung der Kritik, die ihm in Leipzig überall entgegentrat, war, daß er sich nun viel seltener auf den Pegasus schwang. Er hörte einigermaßen auf, das Dichten als ein gelehrtes Handwerk zu betreiben und seine Geschicklichkeit darin als genügenden Anlaß zu solcher Beschäftigung anzusehen. „Seit ich in Leipzig bin“ schrieb er Ende September 1766 an seine Schwester (wieder einmal auf französisch), „habe ich gelernt, daß man Viel sein muß, um Etwas zu sein. Ich bin auch von der törichten Einbildung zurückgekommen, mich für einen Dichter zu halten, und ich mache jetzt fast nur noch Verse, wenn ich zuweilen die Briefe an meine Freunde damit schmücken will.“ Das waren dann plaudernde Verse nach der Weise von Boileau, dessen ‚art poétique‘ ihm sehr zusagte, oder auch in der Sprache Wielands, der seit kurzem komische Erzählungen im Plaudertone erscheinen ließ.

Auch jene französischen und deutschen Dichter, die sich nach Anakreon, dem griechischen Sänger der Liebe und Lebenslust, benennen ließen, reizten ihn jetzt zur Nachfolge. Sie erklärten sich ja auch für das Schlichte und strebten nach Natürlichkeit. Freilich blieben sie zumeist noch in einer künstlichen Natur stecken, und so ging es auch unserm Studenten. Er hatte jetzt ein Mädchen, aber dieser siebzehnjährige Dichter brachte kein eigentliches Liebeslied hervor! Noch war ihm die Dichtkunst nicht die Sprache des innersten Erlebnisses und der tiefsten Gefühle. Statt dessen malte er sich, erzählend und scherzend, die Situationen der Liebesleute aus und legte

zum Beispiel seinem Käthchen folgende Verse in den Mund:

> Ich sah, wie Doris bei Damöten stand.
> Er nahm sie zärtlich bei der Hand;
> Mit starrem Blick sah'n sie einander an
> Und sehn sich um, ob nicht die Eltern wachen;
> Und da sie Niemand sah'n:
> Geschwind — jedoch genug — sie machten's,
> wie wir's machen.

Goethes zweites Jahr in Leipzig begann mit einem städtischen und künstlerischen Ereignis: der Eröffnung



Das Komödienhaus in Leipzig

eines neuen Komödienhauses am 6ten Oktober 1766. Bisher hatte Prinzipal Koch, der hier schon viele Jahre — wenn auch mit Unterbrechungen — spielte, sich mit Tanzsälen und zuletzt mit einem gleichfalls unzulänglichen Gebäude im Quantischen Hofe begnügen müssen; jetzt

war durch Kaufmann Zehmisch und Oberst Fläsch auf der ehemaligen Ranstädter Bastion ein großes Gebäude für Schauspiele und Opern errichtet worden; diese ausreichenden und prächtigen Räume — Professor Oeser hatte sie ausgeschmückt — bewirkten einen stärkeren Besuch, also überhaupt einen Aufschwung des Theaters. Das neue Haus faßte gegen 1200 Zuschauer; die billigsten Plätze waren zu 4 und 6 Groschen; auf dem ersten Rang zahlte man 16 Groschen. Wöchentlich fanden vier Vorstellungen statt, und zwar vor dem Abendessen, denn sie begannen schon um 5 Uhr. In den Pausen schickte der Konditor des Hauses eine Schüssel mit Torte herum, von der das Stück zwei gute Groschen kostete, auch Schokolade, Limonade, Mandelmilch und dgl. Auch hielten sich vor der Tür des Theaters Obstweiber und Kerls mit Gebackenem auf: so war also auch für Kehle und Magen gesorgt.

Die Leipziger liebten die Komödie sehr, ebenso wie Konzerte und ähnliche Unterhaltungen; auch wurden die Schauspieler und Schauspielerinnen hier mehr beachtet und geachtet als in Frankfurt, wo sie nur zu den Gästen der Meß- und Vergnügungswochen gerechnet wurden. Doch gab es auch unter den Leipziger Professoren noch Einige, die das Komödiantenwesen gern eingedämmt hätten, weil sie fanden, daß es dem Fleiß der Studenten nachteilig sei.

Er gehe manchmal in die Komödie, schrieb Goethe seiner Schwester, als er zwei Monate in Leipzig war. „Dein Leibstück, den ‚Kaufmann von London', habe ich spielen sehen, beim größten Teil des Stücks gegähnt, aber beim Ende geweint. Ferner die ‚Miß Sara



Christian August Clodius

Gemälde von Anton Graff
Museum der bildenden Künste in Leipzig



Christian Felix Weiße

Nach dem Gemälde von A. Graff
Universitätsbibliothek in Leipzig

Sampson', ‚Zayre', ‚Cenie', die ‚Poeten nach der Mode', die ‚Verschwörung wider Venedig' usw. Sie haben hier einen Acteur, der Brückner heißt: so gut wie Bersac, und eine Actrice Starken: so gut wie Madame de Rosne. Neulich sah ich ‚Tartüffe'." Die Starke, 35 Jahre alt, spielte bereits die Mütter; Brückner, 1730 geboren, war ein vorzüglicher Heldendarsteller. Mehr noch als diese beiden lockte Karoline Schulze, die im April 1767 hier zuerst auftrat, die Jugend an; sechs Jahre älter als Wolfgang Goethe, zeichnete sie sich nicht gerade durch Schönheit aus, aber sie war eine große Künstlerin, sowohl in der Tragödie, wie in der Posse und namentlich auch im Ballet: freilich tat es Manchem weh, dies Mädchen, wenn man es kürzlich als leidende Heldin bewundert hatte, im kurzen Tanzröckchen springen zu sehen.

Auch bei diesem Theater überwogen unter den Stücken noch die Übersetzungen aus dem Französischen (und aus dem Italienischen des höchst bühnenverständigen Goldoni). Unter den deutschen Dramatikern kamen Weiße, Lessing, Chronegk, Schlegel und manche Kleineren zur Geltung. Eröffnet wurde das neue Gebäude mit Schlegels deutschem Heldenspiel ‚Hermann' nach einer Weiherede von Clodius; darauf folgte ein Ballet ‚Von vergnügten Schäfern' und ein Lustspiel ‚Die unvermutete Wiederkunft'. An einem der nächsten Abende gab man zum ersten Male das Lustspiel ‚Medon oder die Rache des Weisen' von Professor Clodius. Das Stück hatte großen Beifall; Goethe, Horn und Andere aber fanden den Helden allzu tugendreich und belustigten sich über „Wohltaten, die nichts kosteten, und Gesinnungen,

die nichts hinter sich hätten:" mit derartigem schwelgerischen Edelmut wurde zu jener Zeit in dramatischen Werken (wie auch in den beliebten Romanen) in der Tat viel Unfug getrieben. Würde sich Goethe etwa dies bequeme Mittel, auf die Herzen der Leser und Zuschauer zu wirken, später versagen?

Einen starken Eindruck machte im folgenden Frühjahr Weißes Trauerspiel ‚Romeo und Julia'. Goethe war zwar auch diesmal nicht frei von „praktischer Opposition"; Das heißt: er dachte sich aus, wie er selber das Stück noch fehlerfreier, noch wirksamer machen wollte; aber die rührende Fabel ergriff ihn doch sehr, und besonders auch das Spiel der Karoline Schulze. „Ihre Darstellung ist mir noch gegenwärtig" schrieb er im Alter nieder[1]); „besonders wie sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Vision, bis zum Wahnsinn steigert. Wenn sie die Ottern[2]), welche sie an sich hinaufkriechend wähnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuschleudern schien, war ein unendliches Beifallsklatschen ihr Lohn."

Das bedeutendste neue Werk, das Goethe durch diese Bühne kennen lernte, war Lessings ‚Minna von Barnhelm'. Im Druck zur Ostermesse 1767 erschienen, ward es auf dem Theater seit dem 18ten November desselben Jahres aufgeführt. Dies Stück war gleichsam für Leipzig geschrieben und mußte die sächsischen Bürger, die den Preußen und ihrem Könige wegen des erlittenen

---

[1]) ‚Leipziger Theater' in den ‚Biographischen Einzelheiten'.

[2]) Otter: andere Form von Natter; vgl. das biblische „Otterngezücht".

Kriegsunheils noch heftig grollten, ganz besonders bewegen. Der Dichter, der hier mit lachendem Munde Versöhnung und gegenseitige Anerkennung predigte, war überdies ein sächsischer Landsmann und in Leipzig, wo er vor zwanzig Jahren studiert hatte, noch von Vielen gekannt; Das half seinem Werke noch nach. In allem Betracht war es ein meisterhaftes Lustspiel, und überdies ein nationales, in der gegenwärtigen Wirklichkeit spielendes Stück: Dergleichen hatte man noch nicht gekannt. Nicht lange nachher kam Lessing zu Besuch nach Leipzig; Goethe war davon unterrichtet, aber er scheute sich, die Gesellschaften aufzusuchen, wo er diesem Vortrefflichen begegnen konnte. Das Gefühl: „Auch ich halte mich für einen Dichter, aber ich habe noch nichts Lobenswertes aufzuweisen" ist gar zu niederdrückend, wenn man vor einen Lessing tritt.

Zu dem Herrn Kreissteuer-Einnehmer Weiße konnte man sich schon eher wagen. Das war ein gütiger, heiterer, zuvorkommender Mann, und seine Werke nahmen keinem Jüngeren den Mut, ihn einst zu übertreffen. Zwar Weiße war als Dichter nicht weniger berühmt und wirksam als sein Freund Lessing; für die Kultur seiner deutschen Landsleute leistete er sogar noch mehr, zumal, da sein Herz von Menschenliebe und Wohlwollen erfüllt war; aber er blieb doch für gewöhnlich recht hübsch im Mittelmäßigen, und man konnte leicht genug auf seine Fehler und Schwächen deuten. Goethe hatte viel Spaß an der satirischen Posse, die Weiße auf die Poetaster „Dunkel", einen Nachahmer von Klopstock, und „Reimreich", einen platten Versschwätzer, gemacht hatte; er ließ sich ebenso von seinen Tragödien rühren und genoß

am unbefangensten seine Singspiele. Wir erinnern uns, daß Wolfgang schon in Frankfurt solche Stückchen gesehen hatte, als sie von den französischen und italienischen Truppen gespielt worden waren; hier in Leipzig wurde Dergleichen auch für deutsche Zuhörer zubereitet. Weiße kannte die Wirkung sowie die Mache der Operetten von Paris aus, wo er sich als Hofmeister aufgehalten hatte; Prinzipal Koch wünschte sie als eine das Publikum anziehende Abwechslung im Spielplan, und den nötigen dritten Mann fanden die Beiden in ihrem Freunde Hiller, dem Musiker; er konnte sehr wohl zu leichten Liedern reizende Melodien spenden. Übermäßig schwer machte man sich die Aufgabe nicht; es galt nur, die hübschesten französischen Stücke nachzubilden: ‚Ninette am Hofe', ‚Das Milchmädchen', ‚Die Liebe auf dem Lande' usw.; auch der ‚lustige Schuster', der englischen Ursprung hatte, und seine Fortsetzung ‚Der Teufel ist los!' konnte ausgebessert werden. Diese vergnüglichen Arbeiten waren durchaus nicht unwichtig. Durch sie kamen hübsche deutsche Lieder in die Kreise, die das Theater besuchten, und an hübschen deutschen Liedern war man bisher sehr arm, denn was die gemeinen Leute an Gassenhauern und Volksliedern sangen, kannte man im besseren Publikum kaum und war nicht bereit, es zu achten; die geistlichen Gesänge aber, die auch in den Wohnungen und Werkstätten viel erschollen, verlangten doch nach einer heiteren Ergänzung. Durch diese Singspiel-Lieder wurden aber auch die deutschen Schauspieler veranlaßt, das Singen zu erlernen; es bildeten sich also deutsche Sänger und Sängerinnen, die vor das Publikum treten konnten; bisher hatte es sie nicht gegeben. So-

bald es aber singende Schauspieler gab, war auch der Weg zur deutschen Oper frei: bisher kannte man in Deutschland nur welsche Opern mit welschen Virtuosen; es waren Unterhaltungen für die vornehmsten Höfe. Das Schauspiel mit eingeflochtenen Liedern konnte sich allmählich zur Oper entwickeln, zur Oper für alle deutschen Theater- und Musikfreunde.

Was wir eben über das Nichtvorhandensein eines deutschen Kunstgesangs gesagt haben, muß gerade für Leipzig und diese Jahre etwas berichtigt werden: hier lebten zwei angehende Sängerinnen, die bereits in öffentlichen Konzerten Entzücken erregten: Gertrud Schmehling, gleichen Alters mit Wolfgang Goethe, und Korona Schröter, um zwei Jahre jünger. Korona war die Schönere, Gertrud hatte die stärkere und reichere Stimme. Beide waren Schülerinnen und Pflegetöchter von Johann Adam Hiller, dem Begründer und Veranstalter der regelmäßigen Konzerte. Das gewöhnliche Programm dieser regelmäßigen Musik-Abende, wodurch sich Leipzig damals wohl vor allen deutschen Städten auszeichnete, bestand aus zwei Teilen; im ersten wurden eine Sinfonie, eine Arie, ein Vokal-Duett oder Instrumental-Quartett gegeben; nach der Pause folgten dann Sinfonie, Arie, Chor und Schluß-Sinfonie. An festlichen Tagen, besonders in der Fasten- und Adventszeit, wurden Oratorien aufgeführt. An den gewöhnlichen Abenden benahm sich die Konzertgesellschaft wie zu Hause: es wurde lebhaft geplaudert, über Musik räsonniert und

störendes Geräusch wenig vermieden. Den gehobenen Veranstaltungen dagegen wohnten die Gäste mit größtem Anstand, ja mit Feierlichkeit und Andacht bei; zu den Oratorien erschien man in schwarzer Feiertagskleidung In solchen Oratorien von Hasse, Graun und Anderen hörte auch der junge Goethe recht andächtig zu; vornehmlich blieb ihm Hasses ‚Helena auf dem Kalvarienberg' auf immer im Gedächtnis. Koronas Gesang klang schon damals bedeckt, aber sie sang mit ganzer Seele; besonders deklamierte sie das Rezitativ meisterhaft, und dazu kam dann immer wieder ihre Erscheinung!

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken.
Wenn Jemand diesen Satz durch Zweifel noch entehrt,
So hat er Dich niemals als Helena gehört:

so dichtete damals einer ihrer Bewunderer; es kann Goethe selber gewesen sein. Auch die Schmehling staunte er an, wenn sie sang. Man tat gut, dabei die Augen zu schließen, denn dies Mädchen war eckig und unbeholfen, gab gar nichts auf Haltung und Kleidung. Man schalt sie: sie könne weder stehen, noch gehen; aber singen konnte sie, wie man noch nie von einer Deutschen gehört, und diese ihre Kunst noch immer höher auszubilden, war sie mit größter Hingabe bemüht. Beide Mädchen ernteten so Bewunderung, und Goethe applaudierte „als ein erregbares Studentchen wütend.“ [1])

[1]) An Zelter, 3. Februar 1831.

Nötiger als solche öffentlichen Unterhaltungen ist uns die Gesellschaft von Freunden und Bekannten, die von uns eine tätige Teilnahme verlangen und an unsern Erzeugnissen und Erlebnissen Anteil nehmen. Von den ersten Leipziger Bekannten, die er seinen mitgebrachten Einführungsbriefen verdankte, hatte sich Goethe sehr bald zurückgezogen oder er war von ihnen seinem eigenen Hochmut überlassen worden. Nur die kränkliche Hofrätin Böhme hatte längere Zeit Geduld mit ihm. Dies sein gesellschaftliches Mißgeschick war dem Vater nicht zu verbergen; also berichtete Wolfgang selber darüber und setzte es in seine eigene Beleuchtung:

Ich bin aus der Gnade Derjenigen, denen ich sonst meine Aufwartung machen durfte, gefallen, und Das deswegen, weil ich meines Vaters Rat gefolgt habe und nicht spielen will. Man hält mich daher für einen in der Gesellschaft überflüssigen Menschen, mit dem nichts anzufangen ist. Ich hätte mir sogar neulich in einem Haar über die nämliche Materie den Unwillen der Frau Hofrat Böhme zuziehen können. Ich bin dieses ganze halbe Jahr über von Keinem als Böhmens und Langens zu Gaste gebeten worden.

Noch eine andere Ursache, warum man mich in der großen Welt nicht leiden kann: Ich habe etwas mehr Geschmack und Kenntnis vom Schönen als unsere galanten Leute, und ich konnte nicht umhin, ihnen oft in großer Gesellschaft das Armselige von ihren Urteilen zu zeigen.

Auch Madame Böhme konnte ihn nur noch selten sehen, denn ihre Krankheit nahm zu. Im Februar 1767 starb sie, erst einundvierzig Jahre alt. Goethe rühmte sie gegen Kornelia mit aufrichtiger Dankbarkeit:

Mit dem Eifer einer Mutter war sie bemüht, die Fehler, die sie an mir bemerkte, zu bekämpfen. Anfangs tat sie es

sehr vorsichtig; als sie aber sah, daß ich es aufnahm, wie ich mußte, sprach sie sich frank und frei aus. Sie war vergnügt, wenn sie nach einem solchen Tadel bei mir eine rasche Besserung beobachtete, und hatte dann die Güte, mich ihren gehorsamen Sohn zu nennen. Ich bin wirklich immer ihren Mahnungen und Ratschlägen gefolgt, und nur indem ich das Kartenspielen haßte, habe ich sie geärgert.

„Die kleine Schönkopf", so fährt der Jüngling mit der Heuchelei des heimlich Liebenden fort, „verdient unter meinen noch lebenden Bekanntschaften nicht vergessen zu werden."

Es ist ein sehr gutes Mädchen; sie verbindet mit der Geradheit des Herzens eine angenehme Naivetät, obwohl ihre Erziehung mehr streng als gut war. Sie ist meine Wirtschafterin, wenn es sich um meine Wäsche und Kleidungsstücke handelt, denn sie versteht sich sehr gut darauf; es vergnügt sie, mir in diesen Dingen behilflich zu sein, und ich liebe sie dafür. Nicht wahr, Schwester, ich bin närrisch genug, daß ich alle diese Mädchen liebe? Wer kann's sich verbieten, wenn sie gut sind? Denn durch Schönheit rührt sie mich nicht, und wahrhaftig sind alle meine Freundinnen mehr gut als schön.

Er erwähnt im gleichen Briefe (vom 11ten Mai 1767, immer auf französisch) noch ein paar Mädchen, unter ihnen Mamsell Breitkopf, die sehr belesen und auch geistreich sei. Ihr Vater, ein Buchdrucker, zeichnete sich in seinem Fache sehr merklich aus und war nebenbei ein Gelehrter von eigenen Forschungen und Überzeugungen. Neben zwei Töchtern wuchsen ihm zwei Söhne auf, die mit Goethe gleichaltrig waren und auch zu gleicher Zeit mit ihm als Studenten eingeschrieben wurden. Durch sie kam Wolfgang oft in's Haus. Einer der Brüder,

Bernhard Theodor, war den Musen ergeben; er spielte verschiedene Instrumente, komponierte fleißig und schrieb auch ein wenig für das Theater. Als er die Gedichte seines neuen Freundes Goethe kennen lernte, ging er rasch daran, sie in Musik zu setzen: Das gab nun viel freundschaftliches Beisammensein. Sein jüngerer Bruder, Gottlob, war gleichfalls musikalisch; ihn hatte Goethe fast noch lieber. Auch Adam Horn gehörte zu diesem Freundeskreise, und es dauerte nicht lange, so wurde er als Verehrer der gescheuten und gelehrten Konstanze Breitkopf geneckt. An Neckereien war er gewöhnt; er selber scherzte und spottete über sich am häufigsten: über seine krummen Beine, seine kleine Gestalt und hundert andere Dinge. Er nannte sich sogar einen Pegauer und ließ sich so nennen; Das war viel für einen Bürgerssohn aus der freien Stadt Frankfurt: denn wer aus dem kleinen Städtchen Pegau (oder Kuh-Pege) stammte, Der galt im galanten Leipzig für einen tölpischen, bäurischen Menschen. In seiner Selbstverspottung aber lag nichts Bitteres, kein Bemühen, den Gram durch Witz zu überwinden; seine Heiterkeit war unverwüstlich, also ward er auch überall gern gesehen. Und „Stenzel", Das ist Konstanze Breitkopf, gewöhnte sich an den Gedanken, eine Doktorin Horn zu werden.

Aber derartige gute Gesellen, wie Hörnchen und die Breitköpfe, genügten unserm Studenten nicht, denn er fühlte sich ihnen überlegen. Er strebte nach Freunden, die ihm durch ihre Talente oder Kenntnisse oder auch ihr reiferes Alter und daraus gewonnene Erfahrung Größeres zu geben hatten. So selbstbewußt er war, er fühlte doch sehr das Bedürfnis nach einem Führer.

Dem damaligen Geschlechte war die poetische Gestalt des Telemach sehr vertraut, der durch alle Welt reist, seinen Vater zu suchen: jeder Jüngling ist irgendwie ein Suchender. Für den Sohn des Ulysses war es eine höchste Gunst des Schicksals, daß die Göttin Minerva selbst in der Maske des greisen und weisen Mentors ihn begleitete und ihm allemal beistand, wenn die Not aufs höchste stieg: wer wünschte sich nicht, wenigstens zeitweise, einen solchen Mentor zu haben, der unsere Hand ergreift, wenn wir schwanken oder zaudern oder gar verzagend zu Boden sinken?

Nun, im prosaischen Leben ist unter einem Mentor nur der wohlmeinende ältere Freund zu verstehen, dessen größere Erfahrung wir benutzen. Unter den Tischgenossen bei Schönkopfs schloß sich Goethe am meisten an den Juristen Hermann an, der sechs Jahre vor ihm voraus hatte. Das war ein tadelloser junger Mann, in Kleidung und Betragen der sanfte, verständige, feine Oberhofpredigerssohn aus Dresden, und doch gar kein Philister. In seinen Mußestunden trank und scherzte er mit guten Bekannten, zum Beispiel dem jungen Goethe, oder er spielte den Flügel oder er ergab sich den zeichnenden Künsten. Auch dem jungen Freunde Goethe redete er zu, das Zeichnen wieder aufzunehmen, und der Jüngling ließ sich gern verführen, „auf grau Papier mit schwarzer oder weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden.“ In seiner Arbeitszeit bereitete sich Hermann auf den juristischen Doktor vor; Wolfgang konnte ihm bei seinen Studien sozusagen zusehen; er durfte mit ihm von der Leber weg über die

ganze Juristerei reden; aber auch manche Teile der Rechtswissenschaft nahmen sie schulmäßig durch, und solche Gespräche zwischen Lernenden regen mehr an und sind oft lehrreicher als die gründlichsten Vorlesungen. Als dann Hermann promovierte, am 7ten Mai 1767, war Goethe bei der vorgeschriebenen Disputation der Opponent; er bereitete sich „mit ziemlicher Behutsamkeit" darauf vor, um bei seinem „ersten öffentlichen Eintritt in die akademische Welt nicht zu stolpern." Der neue Dr. juris wurde dann sehr bald Assessor im Leipziger Stadtrat; seine Zuneigung zum jungen Goethe blieb die gleiche.

Aber dieser Mustermann war noch kein Freund, zu dem man jederzeit laufen konnte, wenn das Herz nach einer Ergießung oder der unbeschäftigte Geist nach einem Geschwätz verlangte. Auch zeigt man solchen Vollkommenen nicht gern die eigenen Schwächen und Fehler. Deshalb kam Wolfgang Behrisch, den Wolfgang Goethe im Sommer 1766 kennen lernte, seinen Bedürfnissen noch sehr entgegen, denn Behrisch hatte erstens viel freie Zeit und war zweitens bei allen seinen Vorzügen ein bischen komisch. Er zählte achtundzwanzig Jahre, als der siebzehnjährige Goethe sich ihm anschloß. Sein Vater war Rittergutsbesitzer in der Nähe von Dresden und kurfürstlicher Hofrat, aber auch schon ein eigentümlicher Mann. Der Sohn hatte in Leipzig jura studiert oder auch nicht studiert, da er sich lieber mit den Allotriis abgab. Als er einen Beruf erwählen mußte, schlug ihn Gellert für die Hofmeisterstelle bei

einem jungen Grafen v. Lindenau aus Dresden vor. Mit diesem Knaben von etwa zwölf Jahren erschien er nun wieder in Leipzig; er wohnte mit ihm im Apelschen Hause an Auerbachs Hof.

Seinem Äußeren nach hätte Behrisch für einen Tanzmeister oder französischen Sprachlehrer oder sonst einen Franzosen gelten können. „Er sprach von nichts als Etikette und Mode", erzählt sein Bruder Heinrich, der ihm auch eine unsinnige Verschwendung für elegante Kleidung vorwirft. Also ein gelehrter Stutzer. An seiner Rechtschaffenheit zweifelte Niemand. Daß Gellert, der ihn manches Jahr unter den Augen gehabt hatte, ihn sehr schätzte, spricht sehr für seine Gesinnung und Lebensweise. Seine Kenntnisse waren erheblich. Er sprach und schrieb das Französische sehr gut, kannte auch das Englische, machte hübsche deutsche Verse und bewährte namentlich im Urteil über fremde Schriftstellerei immer einen guten Geschmack. Zu seinen Vorzügen kamen dann freilich immer seine Marotten in der Kleidung, in Manieren, Gewohnheiten und Ansichten. Zum Beispiel verachtete er die Buchdruckerkunst, sodaß er sich denn wirklich sein langes Leben hindurch der gedruckten Bücher nach Möglichkeit enthalten hat. Um so höher rühmte er die Schreibekunst; in seine eigene zierliche Handschrift war er verliebt.

Der wunderliche Hofmeister und der junge Student wurden sehr rasch Freunde. Beide hatten viel an den Leipzigern auszusetzen, die ihresteils auch über sie spöttelten. Behrisch und Goethe hatten einen besseren Geschmack als ihre Nachbarn oder glaubten ihn zu haben. „Wir trösten uns mit einander" schrieb Goethe

schon im Oktober 1766 an seine Schwester über diesen neuen Freund, „indem wir in unserm Auerbachs Hofe, dem Besitztume des Grafen, wie in einer Burg, von allen Menschen abgesondert sitzen und, ohne misanthropische Philosophen zu sein, über die Leipziger lachen, und wehe ihnen, wenn wir einmal unversehens aus unserm Schloß auf sie mit mächtiger Hand einen Ausfall tun!"

Goethe machte diesen Verbündeten auch sehr bald zum Vertrauten seines Liebeshandels mit Käthchen. Behrisch kannte sie oder lernte sie jetzt kennen, denn er kam nun oft des Abends spät, wenn er seinen gräflichen Zögling dem Kammerdiener und dem Schlafe überantwortet hatte, noch zu Schönkopfs, um ein Glas Wein zu trinken. Er sah den verliebten Leutchen mit Vergnügen zu, war aber doch auch besorgt, daß sie den Scherz nicht zu weit trieben. Sein junger Freund beichtete ihm Großes und Kleines, und daraus ging nun wohl hervor, daß Jungfer Schönkopf bei aller Lust zum übermütigen Spiel den Verstand oben behielt und daß auch ihr Liebhaber seine rechtlichen Grundsätze nicht vergaß.

Sehr bald brachte Goethe auch seine Gedichte zum Vorschein. Behrisch hatte viel Aufmerksamkeit dafür und hielt lange Reden darüber. „Das sollte Er Gellerten zeigen" begann er zuweilen, wenn er ein neues Stück prüfte; „wie würde Der ihm ein saubres Loblied singen!" Von Frankfurt hatte man dem Wolfgang im Ernst geschrieben, er solle doch wieder einmal das Urteil des großen Lehrers herausfordern; der junge Dichter hatte aber lieber mit Gellerts Schüler zu tun, dem er fast bessern

Geschmack zutraute wie dem Meister. Behrisch war überdies bereit, alle Einzelheiten liebevoll mit ihm durchzugehen; also war von ihm mehr zu lernen als von dem Hochberühmten.

Wir wissen, daß des Jünglings Dichterstolz durch die Leipziger Kenner sehr ins Wanken gekommen war. Aber er sagte sich auch jetzt, daß er „einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden", und daß er „durch Fleiß einmal einer werden könnte." So erklärte er sich gegen Kornelien im Mai 1767.

Vor'm Jahre, als ich die scharfe Kritik von Clodiussen über mein Hochzeitsgedicht las, entfiel mir aller Mut, und ich brauchte ein halbes Jahr Zeit, bis ich mich wieder erholen und auf Befehl meiner Mädchen einige Lieder verfertigen konnte. Seit dem November habe ich höchstens 15 Gedichte gemacht, die alle nicht sonderlich groß und wichtig sind und von denen ich nicht eins Gellerten zeigen darf, denn ich kenne seine jetzigen Sentiments über die Poesie. Man lasse doch mich gehen! Habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts.

Solche Kritiker aber wie Behrisch fördern den poetischen Lehrling erheblich; sie gehen auf das Ganze und auf das Einzelne ein, deuten hier auf das Gefällige und Wirksame, dort auf das Holprige, Schiefe, Mißverständliche, Mißlungene. Behrisch hielt auf Einfachheit und Kürze; er verhöhnte mit Goethe den großsprecherischen, allzu schwungvollen Clodius, der, wie wir schon wissen, jetzt der Dichter Leipzigs bei feierlichen Gelegenheiten war. Dessen Gedichte mußten die Beiden schön gedruckt und höchlich gelobt vor sich sehen; da war es denn ein Einfall, der Behrischens würdig war, daß

er seinem jungen Freunde ins Gewissen redete: er solle doch ja seine Verse nicht auch drucken lassen und sich lächerlich machen wie Clodius und Konsorten; statt dessen wolle er, Behrisch, durch die viel edlere Schreibekunst in einem schönen Hefte alle Gedichte Goethes versammeln, die dieser Ehre nicht unwert seien. Und Behrisch machte sich sogleich, wenn auch in seiner umständlichen, Zeit verderbenden Weise ans Werk, malte die ersten Überschriften und Schlußvignetten und schrieb die Texte in seiner zierlichen Schrift.[1]) Goethe empfand diese Freundesleistung als Ehre und doch auch als Mahnung zu steter Verbesserung. Nicht selten gab ihm sein Freund zu bedenken, was Das heißen wolle: einen Vers mit der Rabenfeder und Tusche auf holländisch Papier zu schreiben! Was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Überflüssiges verschwenden dürfe! Und dann befleißigte der Dichter sich wirklich, alles Schwächliche, Hohle und Überflüssige abzustoßen. Nur 12 Gedichte wurden gut genug befunden, als die beiden Freunde Gerichtstag hielten über Alles, was Goethe in Leipzig bisher gemacht hatte; nachher wurden, um die 50 Blätter des Bändchens zu füllen, noch 7 kleine Stückchen zugelassen. Die ganze Sammlung wurde ANNETTE überschrieben, der kleinen Schönkopf zu Ehren, die Anna Katharina getauft war und in Goethes Reden und Briefen zuweilen Annette, Nettchen und Jetty hieß:

---

[1]) Diese Handschrift ist erst 1895 im Nachlaß der Luise v. Göchhausen aufgefunden worden und wird jetzt in Weimar aufbewahrt.

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern,
Nach Musen und nach Freunden,
Doch Keiner nach der Liebsten!
Warum sollt' ich, Annette,
Die Du mir Gottheit, Muse
Und Freund mir bist und Alles,
Dies Buch nicht auch nach Deinem
Geliebten Namen nennen?

Aber noch immer hatte ihm Annette keine eigentlichen Liebeslieder eingegeben; sondern die Hauptmasse des Büchleins waren nur verliebte Gedichte, nämlich Erzählungen oder Bilder von verliebten Paaren mit angeschlossenen Moralen oder witzigen Sätzen. Das achtzehnte Jahrhundert war das Epigramm-liebende; nicht weil man besonders witzig gewesen wäre, sondern nur, weil die „Poesie“ von Klerikern und Magistern ausging. Auch der junge Goethe wagte noch kein Gedicht ohne witzige Spitze. Der Geist sprach, nicht das Herz.

Übrigens bemerkte man wohl, welche Vorstellung ihn am liebsten beschäftigte: die Macht des Jünglings über das Mädchen, die Schwäche des weiblichen Geschlechts. Er betet seine Geliebte nicht an, sondern fühlt sich selbst als Helden ihr gegenüber. Schritt für Schritt dringt er siegend vor. Groß aber ist der Mann, der im letzten Augenblick Mitleid hat mit dieser Schwäche, der sich um der Geliebten willen selbst bezwingt und, dem Triumph entsagend, die Flucht ergreift.

Den nächsten Tag fand ich sie wieder
Bei ihrer Mutter, als sie froh
Der freudbeträncten Mutter Unschuldslieder
Mit Engelstimmen sang.

O Gott, wie drang ein Wonnestrahl
durch's Herz mir! Nieder
Zur Erde blickend, stand
Ich da. Sie faßt' mich bei der Hand,
Führt' mich vertraulich auf die Seite
Und sprach: Dank' es dem harten Streite,
Daß du zur Sonn' unschuldig blickst,
Beim Anblick jener Heil'gen nicht erschrickst,
Mich nicht verachtend von dir schickst!
Freund, Dieses ist der Tugend Lohn!
O, wärst du gestern nicht entflohn,
Du sähst mich heute
Und ewig nie mit Freude.

Diese Vorstellung, wie sehr bedroht das Schicksal eines guten, unschuldigen Mädchens ist, sobald es liebt und vertraut, beschäftigte schon den Siebzehnjährigen. Eines Tages empfing Behrisch die Nachricht, daß einer seiner Brüder gestorben sei, im Alter von 34 Jahren; Goethe malte sich die Einzelheiten dieses Todesfalls mehr aus als Behrisch. Er dichtete sich den jungen Regierungsrat um in einen Offizier, der seiner Braut die Ehe versprochen und dem sie keine Gunst versagt hat. Plötzlich zieht sein Fürst in den Krieg. Der Offizier fällt in der Schlacht. Gleichmütig hört es sein Befehlshaber; mit Ruhe nehmen es seine Verwandten auf; das schönste Mädchen aber verzweifelt.

Nie hat ein Herz so viel gelitten!
Herr, sieh herab auf ihre Not
Und schenke gnädig ihren Bitten
Sein Leben oder ihren Tod!
O Gott, bestrafest du die Liebe,
Du Wesen voller Lieb' und Huld?
Denn nichts als eine heilige Liebe
War dieser Unglücksel'gen Schuld!

Trotz solcher echten Töne waren im Ganzen die Gedichte des Siebzehn- und Achtzehnjährigen noch nicht ur- und eigenwüchsig. Sie stimmten vielmehr zu der damals herrschenden französischen Art; sie hätten ebensowohl in den Sprachen unserer westlichen und südlichen Nachbarn geschrieben sein können; einige waren geradezu französischen oder italienischen Vorlagen nachgebildet. Bei andern konnte man auf deutsche Dichter hinweisen, deren Spuren unser Jüngling folgte: Hagedorn, Wieland, Gleim, Gerstenberg, Ramler. Immerhin behandelte unser nachahmender Dichter in diesen Versen zumeist einen Gegenstand, der ihn jetzt im Innersten beschäftigte. Er erprobte nicht mehr sein Talent an biblischen oder andern weit hergeholten Stoffen, sondern kam von seinem eigenen Erlebnis zum Gedicht.

„Und so begann", sagt er in seinen Alterserinnerungen, „diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich Dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen."

Ein wenig langsamer machte er diesen wichtigen Schritt auch im Drama. Wir wissen, daß er auf diesem Gebiete durchaus in der französischen Kultur herangekommen war; er hätte seine Stücke ebenso gut französisch abfassen können, wie er es bei vielen seiner Briefe tat. Er verwarf jetzt seine früheren Arbeiten, aber zunächst nur, weil jetzt sein Geschmack gereinigt und sein Geist

gereift war. „Belsazer, Isabel, Ruth, Selima usw. haben ihre Jugendsünden nicht anders als durch Feuer büßen können" berichtet er im Oktober 1767; sein ‚Belsazer' war schließlich noch beendet worden, aber als das Stück fertig da lag, hatte der Verfasser ein Gefühl, wie wenn ein ohnmächtiger Zwerg in seiner Art eines Riesen Arbeit nachgeahmt habe. Ein ähnlicher biblischer Gegenstand beschäftigte ihn trotzdem noch: die Erschlagung der Erstgeburt in Ägypten; als Titel war gedacht: ‚Der Thronfolger Pharaos'. Diesmal kam er jedoch über den Plan kaum hinaus.

Daß er die meisten seiner poetischen Versuche mit nach Leipzig genommen hatte, dünkte ihm jetzt ein sehr kluger Streich: ihre Vernichtung erfreute ihn wie einst ihr Entstehen. Leider war sein Schäferspiel ‚Amine' in Frankfurt geblieben; die Freundinnen seiner Schwester lasen es; durch Mamsell Brevillier kam es an ihren Bruder, der, wie es scheint, zum gesellschaftlichen Theaterspiel viel Lust hatte und diese ‚Amine' aufführen wollte. Goethe ließ ihm bestellen: wenn Brevillier das Stück ins Feuer schmeiße, würde er ihrem Dichter das größere Vergnügen bereiten; wenn sie es aber spielten, würden sie sich selbst und den Verfasser lächerlich machen. Sie sollten es schon deshalb lassen, weil er ihnen jetzt ein viel besseres Schäferstück liefern könne.

An diesem neuen Werkchen arbeitete er schon seit dem Februar 1767. „Aber es will noch nicht parieren" schrieb er der Schwester im Oktober.

Ich lasse mich nicht dauern, ganze Situationen zwei-, dreimal zu bearbeiten, weil ich hoffen kann, daß es ein gutes Stückchen mit der Zeit werden kann, da es sorgfältig nach

der Natur kopiert ist: eine Sache, die ein dramatischer Schriftsteller als die erste seiner Pflichten erkennen muß . . . Wenn man denkt, fertig zu sein, geht's erst recht an.

„Nach der Natur": es ist wunderlich genug, daß der junge Dramatiker diese große Forderung zum ersten Male gerade jetzt an sich stellte, wo er ein Schäferstück dichtete. Denn die „Natur" in dergleichen Pastoralen war ja immer nur eine künstliche, utopische, opernhafte, und die Menschen darin samt ihren Lämmern und Böcklein waren Meißner Porzellan-Figuren, denen man Rede und Gesang andichtete. Goethe bewegte sich also bei seiner ‚Laune des Verliebten' auch durchaus in der fable convenue und spielte mit seinen Hirtenmädchen Egle und Amine und ihren Schäfern Eridon und Lamon ganz ähnlich, wie mancher Vorgänger und zuletzt noch Gellert mit ihren Figürchen getan. Und doch wußte er, was er mit den Worten „nach der Natur" meinte. Er war durch eigene Erfahrung zum Gegenstand der Handlung gekommen. Seine Erlebnisse mit Käthchen, wirklich getane und gehörte Reden, konnte er hier wiedergeben; auch an Freund Horn und Konstanze konnte er denken. Und er stand bei diesem Puppenwerk immer wieder vor der Frage, ob er erfinden und erdenken oder früheren Dichtern nachfolgen oder aber aus der erlebten Wirklichkeit Stoff und Form entnehmen solle. Er fing also doch an, das eigene Erlebnis zu gestalten.

Und seine Studien an der Universität? Da war er weder faul noch fleißig. Nach Schluß des vierten

Semesters berichtete er nach Frankfurt, die Studien machten ihn „auch manchmal dumm."

Die Pandekten haben mein Gedächtnis dieses halbe Jahr her geplagt, und ich habe wahrlich nichts Sonderlichs behalten. Unser Dozente hat's auch sauber gemacht und ist bis ins 21ste Buch gekommen. Das ist noch weit, denn ein Andrer war an Michael im 13ten. Das Übrige mögen die Herren sehen, wo sie es herkriegen! So ist mir's auch mit den Instituten, mit der Historia juris gegangen. Die Narren schwätzen im ersten Buche einem zum Ekel die Ohren voll und die letzten: da wissen sie nichts! Das macht, weil die Herren von vornherein ihren autorem etwas ausgearbeitet haben, aber nicht sonderlich weit gekommen sind. Zum Beispiel: in der Historia juris sind wir bis auf die Zeiten des zweiten punischen Krieges gekommen. Da kannst Du Dir eine Vorstellung von einem studioso juris machen, was Der Vollständiges wissen kann. Ich lasse mich hängen, ich weiß nichts!

Nur in einem Fache lernte er auf der Akademie mehr, als er erwartet hatte: in der Physik. Durch die Mediziner an seinem ersten Mittagstische war er auf die Naturwissenschaften aufmerksamer geworden. Der Professor Winckler, dessen Logik und Mathematik ihm nicht sehr zugesagt hatte, las auch über Physik; er war sogar einer der besten damaligen Kenner der Elektrizität; seine Schriften darüber hatten ihm die Ehre verschafft, als erster Ausländer Mitglied der Königlichen Gesellschaft (der Wissenschaften) zu London zu werden. Dies Fach behandelte er also mit besonderer Liebe, und Goethe sah seinen Experimenten sehr aufmerksam zu, sodaß ihm dies neue Gebiet der Erkenntnis nun auf Lebenszeit erschlossen wurde.

Dagegen blieb Gellert, auf den er die größte Hoffnung gesetzt hatte, für ihn ein Mann mit leeren Händen. So war es in den Vorträgen über Dichtkunst, deren letzte Entwicklungen Gellert kaum beachtete, sodaß er die Namen Klopstock, Geßner, Wieland, Lessing, Gleim, Gerstenberg überhaupt nicht nannte. Aber auch in der Moral, als deren Lehrer er doch weit über Deutschland hinaus berühmt war, gab er nur wenig. Diese seine Vorlesungen wurden sehr stark besucht, und nicht nur von den Studenten; seine Zuhörer wurden oft zu Tränen gerührt, „und die schöne Seele, der reine Wille, die Teilnahme des edlen Mannes an unserm Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; aber er hielt nicht lange nach, um so weniger, als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten.“ [1])

Am schmerzlichsten aber war für den selbstbewußten Jüngling, daß er selber von einem Gellert unbeachtet blieb; weder als Dichter, noch als sittliches Einzelwesen konnte er seine Aufmerksamkeit erregen. Näherte er sich dem Allverehrten, so wurde er freundlich-oberflächlich abgefertigt wie die Andern auch — wenn sie keine Grafensöhne waren.

Freilich hatte er nicht die Zeit, den Beichtvater zu machen und sich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines Jeden zu erkundigen. Daher nahm er die Sache sehr im

[1]) „Dichtung und Wahrheit“ II,7.



Käthchen Schönkopf

Goethe-Nationalmuseum in Weimar



Gellert

Gemälde von A. Graff
Universitätsbibliothek in Leipzig

Ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anstalten zu bezwingen, deswegen er gewöhnlich, wenn er uns einmal vor sich ließ, mit gesenktem Köpfchen und der weinerlich-angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen, wer unser Beichtvater sei und ob wir das heilige Abendmahl genössen. Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden wir mit Wehklagen entlassen. Wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin, den Mann herzlich lieb zu haben.

Wolfgang Goethes innerliches Widerstreben gegen Leipzig hatte allmählich aufgehört. Ein junger, sich entwickelnder Mensch wird in zwei Jahren seinem Vaterlande, wenn er weit davon entfernt lebt, mehr oder weniger untreu. Das spürten auch seine Eltern, seine Schwester, seine Freunde. Er erschien vor ihnen seltener in Briefen, und zeigte sich dann gern als ein junger Leipziger Gelehrter. „Denn, unter uns, draußen bei Euch residiert die Dummheit ganz feste noch": so grob schrieb er jetzt an die Schwester. Allerdings sein gewöhnlicher Ton blieb liebreich; und Kornelia warf ihm auch noch keinen Hochmut vor, sondern nur die zunehmende Schweigsamkeit. „Plus que tu es absent, plus tu sembles nous vouloir oublier." Zwar gegen die Schwester und den Vater hatte er noch einigermaßen seine Briefschulden erfüllt; aber daß er die Mutter arg vernachlässige, sagte er sich selber. Ihr war er längst wieder eine Treue-Erklärung schuldig. Und wieder wurde es eine Anrede in Versen:

An meine Mutter.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang Dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich Dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obwohl die Flut
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt:
So wenig weicht die Zärtlichkeit für Dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald türmend drüber fließt
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und Dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie Dich Dein Sohn verehrt.

Zwölftes Kapitel
Unruhige Wochen
Spätjahr 1767

Seine jetzige Lebensart sei sehr philosophisch, berichtete Goethe bei Antritt des fünften Semesters nach Frankfurt. Er habe dem Konzert, dem Theater, dem Reiten, Fahren und allen Vergnügungen junger Leute entsagt. Die Sonntagnachmittage bringe er bei Breitkopfs zu, wenn er nicht den Dr. Hermann besuche;

bei angenehmem Wetter laufe er wohl auch eine gute Meile hinaus aufs Land und esse dort in einem Forsthause Milch und Brot.

Aber mit seiner Gesundheit stand es trotzdem nicht gut, oder umgekehrt: weil er seine Anfälligkeit empfand, lebte er so eingezogen. Seiner Brustschmerzen wegen glaubte er an Folgen der Auerstedter Überanstrengung. Am Schlusse des zweiten Leipziger Winters lag er an einer „verdrießlichen Krankheit" — wir wissen nicht: an welcher — darnieder; mit dem spät eintretenden Frühling konnte er aufstehen, aber als er sich ins Freie hinauswagte, nötigten ihn „eine rauhe Luft und ein dicker Backen" wieder zum Zimmerhüten. Oft fühlte er sich „unmustern", und sein Arzt wurde ihm ein guter Bekannter; es war Dr. Reichel, der im Breitkopfschen Hause wohnte und auch zu den Lehrern der Universität gehörte. Der Patient machte sich selber viele Gedanken über die rechte Lebensweise. Er hatte gelesen und glaubte es gern, daß Dr. Quiet und Dr. Merryman die besten Ärzte seien; aber bezwinge sich einmal ein Achtzehnjähriger zu beständiger Ruhe und Heiterkeit! „Ich bin nur aus Laune heiter wie ein Apriltag" bekannte er, „und kann immer Zehn gegen Eins wetten, daß morgen ein dummer Abendwind Regenwolken heraufbringen wird." Auch von dem neuen französischen Naturprediger Rousseau drang einige Kunde zu unserm Vielleser, und er redete ihm bereits nach: „Plus que les moeurs se raffinent, plus les hommes se dépravent." Aber wie sollte er, der Städter, der Gelehrte, das feine junge Herrchen sich zu einem starken und rohen Sohne der Natur umwandeln?

Auch die Stimmung ließ zu wünschen übrig. Seine Studien nahmen nicht den Lauf, den sein Vater wünschte; also kam er von da aus nie zum rechten Selbstbehagen. Dazu hatte er ein Mädchen. Die Liebe aber bedeutet, zumal bei solchen jungen, unerfahrenen, alle Sterne begehrenden Menschen viel Unruhe und Erregung. Ein schwerer Stoß aber, auf den er gar nicht gerechnet hatte und der ihn zeitweilig aus dem Gleichgewicht brachte, kam ihm im Herbst 1767 von Behrisch her. Dieser Freund, dessen Umgang ihm nötig wie tägliches Brot dünkte, wurde nämlich vom Vater seines Zöglings plötzlich entlassen; damit war geradezu ausgesprochen, daß sich Behrisch für seinen Vertrauensposten untauglich erwiesen habe. Vermutlich hatten ihn die übrigen Angestellten und Diener beim Grafen Lindenau angeschwärzt. Auch soll Behrisch in einem Anfall von Heftigkeit seinen Zögling geohrfeigt haben, was gegen dessen Ehre ging, denn es geschah zu einer Zeit, wo der Knabe bereits Uniform trug. Offenbar war dem Vater auch zugetragen worden, daß Behrisch mit jungen leichtfertigen Studenten verkehre, am meisten mit einem gewissen Goethe, und daß er den jungen Grafen in diese Gesellschaft hineinziehe. Dabei werde der Knabe auch in Kaffeegärten mitgenommen, wo die Wirtstöchter durch ihr freies Benehmen bekannt seien, und Dergleichen mehr. Über Behrischs Eigentümlichkeiten und seine Zeitvergeudung war leicht mit Achselzucken und Grimassen zu reden. Kurz, Behrisch stand plötzlich stellenlos und ratlos da — auch die Kasse, die er für sich und den Zögling geführt hatte, war nicht in Ordnung — und Goethe tobte.

Rasch aber wandte sich das Schicksal wieder; Gellert fand, daß sein vormaliger Schüler zu Unrecht verklagt worden sei, und er bewahrte ihm auch jetzt noch sein Vertrauen. Vom Dessauer Hofe aus suchte man eben jetzt nach einem ehrlichen und gelehrten Manne; auf Gellerts Empfehlung ward Behrisch dorthin berufen; er fiel also die Treppe hinauf, wie man zu sagen pflegt. Nun triumphierte und jammerte Goethe zugleich, denn er verlor bei dieser Beförderung den täglichen Gesellschafter, den älteren Bruder. Drei Oden dichtete er an den Scheidenden; gewaltig schalt er darin auf Leipzig, das giftige Sumpfnest, den „Gebärort schädlicher Insekten."

Am schilfigten Ufer
Liegt die wollüstige,
Flammengezüngte Schlange,
Gestreichelt vom Sonnenstrahl.

Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung:
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Sich selber und den Freund ermahnte er zu stoischer Unempfindlichkeit, zur Abhärtung des Herzens:

Sei gefühllos!
Ein leicht bewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Behrisch, des Frühlings Lächeln
Erheitre Deine Stirn nie!
Nie trübt sie dann mit Verdruß
Des Winters stürmischer Ernst.

Lehne Dich nie an des Mädchens
Sorgen-verwiegende Brust!
Nie auf des Freundes
Elend-tragenden Arm!

Schon versammelt
Von seiner Klippenwarte
Der Neid auf Dich
Den ganzen, Luchs-gleichen Blick,

Dehnt die Klauen,
Stürzt und schlägt
Hinterlistig sie
Dir in die Schultern.

Stark sind die magern Arme
Wie Panther-Arme!
Er schüttelt Dich
Und reißt Dich los.

Und dann kommt wiederum sein Zorn auf die Ankläger des Freundes und auf die ganze Leipziger Gesellschaft zum Ausbruch:

Gerne verließest Du
Dieses gehaßte Land,
Hielte nicht Freundschaft
Mit Blumenfesseln an mir.

Zerreiß' sie! Ich klage nicht!
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangnen,
Der fliehen kann, zurück!

Jünglinge, zumal wenn sie Dichter sein wollen, reden und fühlen sich gern in immer größere Hitze hin-

ein; aber Goethe war jetzt wirklich stark erregt. Denn auch die Geliebte erschütterte sein Herz gerade um diese Zeit.

Käthchen war eine Wirtstochter; sie sah manche junge Männer, und Diese hatten es bequem, ihr Angenehmes zu erweisen. Das geschah denn auch häufig, und Goethe hatte dem Spiele schon oft zugeschaut. Er war viel zu selbstbewußt, um leicht eifersüchtig zu werden.

Es ist eine sehr angenehme Sache und der Beobachtung eines Kenners wert, zu sehen, wie ein Mensch sich anstrengt, um zu gefallen. Wie er erfinderisch, aufmerksam und immer auf den Beinen ist, ohne doch die geringste Frucht zu erlangen. Er würde für jeden Kuß zwei Louisdor den Armen spenden und bekommt doch keinen! Und nachher mich zu sehen, unbeweglich in einer Ecke sitzend, ohne im Geringsten den Galanten zu spielen, ohne eine einzige Schmeichelei zu sagen, sodaß mich der Andere für einen Dummkopf hält, dem alle Lebensart abgeht: und nachher empfängt dieser Dummkopf Gaben, für die der Andere eine Reise nach Rom unternähme! (An Behrisch, französisch.)

Käthchen verwöhnte ihn sehr; für gewöhnlich warb sie mehr um seine Gunst, als er um die ihrige. Ihre Eltern rechneten den Herrn Goethe halb mit zur Familie. Zuweilen machten sie sich alle miteinander vergnügte Stunden, sangen alte und neue Lieder zusammen; ein paarmal führten sie mit und für einander das beliebte Stückchen vom ‚Herzog Michel' auf; Vater Schönkopf hatte die Direktion; Goethe spielte den Bauernknecht Michel, der eine gefangene Nachtigall teuer zu verkaufen und den Erlös dafür durch schlauen Handel so zu steigern gedenkt, daß er es schließlich

zum Herzog bringt: er fühlt sich bereits als großer Herr, und als ihm sein Hannchen zu widersprechen wagt, will er ihr eine Ohrfeige geben: dabei fliegt ihm seine Nachtigall — bei Schönkopfs durch ein verknotetes Schnupftuch dargestellt — davon; sein Größenwahn fällt von ihm ab, und nun weiß er Hannchen, die ihm eben für eine Herzogin zu schlecht schien, wieder zu schätzen. Noch besser vergnügten sich die Liebenden, wenn Vater und Mutter Schönkopf ausgingen, zum Theater etwa, und Käthchen das Haus hütete: von solcher Gelegenheit wurde Goethe allemal unterrichtet. Zumeist aber verging ein Tag wie der andere: „Die gewöhnlichen Mienen, die Winke an der Türe, die Küsse im Vorbeifliegen:" Alles hübsch und spaßhaft, aber man gewöhnt sich daran wie an Zwieback zum Frühstück. „So wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager," meint der alte Goethe, als er sich dieser ersten Liebe erinnerte, und er beschuldigt sich, daß er von der bösen Sucht befallen worden sei, „aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen." Ebenso wird ja auch der Eridon in dem Schäferstücke, das Goethe in Leipzig dichtete, abgemalt, von der Schäferin Egle nämlich, die seine Geliebte, ihre allzu geduldige Freundin, aufzureizen sucht.

Nie war der Eigensinn bei einem Menschen größer!
Du denkst, er liebe dich? O nein, ich kenn' ihn besser:
Er sieht, daß du gehorchst; drum liebt dich der Tyrann,
Damit er Jemand hat, dem er befehlen kann.

Und weiter:

Kommt Eridon, mit dir ein Stündchen zu verbringen,
So weiß er nur zu gut, es muß ihm stets gelingen.
Der Nebenbuhler Zahl ist ihm nicht fürchterlich;
Er weiß, du liebest ihn weit stärker, als er dich.
Sein Glück ist ihm zu groß, und er ist zu belachen:
Da er kein Elend hat, will er sich elend machen.

Eines Tages aber fühlte sich doch auch der selbstbewußte junge Herr in seinem Besitze nicht ganz sicher. Bei Schönkopfs zog Anfang Oktober 1767 ein gewisser Ryden, Student aus dem fernen Reval, in eine freigewordene Stube und nahm nun auch an den Mahlzeiten teil. Dieser junge Deutschrusse war ein Mann, wie er dem Frauenzimmer gefällt. Käthchen sah Das auch und bat ihren Goethe, sie doch nun ja nicht mit Eifersucht zu plagen; sie schwor ihm, immer die Seine zu sein. „Aber was kann sie schwören?“ fragte er sich. „Kann sie schwören, nie anders zu sehen als jetzt? Kann sie schwören, daß ihr Herz nicht mehr schlagen soll?“

Von nun an überwachte er Käthchens Verhalten, ja ihre Mienen, und der kluge Satz: „Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft“ traf auch hier zu. Goethe machte dem Mädchen also Vorhaltungen; sie lachte ihn aus. „Sie hat solche maulstopfenden Redensarten“ sagte er sich dann. Er schmollte, und sie schmollte. Das eine Mal versöhnten sie sich rasch, das andre Mal dauerte es etwas länger. Jedenfalls ward seine Liebe jetzt heißer als zuvor. „Es scheint, als wenn sie sich gewisse Zeitpunkte zu nutze macht, sich immer tiefer in mein Herz zu graben.“ Zu-

weilen glaubte er ihr auch, daß sie sich über den Herrn Ryden nur lustig mache.

Herr R. hat das Glück, von ihr auf die Dauer geschoren zu werden, weil er es nun merken läßt, daß er sich unter ihre Liebhaber rechnet. Sie hat darin eine närrische Manier; sie ist dem Leutnant, auch selbst Diesem ganz günstig gewesen: bis sie sich verliebt stellten. Hernach war's aus, und es scheint, als ob's ihre Freude wäre, ihnen die Köpfe herumzudrehen. Mir selbst macht sie's nicht besser, nur daß sie mir ihre Macht auf eine andere Façon fühlen läßt.

Ende Oktober ritt er gegen seine jetzige Gewohnheit einmal wieder aus; er war noch kein geschickter Reiter, und plötzlich ging sein Pferd mit ihm durch. Als das Tier dahinstürmte, sagte er sich, daß er im nächsten Augenblick abgeworfen werden und den Hals brechen oder daß ihn vielleicht das Pferd hinter sich her schleifen werde. Um diesen Gefahren zu entgehen, sprang er freiwillig ab; natürlich stürzte er schwer und wußte nicht sogleich, was noch heil an ihm war. Mit aufgestoßenem Kinn, zerschlagener Lippe und „geschellertem" Auge erschien er wieder vor seinen Freunden. Käthchen erschrak entsetzlich, auch Freund Horn — bis er merkte, daß es noch erlaubt war, über den unglücklichen Reitersmann Witze zu machen. Immerhin mußte Goethe eine Woche oder länger in der Stube bleiben, und während die Wunden heilten, ward er das Gefühl nicht los, daß ihm dieser Sprung oder Sturz innerlich mehr als äußerlich geschadet haben könne. „Eine Uhr steht oft nicht gleich stille, wenn wir sie fallen lassen: nach einem halben Jahre bemerken wir

manchmal Unrichtigkeiten, deren Grund wir nicht einzusehen wissen."

Als er dann sein Mädchen wiedersah, war sie besonders zärtlich. Das schrieb er an Behrisch, dem er jeden Samstag die Beichte der Woche sandte.

Diese Hand, die jetzt das Papier berührt, um Dir zu schreiben, drückte sie an meine Brust. O Behrisch, es ist Gift in denen Küssen! Warum müssen sie so süße sein! . . . So eine Stunde! Was sind tausend von den runzlichten, toten, mürrischen Abenden gegen sie?

Das war am 7ten November. Am nächsten Tage, einem Sonntage, besuchte er nach Tische den Dr. Hermann; als er dann wieder zu Schönkopfs kam, war Käthchen zu Obermanns hinübergegangen. Der Kaufmann Obermann hatte eine Tochter, die mit Käthchen und auch mit Konstanze Breitkopf befreundet war: sie bildete sich im Singen aus und machte sich jetzt mit einer Liebhaber-Aufführung der ‚Minna von Barnhelm' zu schaffen. Goethe stieg nun zu Breitkopfs hinauf und ließ sich von Konstanze ein Brieflein an Mamsell Obermann geben, nur um zu seinem Käthchen zu gelangen. Als er aber bei Obermanns eintrat, behandelte ihn Käthchen kalt, sogar auffällig unfreundlich. So auch abends und den ganzen Montag. Davon wurde Goethe sehr erregt; überdies war ihm körperlich nicht wohl, und am Montag Abend hatte er Fieber. Den ganzen Dienstag mußte er wegen Krankheit zu Hause bleiben. Als er am Dienstag gegen Abend sich das Essen holen ließ, erzählte ihm die Magd, Mamsell Schönkopf sei mit ihrer Mutter ins Theater gegangen. „Bei dieser Nachricht wird mein ganzes

Blut zu Feuer", so erzählte es Goethe noch in derselben Nacht seinem Freunde in Dessau.

Ha! In der Komödie! Zu der Zeit, da sie weiß, daß ihr Geliebter krank ist. Gott. Das war arg, aber ich verzieh's ihr. Ich wußte nicht, welch' Stück es war. Wie? sollte sie mit Denen in der Komödie sein? Mit Denen! Das schüttelte mich. Ich muß es wissen. Ich kleide mich an und renne wie ein Toller nach der Komödie. Ich nehme ein Billet auf die Galerie. Ich bin oben . . .

Ich fand ihre Loge. Sie saß an der Ecke; neben ihr ein kleines Mädchen, Gott weiß wer; dann Peter; dann die Mutter. Nun aber: hinter ihrem Stuhl Herr Ryden in einer sehr zärtlichen Stellung! Ha, denke mich! Denke mich auf der Galerie, mit einem Fernglas Das sehend! Verflucht! Oh Behrisch, ich dachte, mein Kopf spränge mir vor Wut. Man spielte ‚Miß Sara'. Die Schulze machte die Miß, aber ich konnte nichts sehen, nichts hören: meine Augen waren in der Loge, und mein Herz tanzte. Er lehnte sich bald hervor . . . bald trat er zurück; bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was. Ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen; ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können. . . . Ich sah, wie sie ihm ganz kalt begegnete, wie sie sich von ihm wegwendete, wie sie ihm kaum antwortete, wie sie von ihm importuniert schien. Das alles glaubte ich zu sehen. Ah, mein Glas schmeichelte mir nicht so wie meine Seele: ich wünschte es zu sehen . . . .

So saß ich eine Viertelstunde und sah nichts, als was ich in den ersten fünf Minuten gesehen hatte. Auf einmal faßte mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben. Ich . . . lief . . . (ging nicht) aus dem Hause — und bin seit zwei Stunden bei Dir. Kennst Du einen unglücklicheren Menschen: bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen, als mich, so nenne mir ihn, und ich will schweigen. Ich habe den

ganzen Abend vergebens zu weinen gesucht; meine Zähne schlagen an einander, und wenn man knirscht, kann man nicht weinen . . .

Wie werde ich diese Nacht zubringen? Dafür graut's mir. Was werde ich morgen tun? Das weiß ich: ich werde ruhig sein, bis ich ins Haus trete, und da wird mein Herz zu pochen anfangen, und wenn ich sie gehen oder reden höre, wird es stärker pochen, und nach Tische werd' ich gehen. Sehe ich sie etwa, da werden mir die Tränen in die Augen kommen, und werde denken: „Gott verzeih' dir, wie ich dir verzeihe und schenke dir alle die Jahre, die du meinem Leben raubst!" Das werde ich denken, sie ansehen, mich freuen, daß ich halb und halb glauben kann, daß sie mich liebt, und wieder gehen. So wird's sein morgen, übermorgen und immer fort.

Aber der nächste Tag verlief anders, als er sich vorher ausgemalt hatte. Er traf sie zufällig bei Obermanns. Sie sah ihm seine Krankheit an; sie ward gerührt und mitleidig. „Siehst du" sagte sie, „wir waren gestern in der Komödie: du mußt darüber nicht böse sein! Ich hatte mich ganz in die Ecke der Loge gedrückt und Lottchen neben mich gesetzt, daß er ja nicht neben mich kommen sollte. Er stand immer hinter meinem Stuhle; aber ich vermied, soviel ich konnte, mit ihm zu reden. Ich plauderte mit meiner Nachbarin in der nächsten Loge und wäre gern bei ihr drüben gewesen."

Gerade so hatte es Goethe mit Augen gesehen: nun erst glaubte er es!

Und Käthchen bat ihn um Verzeihung, daß sie die letzten Tage so unfreundlich gewesen. Sie fiel ihm um den Hals: er solle ihr doch vergeben! Ihm war, als halte er all sein Glück in den Armen.

Die schöne Scham, die sie ohngeachtet unsrer Vertraulichkeit so oft ergreift, daß die mächtige Liebe sie wider das Geheiß der Vernunft in meine Arme wirft! Die Augen, die sich zudrücken, so oft sich ihr Mund auf den meinigen drückt! Das süße Lächeln in den kleinen Pausen unsrer Liebkosungen! Die Röte, die Scham, Liebe, Wollust, Furcht auf die Wangen treiben! Dies zitternde Bemühen, sich aus meinen Armen zu winden, das mir durch seine Schwäche zeigt, daß nichts als Furcht sie je heraus reißen würde!

Behrisch, Das ist eine Seligkeit, um die man gern ein Fegfeuer aussteht. Mein Kopf schwindelt mir wie gestern, nur von was anders. Mein Fieber ist heute ausgeblieben; so lang gutes Wetter bleibt, wird es wohl nicht wieder kommen.

Seine Liebe aber blieb noch fieberhaft, und Käthchen war nun auch angesteckt von den Eifersuchtsanfällen. Goethe sollte an jener Liebhaber-Vorstellung der ‚Minna von Barnhelm' teilnehmen, die bei Obermanns eingelernt wurde; dabei hatte er viel mit Mamsell Obermann und Mamsell Breitkopf zu tun, und ohne etwas Liebelei geht es bei dergleichen Übungen nicht ab. Käthchen kam aus der Unruhe nicht heraus. Wenn Goethe einem andern Mädchen die Hand küßte, mußte er zittern, daß sie es erfahre und ihm eine Szene mache. Ihre Eifersucht gehe bis zur Wut, urteilte er. So war sie früher nicht gewesen.

Was meinst Du, Behrisch, sollte es nicht bloßer Stolz sein, daß sie mich liebt? Es vergnügt sie, einen stolzen Menschen, wie ich bin, an ihrem Fußschemel angekettet zu sehen. Sie hat weiter nicht auf ihn acht, so lang er ruhig liegt; will er sich aber losreißen, dann fällt er ihr erst wieder ein. Ihre Liebe erwacht wieder mit der Aufmerksamkeit.

Am 28sten November war die Aufführung bei Obermanns. Goethe gab den Wachtmeister, Horn den Tell-

heim, Konstanze Breitkopf die Minna. Als Nachspiel wurde der beliebte ‚Herzog Michel‘ gespielt, und Käthchen Schönkopf mußte mit ansehen, wie Mamsell Obermann neben Goethe das Hannchen machte. Am zweiten Weihnachtstage wurde die ‚Minna‘ wiederholt, und darauf war Ball bei Obermanns.

Die beiden Liebenden konnten auch deshalb zu keiner Ruhe miteinander kommen, weil sie nicht wußten, was aus ihrem Verhältnisse werden sollte. Goethe trat jetzt in das letzte seiner drei Leipziger Jahre ein; also war eine Entscheidung bald nötig. Aber auch davon abgesehen: man kann den Anfangszustand der Liebe nicht festhalten; sie entwickelt sich; sie verlangt nach neuen Formen. Der junge Goethe moralisierte gern, und alle unverdorbenen Jünglinge denken über die sittlichen Liebesfragen immer wieder nach. Dürfen wir die Schwäche eines liebenden Mädchens ausnützen? Ist es erlaubt, die Freuden der Ehe vorweg zu nehmen? Verpflichtet uns ein ausgesprochenes und zumal ein andauerndes Liebesverhältnis zur Ehe? Goethe kannte, vom eigentlichen Laster zu geschweigen, manche Halb-Ehen; namentlich gab dem Bürgersmann die zu jener Zeit sehr häufige und öffentliche Mätressenwirtschaft der Fürsten zu denken. Ein großer Herr kann sich ein angenehmes Frauenzimmer kaufen und, wenn er ihrer müde wird, sich wieder von ihr loskaufen: ist uns Kleineren das Gleiche nur deshalb verwehrt, weil wir nicht Geld und Macht genug haben? Mit Behrischs Anstellung in

Dessau hatte es eine besondere Bewandtnis: der dortige junge Fürst, Franz, hatte kürzlich seine siebzehnjährige Base Luise von Brandenburg-Schwedt geheiratet und gleich danach hatte er ein vierjähriges Söhnchen zu sich genommen, das er von einer bürgerlichen Geliebten hatte. Der Aufseher dieses Knaben „Franz v. Waldersee“ war nun Behrisch. Eigentlich hatte der Fürst das Bürgermädchen heiraten und auf die Regierung verzichten wollen; er war dann aber von Friedrich dem Großen bewogen worden, die Rechte und Pflichten seiner Geburt auf sich zu nehmen. Goethe entrüstete sich nach Dem, was er über die Sache hörte, über die Untreue des anhaltischen Fürsten und seine jetzige Verstandes-Ehe; er war fest überzeugt, daß solch untugendhaftes Handeln auch gegen die Lebenskunst und -weisheit verstoße, denn der wahre und dauernde Genuß wird nur dem Gewissenhaften, Treuen und Maßhaltenden gegönnt, der es so macht wie — der kluge und weise Goethe. Er stand in seinem neunzehnten Jahre, als er jenem Fürsten die Leviten las:

Umsonst, daß du ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schoß mit Golde füllst!
O Fürst, laß dir die Wollust schenken,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir!
Doch willst du eine Tugend kaufen,
So geh und gib dein Herz dafür!

Was ist die Lust, die in den Armen
Der Buhlerin die Wollust schafft?
Du wärst ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Tor, wärst du nicht lasterhaft.

Sie küsset dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher, du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust fühlst du nicht!

Aber solche hohen Herren sind den scheltenden Tugendpredigern selten erreichbar. Deshalb wendet sich unser Jüngling an Seinesgleichen; seinen künftigen Schüler sucht er zu überzeugen, daß schon die wohlverstandene Selbstliebe uns zur Selbstbeherrschung führen müsse:

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Tiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.
Laß dich die Lehren nicht verdrießen:
Sie hindern dich nicht am Genuß;
Sie lehren dich, wie man genießen
Und Wollust würdig fühlen muß.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, schränke selbst dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden sein.
Laß nur für Eine dich entzünden,
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jüngling, und dann wähle
Ein Mädchen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt wie ich!
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu sein bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht.
Daß unsrer Glut die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar sein.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie beim Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht;
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht
Und mir bei halb geraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Wenn in gesellschaftlicher Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch' ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgibt!
Sie ist vollkommen und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt!

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wollust mich an ihre Brust:
Sieh, Jüngling, Dieses heißt genießen!
Sei klug und suche diese Lust!
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Übergang.

Aber ihm selber war doch bei seinem klugen und mäßigen Genießen auch noch nicht ganz wohl. Man

kann doch nicht stets auf demselben Flecke still stehen. Was sollte er mit seinem Mädchen für die Zukunft verabreden? Er fühlte sich hin und her gerissen.

Ich sage mir oft: wenn sie nun deine wäre und Niemand als der Tod dir sie streitig machen, dir ihre Umarmung verwehren könnte? Sage Dir, was ich da fühle, was ich alles herumdenke. Und wenn ich am Ende bin, so bitte ich Gott, sie mir nicht zu geben.

So beichtete er im November 1767 und im März des folgenden Jahres schwankte er noch ebenso:

Höre, Behrisch, ich kann, ich will das Mädchen nie verlassen. Und doch muß ich fort; doch will ich fort. Aber sie soll nicht unglücklich sein. Wenn sie meiner wert bleibt, wie sie's jetzt ist! Behrisch, sie soll glücklich sein. Und doch werd' ich so grausam sein und ihr alle Hoffnung benehmen. Das muß ich. Denn wer einem Mädchen Hoffnung macht, Der verspricht. Kann sie einen rechtschaffnen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein! Ich weiß, was ich ihr schuldig bin. Meine Hand und mein Vermögen gehört ihr; sie soll Alles haben, was ich ihr geben kann. Fluch sei auf Dem, der sich versorgt, eh' das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat. Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer Andern zu sehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines Andern 'zu sehen. Und vielleicht will ich sie auch da mit dieser schröcklichen Empfindung verschonen.

Dreizehntes Kapitel
Die bildenden Künste
1767 und 1768

Als Dichter war Wolfgang Goethe in Leipzig gedemütigt worden; in der Musik und den bildenden Künsten hatte er sich von Frankfurt her nichts Großes zugetraut und vorgenommen: um so angenehmer wurde jetzt seine Lehrzeit darin. Zum eigenen Klavierspiel kam er allerdings so wenig, daß er sein Instrument im fünften Semester an Behrisch verlieh und im sechsten verschenkte. Aber durch seinen Verkehr in der sehr musikalischen Familie Breitkopf, durch Umgang mit mehreren jüngeren Komponisten, die sich auch an seinen Liedern versuchten, durch die Freundschaft mit Dr. Hermann, der ihm oft vorspielte, und durch Besuch der Hillerschen Konzerte wuchs doch seine musikalische Bildung erheblich über das vorige Maß.

Viel größer aber waren seine Fortschritte in der Kenntnis und Ausübung der bildenden Künste. Hermanns Beispiel und Aufmunterung reizte ihn, sich wiederum an Skizzen nach der Natur zu versuchen. Weil ihm das Zeichnen nun Vergnügen machte und weil er sich zugleich seiner Unzulänglichkeit deutlich bewußt wurde, entschloß er sich, Stunden bei Oeser zu nehmen oder, wie man dieselbe Sache damals etwas großartiger ausdrückte: Mitglied der Leipziger Kunstakademie zu werden. Es geschah vermutlich schon in seinem dritten Semester, aber das Dilettieren hatte an-

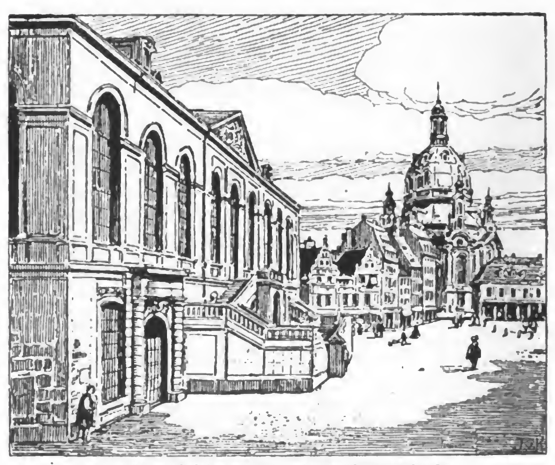
fangs nur wenig auf sich. Als seine Schwester im Sommer 1767 von ihm ein paysage d'après nature verlangte, antwortete er: so weit sei er noch nicht, aber er habe ein Blatt angefangen, das sie bekommen solle, wenn es fertig sei. Allmählich trat er dann seinem Lehrer näher, und als im Oktober 1767 der neue Kurfürst Friedrich August der Dritte die Universität genau besichtigte und Oeser in der Erwartung des Landesherrn „seine Säle wie Nürnberger Puppenküchen" aufputzte, mußte auch Goethe mit unter den Schülern seine Verbeugung machen.

Oeser war damals fünfzig Jahre alt. Ein Deutscher aus Ungarn, von unehlicher Geburt, war er sowohl durch sein Talent wie durch sein liebenswürdiges Wesen emporgestiegen. Seit seinem 32sten Jahre lebte und arbeitete er in Sachsen, zumeist in Dresden, aber auch gastweise in vielen Schlössern des hohen Adels; von 1764 an war er Direktor der neu gegründeten Leipziger Kunstakademie. Seine Aufgabe in diesem Amte war, die Handwerker und Gewerbsleute bei ihren Arbeiten zu beraten und den Studenten oder andern Liebhabern, die es begehrten, im Zeichnen und Malen Unterweisung zu geben. Er galt für einen großen Künstler, und nicht mit Unrecht; aber er leistete auf keinem Gebiete das Höchste, weil er gar zu vielseitig war. Er malte Altargemälde, Bildnisse, Email- und Miniatur, symbolische Landschaften, Wanddekorationen, Deckenbilder, Theatervorhänge, Buchschmuck und was sich sonst mit dem Stift und Pinsel herstellen läßt; er modellierte aber auch Denkmäler und allerlei Handwerkliches; er war der Berater von Fürsten und Vornehmen bei der Ausschmückung ihrer

Schlösser und Gärten; außerdem dachte und forschte und lehrte er auf dem ganzen weiten Felde der Künste. Und trotzdem darf man sich bei Desers Namen keinen angestrengt-fleißigen Mann vorstellen, der emsig und ängstlich den einen bezahlten Auftrag nach dem andern abarbeitet; vielmehr war seine Lebensweise eine spielerische Geschäftigkeit. Daß er so Vieles und Vielerlei fertigbrachte, verdankte er seinem leichten Sinn nicht weniger als seinem angeborenen Talente. Er nahm es nicht zu genau; er quälte sich nicht ab, um die Besteller besser zu bedienen, als sie bedient sein wollten; er sorgte sich auch nicht um das Urteil der Nachwelt und ihrer anmaßlichen Kenner. Im Leben und in der Kunst Humorist, wollte er jeden Tag sein Späßchen haben. Er kannte und liebte die antike Kunst und hätte selber zu einem heiteren Griechen gar nicht übel gepaßt; man kann sich seinen klugen Kahlkopf sehr wohl in der Gesellschaft des Sokrates denken. Über die uns erhaltenen Bild- und Bauwerke der Griechen und Römer hatte er früher mit Winckelmann viel gedacht und gearbeitet, denn Winckelmann war in Dresden ein paar Jahre sein nächster Freund und Hausgenosse, auch in hohem Maße sein Schüler gewesen; jetzt freute sich Deser darauf, ihn demnächst wiederzusehen, da dieser Freund nunmehr als der angesehenste Kunstkenner aus Italien zurückkehren und sich über Leipzig nach Dessau zum dortigen Fürsten begeben wollte. Deser erkannte wie Winckelmann, ja vor ihm, das Wesentliche und Vorbildliche der Antike in der „edlen Einfalt und stillen Größe;“ er bekämpfte also in Lehre und Beispiel, in Ernst und Scherz den Barockstil und die Moden seiner Zeit, die ja von einem ganz andern Geiste eingegeben waren.

Der beste Lehrer im Zeichnen und Malen war Oeser nicht; auch Goethe machte keine großen Fortschritte bei ihm. Aber Oeser ermunterte ihn zum Fortfahren: „Seien Sie immer mit Ihrem Zeichnen zufrieden!“ sagte er; „es wird nicht Jedem so leicht wie Ihnen! Es wird schon werden.“ Neben Goethe übten sich ein Freiherr Karl August von Hardenberg aus Hannover (der spätere Staatskanzler), ein Livländer Friedrich Georg v. Lieven, ein Bremer Patrizier Georg Gröning, ein gewisser Gervinus oder Cravinus aus Hessen und Andere mehr; auch der junge Graf Lindenau kam in Begleitung seines neuen Hofmeisters Langer. Mit der Zeit fühlte sich Goethe in Oesers Reiche immer wohler, zumal da er das Vertrauen und geradezu die Freundschaft des Meisters gewann. Die Gespräche über Technik und Theorien der Künste waren hier an der Tagesordnung; man erzählte und disputierte über allerlei Künstler und Kunstgelehrte, über Winckelmann und Lessing, dessen ‚Laokoon‘ 1766 erschienen war, auch über die französischen Theoretiker. Auch von den Leipziger Gemälde-Sammlungen und ihren Besitzern war viel die Rede. Jetzt bekam Goethe durch Kupferstiche und Originale einen ersten Überblick über den Kunstbesitz der Völker, über die wichtigsten Meister und Schulen. Oeser konnte selber Einiges vorzeigen; der Handelsherr Gottfried Winckler besaß allein an Gemälden 628 Stücke, vorzugsweise niederländische, aber auch deutsche, italienische, französische; sein „Kabinett“ — es bestand aus vier Zimmern — war jeden Mittwochnachmittag zwei Stunden lang geöffnet. Der Kaufmann Johann Thomas Richter zeigte

seine vortreffliche Sammlung, in der auch die geschnittenen Steine nicht fehlten, den Liebhabern am Montagnachmittag. Franz Wilhelm Kreuchauff und der Deutschfranzose Michael Huber waren namentlich als Sammler und Kenner von Kupferstichen angesehen. Mit dem Studium dieser Bilder hätte ein solcher Anfänger schon



Dresden: Galerie am Neumarkt und Frauenkirche

Jahre ausfüllen können, aber Goethe suchte auch die viel berühmtere Gemäldegalerie in Dresden auf: es war die einzige Reise, die er in den drei Leipziger Jahren unternahm. Diese Dresdner Galerie befand sich in den Obergeschossen eines kurfürstlichen Gebäudes am Neumarkt. Die äußeren, d. h. nach dem Platz gehenden Säle eines großen Rechtecks enthielten die deutschen und niederländischen Schulen; die in den Hof

sehenden inneren Räume waren mit den Italienern gefüllt. Viele Bilder hingen zu hoch oder zu dunkel; auch die sixtinische Madonna befand sich in einem ziemlich dunkeln Winkel, und doch hatte der Besuch der gewaltig großen, hohen, durch keine Zwischenwände geteilten Säle etwas Überwältigendes. Goethe genoß am meisten die Niederländer; für sie brachte er die bessere Vorbildung und die größere Liebe mit. Diese Tage in Dresden — vermutlich im März 1768 — blieben ihm unvergeßlich.

Schlimm aber war es für die Verehrer der antiken Kunst, daß sie diesseits der Alpen gar so wenig Gelegenheit hatten, deren Meisterwerke zu betrachten. In seiner Vaterstadt hatte Goethe garnichts Plastisches wahrgenommen; in Leipzig gab es von Abgüssen einen Laokoon-Vater und einen tanzenden, Zimbeln-schlagenden Faun, der für unsern Studenten viel Reiz hatte; in Dresden besaß der Kurfürst zwar viele Kopien und auch wertvolle Originale; aber sie wurden wegen übelster Aufbewahrung wenig gesehen, und auch der junge Goethe ließ sie sich entgehen.

Nur einen Zweig der antiken Kunst lernte er schon jetzt gut kennen und auf Lebenszeit lieben: die geschnittenen Steine und ihre Abgüsse. Schon im Altertum sammelte man solche kleinsten und handlichsten Kunstwerke in Ring-Kästchen: Daktyliotheken; zur Zeit der Renaissance kam in Italien die Mode wieder auf; für Deutschland wurde Lippert, ein Freund Oesers, Winckelmanns und Lessings, der Anreger und Begründer solcher Sammlungen und ihrer Wissenschaft. Dieser Lippert hatte zuerst als Beutler, dann als Glaser

gelernt und war danach Zeichenmeister an der kurfürstlichen Porzellan-Manufaktur zu Meißen geworden; hier erstarkte seine schon früher gefaßte Liebe zu den geschnittenen Steinen und zugleich befähigte ihn seine Kenntnis des Porzellans zur Herstellung einer eigenen, glänzend weißen und vollkommen dauerhaften Masse, in der man diese Kunstwerke abdrucken konnte. Lippert machte sich nun solche „Pasten" von allen erreichbaren Originalen und brachte es bald auf mehr als 3000; dabei wurde er der beste Kenner der antiken Kunst in Dresden, denn dort war er später als Inspektor der Antiken angestellt. Mit dem gelehrten Leipziger Altertumskenner Prof. Christ schloß er sich zusammen zur Herausgabe seiner Daktyliothek; sie ward 1755—1768 ausgegeben. Diese drei Bände bedeuteten für Goethe geradezu die Einführung in die antike Kunst und Kultur. „Bände" waren es der äußeren Erscheinung nach: man konnte sie aber nicht aufklappen und fand keine Blätter; das Buch war in Wahrheit ein Kasten, in dem sich zwanzig Schublädchen übereinander befanden; in jedem Schublädchen lagen auf Sammetboden gegen fünfzig eirunde, kreisrunde und viereckige Pasten, von der Größe kleiner, großer und sehr großer Münzen; alle diese weißen Abgüsse waren von einer goldigen Einfassung umschlossen. An ihnen hatte der junge Goethe viele Stunden zu schauen und zu lernen. Zufällig besaß auch der gelehrte Buchdrucker Breitkopf eine ansehnliche Sammlung solcher Pasten in Schwefel oder schwefelsaurem Kalk; sie war durch einen Umzug in Unordnung geraten. Goethe durfte sie wieder ordnen, wobei ihm Lipperts Werk die nötige An-

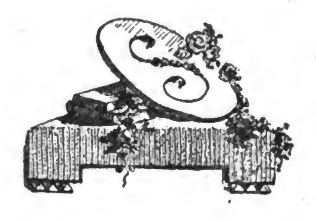
leitung gab. Und so sehen wir schon den Achtzehnjährigen Tage lang in demjenigen Leben mit der Kunst begriffen, das ihm gemäß war, nämlich in einem Abwechseln zwischen Genießen, Forschen und Hand-Anlegen. Weil seine Natur eine eigene Tätigkeit forderte, wo er überhaupt Anteil nahm, war er ja auch zum Zeichnen gekommen, denn der Gedanke, Maler zu werden und als solcher Großes zu leisten, lag ihm fern. Er konnte nur nicht müßig bleiben, wenn er den Künstlern zuschaute oder an ihren Werken seine Freude hatte.

Mit den beiden wichtigsten Kupferstechern in Leipzig, Bause und Geyser, wurde er nur oberflächlich bekannt; dagegen befreundete er sich mit einem Kupferstecher Stock, der bei Breitkopfs in der Mansarde wohnte. Das war ein noch junger Mann mit einer jungen Frau; ihre beiden Mädelchen zählten erst sechs und acht Jahre. Goethe wurde in dem kleinen Haushalte zu guter Letzt noch recht heimisch und er erzählte im Alter mit besonderer Liebe davon, zumal da ihm die beiden Töchter später wieder begegneten und viele Jahre befreundet blieben. Stock stach (wie Geyser) viel nach Oeserischen Zeichnungen größere und kleinere Bilder und Bildchen, wie sie damals als Illustration und Schmuck zu Romanen und Gedichten immer mehr Mode wurden. Durch diesen Mann kam Goethe wider Erwarten zu seinen ersten zeigbaren Leistungen in der bildenden Kunst.

(Stock) radierte sehr sauber, so daß die Arbeit aus dem Ätzwasser beinahe vollendet herauskam und mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, nur Weniges nachzuhelfen blieb. . . . . Mich reizte die reinliche Technik dieser

Kunstart, und ich gesellte mich zu ihm, um auch Etwas dergleichen zu verfertigen. Meine Neigung hatte sich wieder auf die Landschaft gelenkt, die mir bei einsamen Spaziergängen unterhaltend, an sich erreichbar und in den Kunstwerken faßlicher erschien als die menschliche Figur, die mich abschreckte.

Ich radierte daher unter seiner Anleitung verschiedene Landschaften nach Thiele und Andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effekt machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundieren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radieren selbst und zuletzt das Ätzen gab mannigfaltige Beschäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen beistehen konnte . . . Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja Alles versucht würde, in Holz geschnitten. Ich verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern, und Manches davon wurde brauchbar gefunden.[1])





---

[1]) Zwei Etiketten für den Weinhändler Schönkopf sind uns erhalten; ferner zwei Zeichnungen nach seinem Freunde Hermann und fünf Radierungen, von denen sich zwei, Felsen, Bäume und Wasser darstellend nach Gemälden von Alexander Thiele im Winklerschen Kabinette, besonders auszeichnen. Unter der einen ist das Goethesche Wappen angebracht und die Unterschrift: Dedié à Monsieur Goethe Conseiller actuel de S. M. Imperiale par son fils tres obeissant. Unter der



Adam Friedrich Oeser

Nach dem Gemälde von Graff
Museum der bildenden Künste in Leipzig



Landschaft von A. Thiele, radiert von Goethe

Daß Goethe so rasch ein Mitbürger in der Welt der Künstler und ein Kunstkenner wurde, kam aber doch namentlich daher, daß Oeser als Denker ihn sehr anregte und als Mensch ihm sehr zusagte. Um die Freundschaft dieses Künstlers bewarb er sich, während er alle seine anderen Lehrer mied. Und von Oeser heißt es in Goethes Alterserinnerungen:

Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen. Schon seine Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneute seitliche Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie . . . fand man sodann links, hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen, dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man soeben hergegangen war. Das erste Gemach war mit Bildern geschmückt aus der späteren italienischen Schule, von Meistern, deren Anmut er höchlich zu preisen pflegte. Da ich Privatstunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, so war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in sein daran stoßendes inneres Kabinett, welches zugleich seine wenigen Bücher, Kunst- und Naturaliensammlungen und was ihn sonst zunächst interessierte, enthielt. Alles war mit Geschmack, einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr Vieles umfaßte. Die Möbel, Schränke,

---

andern liest man neben einem Wappen: Dedié à Monsieur le Docteur Hermann Assesseur de la Cour provinciale Supreme de Justice de S. A. Elect. de Saxe et Senateur de la Ville de Leipsic par son Ami Goethe. Unter einer der gezeichneten Landschaften steht: L'entrée d'une Vigne chiffonnée d'après le dessein original de Mr. le Docteur Hermann, et dediée à Monsieur de lieven par son tres humble serviteur Goethe.



Die Pleißenburg mit Oesers Wohnung

Portefeuilles elegant, ohne Ziererei oder Überfluß. So war auch das Erste, was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in Allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgesagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen barocken Geschmacks, zeigte er uns in Kupfer gestochene und gezeichnete alte Muster im Gegensatz mit besseren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbel sowohl als Zimmerumgebungen, und weil Alles um ihn her mit diesen Maximen übereinstimmte, so machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck.

Eines Morgens im Sommer 1768 wollte Goethe gerade wieder zu diesen Räumen und seinem geliebten Lehrer emporsteigen, als ihm ein Mitschüler entgegenkam: Deser sei nicht zu sprechen. Krank war er nicht, aber zu Boden geschlagen durch eine schlimme Nachricht: sein Freund Winckelmann, auf dessen Kommen er sich so sehr gefreut hatte, war am 8ten Juni zu Triest ermordet worden! Goethe ging betrübt nach Hause; Lessings Bekanntschaft zu machen, hatte er neulich versäumt, doch Das würde sich später nachholen lassen; Winckelmanns Bild sich einzudrücken, war ihm nun für alle Zukunft versagt.

Je länger Goethe zu Deser kam, um so bereitwilliger wurde der Lehrer, mit diesem aufgeweckten Schüler zu plaudern. Zuweilen wanderten die Beiden „ums Tor" und besprachen sich. Goethe lernte auch Desers Freunde besser kennen: Kreuchauff, Huber, Clodius und Weiße, den berühmten Dichter. Auch in der Familie des Lehrers wurde er heimisch. Von zwei Söhnen und zwei Töchtern trat ihm Friederike, die ein wenig älter war als er, besonders nahe. Äußerlich zeichnete sie



Oesers Landhaus in Dölitz

sich nicht aus: klein von Wuchs, ihr Gesicht durch Pockennarben entstellt. Aber weil sie nicht auf Liebhaber rechnete, war sie um inneren Wert bemüht; sie empfahl sich durch häusliche Tugenden, durch Belesenheit, durch ihr Klavierspiel, namentlich aber auch durch gute Laune und eine vollkommene Ehrlichkeit. Oesers hatten in Dölitz oder „Delis“ bei Connewitz ein Landhaus: als Friederike im Frühjahr und Sommer 1768 dort wohnte, fand sich Goethe oft unvermerkt auf dem Wege dahin. Nicht, als ob er dann immer bei Oesers angeklopft hätte! Es war ja auch nicht immer die passende Stunde zu Besuchen. Aber ihm tat es schon wohl, sich da draußen in der Nähe von Freunden zu wissen.

Vierzehntes Kapitel

Abschluß in Leipzig

1768

Zur selben Zeit, da Wolfgang von Frankfurt nach Leipzig übersiedelte, wandte sich ein Mann, der fünfzehn Jahre älter war und schon viele Fahrten hinter sich hatte, Christian Friedrich Schwan, von Frankfurt nach Mannheim. In Frankfurt war er Schriftsteller gewesen; ‚Die Unsichtbaren' hieß sein Wochenblatt, das viele Leser fand. Nach Mannheim ging er als Buchhändler, um dort ein Nebengeschäft seines Schwiegervaters Eßlinger zu übernehmen. Dort, in der kurfürstlichen Residenz, gab es eine italienische Oper und ein französisches Theater, kein deutsches, und ebenso fiel dem neuen Buchhändler auf, wie gar wenig deutsche Literatur in dieser wohlhabenden Stadt Eingang fand. „Was man las, war französisch; an Voltaires und anderer Franzosen witzige Schriften gewöhnt, bezeugte man gegen Alles, was deutsch war, die größte Gleichgültigkeit. Zwar fand man hier und dort Rabeners Satiren, Gellerts Fabeln und einige wenige andere gute deutsche Schriftsteller in den Händen der Privatleute, sowie Ernestis Theologische Bibliothek und einige andere juristische und medizinische Zeitschriften; Das war aber auch Alles." Zu den beiden fremdsprachigen Theatern hatte Jedermann freien Zutritt; „von deutschen Schauspielern wußte man in Mannheim nichts." Schwan erzählt dann weiter,

wie er selber in seiner neuen Heimat die deutsche Literatur einführte und ein deutsches Theater aus den sehr bescheidenen Anfängen von Sebastianis Kindertruppe begründen half.

Wolfgang Goethe war dagegen in eine Stadt versetzt worden, wo er selber an Deutschtum nur gewinnen konnte. Leipzig ward zwar „Klein-Paris" genannt, und von einem deutschen Vaterlande war hier nicht viel die Rede; aber man fühlte sich hier doch in einer geistigen Hauptstadt, im Mittelpunkte des Buchhandels, der Literatur, der Sprachverbesserung, der Gelehrsamkeit Deutschlands. Hier im Angesicht von allen den Bücherballen konnte man nicht behaupten, daß das deutsche geistige Leben unbeträchtlich sei! Und Leipzig war auch insofern ein Klein-Paris, als Reisende aus aller Welt hierher kamen und hier verweilten. Auch ein eigenes Theater besuchten diese Bürger fleißig, und neue deutsche Dichter, neue deutsche Schauspieler erwiesen dort ein großes Können.

Als Wolfgang zwei Jahre hier lebte, schrieb er nur noch in deutscher Sprache, während seine Schwester daheim fortfuhr, ihre Briefe und Tagebücher französisch abzufassen.

Oeser und sein Kreis, die Familie Breitkopf, die Tischgesellschaft bei Schönkopfs: Das waren die Freunde und Halbfreunde, die Goethe in Leipzig gewonnen hatte. Ein paar Buchhändler kamen noch hinzu: Erasmus Reich, Inhaber des Weidmannschen Geschäfts und fast der angesehenste seines Berufs, und der andere Verleger Johann Friedrich Junius. Oberflächlich war er

auch mit vielen Studenten bekannt geworden. Bei den meisten jungen Leuten und auch bei den Philistern galt er immer noch für einen Stutzer, der ein Schöngeist und sehr viel klüger sein wollte als andere Leute.

Gar zu schwer werde ihm der Abschied von Leipzig nicht werden, glaubte er. Nur mit Käthchen war er noch nicht im Reinen. Er wußte selber nicht, was in diesem Verhältnisse das Beste und das Rechte für ihn, für das Mädchen, für sie beide sei.

Käthchen aber sah klarer. Sie vollendete bald ihr zweiundzwanzigstes Jahr: in diesem Alter war damals der größere Teil des weiblichen Geschlechts längst unter der Haube. Konnte und sollte sie nun noch auf einen Jüngling rechnen, der drei Jahre weniger zählte als sie, der auch in seinem Fache noch längst kein fertiger Mann war und dessen Eltern sie jedenfalls nicht willkommen heißen würden? Sei es, daß Käthchen mit ihrer Mutter ein ernstliches Gespräch hatte oder daß sie für sich allein zur Einsicht kam oder daß eine der vielen Goetheschen Liebesquälereien sie allzusehr ärgerte, kurz: um Ostern 1768 hatte sie mit ihm ein entscheidendes Gespräch. Und die Beiden beschlossen, von jetzt an sich nur noch als gute Freunde zu kennen und ihre Liebe in eine Erinnerung an eine vergangene schöne Zeit zu verwandeln.

Goethe atmete auf, wie wenn eine Last von ihm gefallen sei. Noch im März hatte er gegen Behrisch bekannt: „Allen Verdruß, den wir zusammen haben, mache ich; sie ist ein Engel, und ich bin ein Narr.“ Am 26sten April aber rief er aus: „O Behrisch, ich habe angefangen zu leben!“

Es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung; aber sie kam, die Erklärung, und nun, nun kenne ich erst das Leben. . . .

Wir leben in dem angenehmsten, freundschaftlichsten Umgange: wie Du und sie. Keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr, und so vergnügt, so glücklich! Behrisch, sie ist ein Engel. Es sind heute zwei Jahre, daß ich ihr zum ersten Male sagte, daß ich sie liebte. Zwei Jahre, Behrisch, und noch! Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich! Ich liebe sie noch so sehr, Gott! so sehr!

Goethe ging nach wie vor jeden Mittag zu Schönkopfs, aber auch der Neugierigste konnte sich nun überzeugen, daß zwischen ihm und der Mamsell weiter nichts war als eine alte Bekanntschaft und Freundschaft.

Wir kennen Goethes Leipziger Fortschritte in der Dichtkunst: zuerst ging er durch das Tal der Erniedrigung und lernte, daß sein bisheriges Schaffen Kinderwerk gewesen war. Als er von neuem begann, wußte er, daß eine einfache, gerade, kurzgefaßte Sprache den Vorzug vor allen großen Wortschwällen verdient. Und sein Dichten hatte nun Zusammenhang mit seinem eigenen Erleben. Aber was er jetzt im zweiten Leipziger Jahre zustande brachte, war noch nichts Besonderes, noch nichts Rein-Goethisches, noch nichts Deutsches. Es war immer noch ein gewandtes Sprechen, ja sehr oft ein Dozieren. Es floß mehr aus dem Gehirn als aus dem Herzen.

Gegen den Herbst 1767, wo für Goethe in seinem Verhältnis mit Käthchen die Aufregungen begannen,

machte er sein letztes Gedicht in einer fremden Sprache;[1]) es war ein Scherz unter dem Titel ‚Le véritable ami'. Um dieselbe Zeit hörte er auf, französische Briefe zu schreiben. Kam diese Wendung zur Muttersprache daher, weil seine Gefühle jetzt tiefer gingen? Bisher hatte er mit seiner „Annette" wie mit der Poesie nur getändelt: jetzt ward es ihm Ernst mit der Liebe, Eifersucht und Angst.

Auch seine Gedichte hören jetzt auf bloße Talent- und Witzspielereien zu sein. Jetzt beginnt er zu singen; die Töne kommen tiefer aus dem Inneren. Aus seiner erregten Brust fließt Musik in seine Verse. Jetzt nimmt auch die Natur an seinem innersten Leben teil. Die Nacht, der Mondenschein, der Wald sprechen zu ihm, und er spricht zu ihnen: von seiner Liebe.

Gern verlaß' ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streu'n mit Neigen
Ihr den süß'ten Weihrauch auf.
Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Flüstert durch's Gebüsch im Kühlen:
Welche süße, schöne Nacht! — — —

Aber freilich: ohne Epigramm wagte er sich doch noch nicht hinaus; also schloß er:

---

[1]) Von einer Ausnahme wird später die Rede sein.

Freude, Wollust kaum zu fassen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Ließ' mein Mädchen eine mir!

Auch das Wasser wird jetzt in seinen Versen lebendig: es ist der rasch hingleitende Bach oder kleine Fluß, der über Steine und kleine Hindernisse hinweghüpft und dessen Klarheit zum Bade reizt:

Auf Kieseln im Bache, da lieg' ich wie helle,
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust.
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder:
Schon naht sich die zweite und streichelt mich wieder:
Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und nun die Nutzanwendung:

O Jüngling, sei weise! Verwein' nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens;
Wenn flatterhaft dich ja ein Mädchen vergißt!
Geh, ruf sie zurücke, die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten,
Als kaum sich der Busen der Ersten geküßt!

Jetzt versetzt er sich in einen Schmetterling und jetzt malt er den Flug der Libelle. Oder er fühlt sich in ein kleines Mädchen hinein, das schon erwachsen und Mama sein möchte:

Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen,
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmählen,
Da schickt man zum Schneider:
Gleich bringt Der uns Kleider!

Da läßt man spazieren,
Auf Bälle sich führen
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

Jetzt redete er aber auch das Mädchen, das ihm so viel zu schaffen machte, geradenwegs und aus dem Herzen an: wirklich jetzt erst! Denn in den ersten zwei Jahren war er als ein Vers-Virtuose im Scherzen, Fabeln und Moralisieren stecken geblieben. Auch jetzt noch fehlt die Schlußmoral nicht, aber das Ganze hat doch einen andern Klang!

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen
Und dich als Frau und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
Soviel man Küsse nehmen kann.
Sie sind, die süß verträumten Stunden,
Die durchgeküßten, sind verschwunden!
Wir wünschten traurig sie zurück.
O wünsche dir kein größres Glück!
Es flieht der Erden größtes Glück
Wie des geringsten Traumes Glück!

Wir wissen, daß es mit der Gesundheit des Studenten Goethe nicht gut stand. Vielleicht war er zu rasch gewachsen; vielleicht hatte wirklich jene Anstrengung bei Auerstedt auf die Brust üble Folgen, vielleicht auch jener Unfall mit dem durchgehenden Pferde. Es hatten seiner Lunge wohl auch die Dünste geschadet, die sich beim Ätzen der Kupferstiche bilden und vor denen er sich nicht vorsichtig genug in Acht ge-

nommen hatte. Aber auch seine Verdauungskräfte ließen ihn im Stich. Das schwere Merseburger Bier, das man in Leipzig trank, bekam ihm schlecht; noch mehr der Kaffee, besonders derjenige nach Tische, der ihm die Gelegenheit gab, mit Käthchen länger zu plaudern. Dazu kam nun allerlei Druck auf seiner Seele, namentlich das Bewußtsein, daß er von drei Jahren Studium gar wenig Frucht und Nutzen nach Hause tragen werde. Außer den Krankheitsursachen schaden dann oft auch die Kurmittel. Die neueste Mode hieß jetzt: Abhärtung, worunter man besonders kaltes Baden sowie ein hartes und kühles Nachtlager verstand. Goethe versuchte es auch mit diesen mißverstandenen Anregungen Rousseaus.

Eines Nachts wachte er mit einem heftigen Blutsturz auf. Er konnte gerade noch seinen Stubennachbar rufen, den armen, halbblinden Theologen Limprecht; dieser weckte die alte Wirtin und holte den Dr. Reichel herbei.

Mehrere Tage schwebte der Kranke zwischen Leben und Tod. Außer dem Lungenleiden zeigte sich auch eine Geschwulst auf der linken Seite des Halses.

Dann trat eine Wendung zum Bessern ein: eine langsame Genesung folgte.[1]) Zuerst aber war es noch

[1]) Der Germanist Erich Schmidt und der Mediziner Wilhelm Alexander Freund haben (seit 1878) die Behauptung aufgestellt, diese schwere Krankheit sei syphilitisch gewesen. Ich handle darüber ausführlich S. 167 — 174 meines Buches ‚Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken‘ Das Wenige, was wir über die Krankheit wissen, ist aber auch hier und im nächsten Kapitel genugsam mitgeteilt. Über einen geschlechtlichen Verkehr Goethes haben wir aus seiner Jugend keinerlei Nachricht.

Stubenhaft. Seine Freunde bewährten sich: die Familien Schönkopf, Breitkopf, Stock, ebenso Dr. Hermann, Gröning, Langer, natürlich auch der treue Landsmann Horn. Mit seinem frommen Stubennachbar Limprecht hatte er jetzt viel mehr Gespräche als sonst.

Nach einiger Zeit konnte er sich ins Freie wagen: es war ja Sommer. Er sah übel aus und schlich herum wie ein Geist. Da bemerkte er bald, daß Geister auf Erden nicht recht am Platze sind. Die Leute sind ganz gern mitleidig, aber nur flüchtig: wer mag einen Todeskandidaten lange in der Nähe haben? Einige suchten es ihm auszureden, daß er die „Lungensucht“ habe; Friederike Oeser lachte ihn geradezu aus, als er von baldigem Erlöschen sprach. Ein Student und Todesgedanken! Ein Bursch von neunzehn Jahren! „Sie hat wohl recht“ dachte Goethe; „es ist lächerlich, bloß für mich nicht!“ Aber er ließ sich doch von ihrer Munterkeit anstecken, und als sie ihm von ihrem vergnügten Leben auf dem Lande erzählte, von Blindekuhspielen, Topfschlagen, Angeln, Tanzen und Singen, da kam es ihm beinahe so vor, als sei auch er noch jung und könne Dergleichen noch einmal mitmachen. „Freudigkeit der Seele und Heroismus sind so kommunikabel wie die Elektrizität“ dachte er selber, als er sich über seine neue Stimmung wunderte, „und so ein gesundes Mädchen sprüht Funken aus wie eine elektrische Maschine.“

So kam der Tag heran, der schon vor seiner Krankheit zur Abreise bestimmt war. Er machte seine

Abschiedsbesuche. Als er bei Schönkopfs Lebewohl sagen wollte, brachte er es nur bis zur Türe. Er sah die Laterne im Flur brennen, ging noch bis an die Treppe, aber er hatte nicht das Herz hinaufzusteigen.

Am 28sten August, seinem Geburtstage, fuhr er mit einem Hauderer zum Ranstädter Tore hinaus. Der Tischler Junge, der in Desers Zeichenschule angestellt war, hatte mit ihm denselben Weg. Auch ein sächsischer Offizier reiste mit.

„Sie sind so lustig?" redete, als sie abends beim Essen saßen, der Kapitän den Studenten an, „So lustig und haben doch heute Leipzig verlassen?"

„Unser Herz weiß oft nichts von der Munterkeit unseres Blutes" erwiderte Goethe.

„Sie scheinen unpäßlich?" begann der Andere noch einmal,

„Ich bin's wirklich. Und sehr! Ich habe Blut gespien."

„Blut gespien!" rief Jener. „Ja, da ist mir Alles deutlich. Da haben Sie schon einen großen Schritt aus der Welt getan, und Leipzig mußte Ihnen gleichgültig werden, weil Sie es nicht mehr genießen konnten."

„Getroffen!" bestätigte Goethe. „Die Furcht vor dem Verlust des Lebens hat allen andern Schmerz erstickt."

„Ganz natürlich" philosophierte der Soldat. „Denn das Leben bleibt immer das Erste. Ohne Leben ist kein Genuß. Aber — fuhr er fort — hat man Ihnen nicht auch die Abreise l e i c h t gemacht?"

„Gemacht? Wieso?"

„Das ist ja deutlich. Ich meine: von Seiten der Frauenzimmer. Sie haben die Miene, nicht unbekannt unter dem schönen Geschlecht zu sein . . . Sie scheinen mir ein Mann von Verdiensten, aber Sie sind krank. Und da wette ich Zehn gegen Nichts: kein Mädchen hat Sie beim Ärmel gehalten!“

Goethe schwieg, und Jener lachte.

Aber eigentlich hatte Goethe noch zu den Gesunden gehört, als Käthchen ihm auf die listigste Weise seine Freiheit zurückgegeben. Daß der Vorschlag von ihr gekommen, war gut, sehr gut. Aber es wurmte ihn doch.

Drei Jahre hatte er in jener Stadt gelebt, und kein Mädchen trauerte ihm nach! Die Eine, die ihn genau gekannt, hatte freiwillig verzichtet. Sie war schließlich im Liebesspiel die Überlegene gewesen. Welche Demütigung für einen so stolzen Menschen!




Goethes Vaterhaus am Hirschgraben ↑

Fünfzehntes Kapitel

Krank im Vaterhause

1768—1770

Als ein großer, erwachsener, schlanker Bursch trat der Neunzehnjährige wieder vor die Seinen; aber die Gestalt war allzu hager, das Gesicht sehr bleich. Ein Genesender oder ein Kranker? Mußte man an Schwindsucht glauben?

Zunächst brauchte er ein Ausruhen von der langen Fahrt und auch noch Erholung von der Leipziger Krankheit. Der herbeigerufene Arzt gab tröstlichen Bescheid: die Krankheit sitze nicht so sehr in der Lunge als in den dazu führenden Teilen, besonders im Halse. Das Aussehen und Befinden werde sich wohl bei guter Pflege bald bessern.

Ein Jüngling, der nach drei Jahren Abwesenheit ins Vaterhaus zurückkehrt, ist halb ein Fremder. Ängstlich prüft man ihn, wie er sich dort draußen entwickelt hat

und wie er sich daheim wieder gefällt. Er selber legt einen neuen Maßstab an die heimatlichen Dinge; was er früher als Altgewohntes hingenommen und kaum noch wahrgenommen hat, Das wirkt jetzt neu auf ihn, und er weiß, daß es anders sein könnte. Wolfgang gewann schnell das herzliche Verhältnis zur Mutter und Schwester wieder, aber nicht ebenso zum Vater. Die Frauen sahen in ihm den Pflegebedürftigen und den Vertrauten, dem sie ihr Herz ausschütten konnten und der sie mit seinen Erzählungen unterhielt; der Vater aber war tief betrübt, daß sein hochbegabter Sohn, dessen glänzende Zukunft die liebste Vorstellung seines Alters war, in den drei Universitätsjahren nichts Rechtes gelernt, vielmehr seine Zeit an Allotria vertrödelt hatte und nun in einem gesundheitlichen Bankerott stand. Jetzt hätte Wolfgang so weit sein können, die Doktor-Dissertation abzufassen! Statt dessen schlich er als ein Kränkling herum und redete mißvergnügt über alles frankfurtische Wesen. Der natürliche Gegensatz zwischen Jugend und Alter, zwischen Sohn und Vater kam jetzt auf einmal zur Erscheinung. Fast täglich äußerte Wolfgang Ansichten, die dem alten Vater mißfielen. Sein Jugenddünkel zeigte sich namentlich in Dingen des Geschmacks, denn in diesem Punkte hielt er sich für ganz besonders begabt; außerdem war er überzeugt, daß er darin in Leipzig und zumal bei Oeser die beste Schule durchgemacht hatte. Am peinlichsten mußte es für den Vater sein, als er bemerkte, daß sein kluger Sohn jetzt auch den Umbau des väterlichen Hauses ganz anders gemacht haben würde: dieser Umbau war doch eine der wenigen Leistungen des kaiserlichen Rats gewesen!

Wolfgangs hochmütiges Absprechen verschonte auch die jungen Leute in Frankfurt nicht. Von seinen vormaligen nächsten Freunden war nur Müller jetzt am Orte, den er früher für einen Denker gehalten hatte. Jetzt urteilte er, Müllers ganze Philosophie sei nur angelesene Bücherweisheit, während doch als die wahre Quelle der Erkenntnis nur die Erfahrung gelten dürfe. Aber auch die Freundinnen Korneliens, nach denen er sich einst so sehr gesehnt hatte, kamen ihm fast kläglich vor. Zwei junge Herren v. Olderogge, Livländer, die er in Leipzig gekannt hatte, besuchten ihn bald nach seiner Heimkehr; er kam mit ihnen auf Frankfurt zu sprechen und urteilte sehr scharf über seine Landsleute; als er so redete, stand seine Schwester dabei. Hier herrsche ein schlechter Geschmack, behauptete er; die Bürger seien stupid und die Mädchen unerträglich. „Welch' ein Unterschied zwischen den Sächsinnen und Diesen hier!" rief er aus.

„Das muß ich nun alle Tage hören" versetzte die Schwester und sie fragte die Gäste, ob auch sie über die Frankfurterinnen, die sie nun gesehen, nicht besser dächten.

Der eine Olderogge antwortete diplomatisch: es gebe hier zweifellos mehr Schönheiten als in Sachsen; aber vielleicht zeichne sich dortzulande das Frauenzimmer durch eine gewisse Anmut aus, durch ein einschmeichelndes Wesen ...

„Ja, ja, Das ist's!" unterbrach ihn Goethe. „Die Grazie, die Anmut fehlen hier. Ich gebe zu, daß sie hier schöner sind; aber was hilft mir die Schönheit, wenn sie nicht mit jener unendlichen Süßigkeit verbunden ist, die noch mehr bezaubert als die Schönheit selbst!"

Auch in seinem ersten Briefe an Friederike Oeser lästerte Goethe über seine Landsmänninnen und rühmte das sächsische Frauenvolk, denn es bezaubere den Mann zur Liebe, ehe er sich's versehe.

Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist's aber ein langweilig Spiel:
Zur Freundschaft fehlt's ihr am Verstande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Der Unzufriedene versuchte nach alter Weise den Lehrmeister Korneliens und ihrer Gefährtinnen zu machen; er ging ihnen mit Witz und Scherz zu Leibe; aber sie lehnten sich auf, fanden ihn närrisch und gaben's ihm zu verstehen. Auch Das berichtete er nach Leipzig:

Bin ich bei Mädchen launisch-froh,
So sehn sie sittenrichtrisch-sträflich;
Da heißt's: der Herr ist wohl aus Bergamo?[1])
Sie sagen's nicht einmal so höflich.

Von solchem Streit erholte er sich in seinen Briefen nach Leipzig und in den Gedanken, die er dahin sandte. Der ganzen Familie Schönkopf und dem Käthchen besonders, dem Professor Oeser und seiner Tochter Friederike sprach er jetzt seine Liebe und Dankbarkeit gar herzlich aus; mit Käthchen Schönkopf und Rieckchen Oeser schmälte er aber auch, denn sie unterließen es selbst in ihren Briefen nicht, ihn zu necken. Er hätte, meinten sie, seine Anerkennung der Leipziger Menschenkinder schon zeigen können, als er noch da war. Am entschiedensten aber war sein Dank gegen den Vater Oeser.

---

[1]) Bergamo galt in der italienischen Posse für die Heimat des Harlekins.

Die Kunst ist wie sonst fast jetzt meine Hauptbeschäftigung, ob ich gleich mehr drüber lese und denke, als selbst zeichne. Denn jetzt, da ich so alleine laufen soll, fühle ich erst meine Schwäche. Es will gar nicht mit mir fort, Herr Professor, und ich weiß vor der Hand nichts Anderes als: das Lineal zu ergreifen und zu sehen, wie weit ich mit dieser Stütze in der Baukunst und in der Perspektive kommen kann.

Was bin ich Ihnen nicht schuldig, teuerster Herr Professor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben! Daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten: habe ich Die nicht alle durch Sie? . . .

Lehre tut viel, aber Aufmunterung tut Alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet, mich aufzumuntern, als Sie? Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und Nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, Herr Professor, wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt . . . Sie haben mich gelehrt, demütig ohne Niedergeschlagenheit und stolz ohne Präsumtion zu sein . . .

Die Gesellschaft der Musen und eine fortgesetzte schriftliche Unterredung mit meinen Freunden wird mir diesen Winter ein kränkliches, einsames Leben angenehm machen, das ohne sie für einen Menschen von zwanzig Jahren eine ziemliche Folter sein möchte.

Halb gesund, halb siech ging er einige Wochen herum. Er besuchte die Verwandten: der Großvater-Schultheiß hatte einen Schlaganfall gehabt und sich davon ziemlich erholt, aber mit dem Sprechen wollte es noch nicht wieder gehen. Wolfgang besuchte auch

Konzerte mit Kornelia und betrachtete die Gemäldesammlungen der Liebhaber; diese „Kabinette" waren zwar viel kleiner als die Leipziger, aber man hatte deren mehr, und er genoß in ihnen, daß er die Bilder jetzt mit gewaschenen Augen ansehen konnte. „Sonst leide ich viel der Kunst wegen" schrieb er wieder an seinen Lehrer. „Apostel, Propheten und Poeten schätzt man selten in ihrem Vaterlande ... und doch kann ich mich nicht enthalten, den guten Geschmack zu predigen."

Zu andern Zeiten arbeitete er an dramatischen Szenen und Gedichten oder er zeichnete oder er las alte und neue Schriften und vergaß seine Krankheit darüber. „Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund" glaubte er zu sein.

Eines Tages aber war er schwer krank, und anders, als man es wohl erwartet hätte. „Mein Bruder ist sehr schlecht" schrieb Kornelia am 7ten Dezember auf französisch nieder; „er hat ganz plötzlich einen sehr heftigen Kolik-Anfall gehabt, der ihn außerordentlich leiden macht. Man braucht Alles, um ihm einige Ruhe zu verschaffen, aber es ist umsonst. Mir will das Herz brechen, wenn ich ihn in diesem Zustande sehe. Ach, warum kann ich ihm nicht helfen!"

Die Angst der Mutter war noch größer. In ihrer äußersten Not wandte sie sich nach der Gewohnheit der Pietisten an ihre Bibel um ein Orakel. Und schlug eine Stelle auf, die ihr Herz mit froher Zuversicht erfüllte. „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä; pflanzen wird man und dazu pfeifen" — so las sie im Propheten Jeremias, im 5ten Verse des 31sten Kapitels.

Am 10ten Dezember schrieb dann Kornelia weiter: „Nach zwei Tagen der Schmerzen befindet sich mein Bruder ein wenig besser, aber er ist so schwach, daß er keine Viertelstunde aufbleiben kann. Wenn nur die Qualen aufhören, dann wird die Kraft sich bald wieder einstellen. Man muß das Beste hoffen und Geduld haben."

Am 16ten Dezember ging Kornelia schon wieder unbesorgt zum Konzert. „Paß auf" sagte sie zu einer Freundin, „jetzt werden alle Herren mich anreden und alle das Gleiche sagen." Und in der Tat, es erschienen mehr als dreißig schöne Herren, verneigten sich und erkundigten sich nach dem Befinden ihres Herrn Bruders. Und sie antwortete dreißigmal: „Ja, mein Herr, er ist sehr krank gewesen, aber Gott Lob geht es jetzt besser."

Auch Freund Horn in Leipzig erfuhr es durch seine Leute, daß Goethe schwer krank sei. Er trug die Nachricht zu Schönkopfs, und nun schrieb Käthchen das erste Mal einen ernsthaften und herzlichen Brief an den gewesenen Geliebten. Am 30sten Dezember antwortete ihr Goethe: er befinde sich schon viel besser.

Ja, meine Liebe, es ist wieder vorbei, und inskünftige müssen Sie sich beruhigen, wenn es ja heißen sollte: „Er liegt wieder." Sie wissen, meine Konstitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat sie sich wieder zurechte geholfen.

Diesmal war's arg und sah noch ärger aus, als es war, und war mit schrecklichen Schmerzen verbunden.

Unglück ist auch gut! Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können!

Es ist vorbei, und ich bin wieder ganz munter, ob ich gleich drei volle Wochen nicht aus der Stube gekommen bin und mich fast Niemand besucht als mein Doktor, der Gott sei Dank ein liebenswürdiger Mensch ist.

Ein närrisch Ding um uns Menschen: wie ich in muntrer Gesellschaft war, war ich verdrießlich; jetzt bin ich von aller Welt verlassen und bin lustig. Denn selbst meine Krankheit über hat meine Munterkeit meine Familie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich — geschweige mich — zu trösten . . .

Seine Lunge sei gesund, versicherte er auch jetzt wieder; „aber am Magen sitzt was." Daß sein Leben gefährdet war, fühlte er.

In den ersten Tagen des neuen Jahres (1769) konnte er wieder herumgehen. Ein alter Freund der Familie, Hofrat Moritz, gab ihm sogar einen Schmaus zur Feier seiner Genesung. Aber in der Mitte Januars lag Goethe wieder. „Wieder im Käfig!" sagte er sich, und „Gott weiß, wann's alle wird!"

Ein früher Tod war ihm nun noch wahrscheinlicher als bisher. Er fragte sich, ob er Ostern noch da sein werde. Aber er blieb im Gemüte merkwürdig ruhig, ja munter. „Wenn ich auch nicht so munter wäre, wie wollte ich's aushalten?" meinte er Ende des Monats gegen Käthchen. Und in der Mitte Februars schrieb er der Friederike Oeser: „Ich habe das Kapitel von Genügsamkeit, Geduld und was übrigens für Materien ins Buch des Schicksals gehören, wohl und gründlich studiert, bin auch dabei etwas klüger geworden."

Niemand wehrte dem Kranken, sich seinen Lieblings-Geschäften zu ergeben.

Meine gegenwärtige Lebensart ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein: Zirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in Erkenntnis der Wahrheit oft so weit und weiter als Andre mit ihrer Bibliothekar-Wissen-

schaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur. Und es ist doch Nichts wahr, als was einfältig ist . . . Wer den einfältigen Weg geht, Der geh ihn und schweige still! Demut und Bedächtlichkeit sind die notwendigsten Eigenschaften unsrer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird.

Das war wieder ein Bekenntnis zu Oesers Lehre; aber auch des Oeserschen Humors war er jetzt auf die Dauer teilhaftig. Auch Das sagte er der munteren Friederike, die ihn früher ausgelacht hatte, als er nach seiner Lungenblutung den Kopf hängen ließ.

Trutz der Krankheit, die war, trutz der Krankheit, die noch da ist, bin ich so vergnügt, so munter, oft so lustig, daß ich Ihnen nicht nachgäbe. Und wenn Sie mich in dem Augenblicke jetzt besuchten, da ich mich in einem Sessel, die Füße wie eine Mumie verbunden, vor einen Tisch gelagert habe, um an Sie zu schreiben!

Auch im Urteil über die schöne Literatur fühlte sich Goethe mit Oeser einig. Der Jüngling hatte denselben Geschmack wie der Kahlkopf von zweiundfünfzig Jahren! Beide ehrten den Shakespeare und den Wieland und konnten diese beiden Namen in einem Atem nennen. Das lag insofern nahe, als man jetzt in Deutschland die Dramen jenes Engländers durch die Übersetzung Wielands kennen lernte; sie war 1762 bis 1766 erschienen und gab 22 Dramen in Prosa wieder. Aber vermutlich genossen Oeser und Goethe an Shakespeare und Wieland das Wenige, was sie gemein haben: das

humoristische Spiel, das Philosophieren und ihre Lust, den stolzen Menschen die Masken und Kleider abzunehmen. Der eigentliche Shakespeare, der Dichter des ‚Hamlet', des ‚Macbeth', des ‚Othello', des ‚Lear' usw., blieb unserm Studenten noch verborgen; wenigstens bemerken wir keine Wirkung Shakespeares in ihm. Allerdings nahm er dessen Partei sogar gegen den berühmtesten Zeitgenossen. „Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort tun können" äußerte er sich gegen Oeser; „kein kleinerer Geist wird einen größeren überwinden." Aber so schrieb er nicht aus Eigenem, sondern als Lessings Leser.

Von Wieland, der dem französischen Geiste doch viel näher stand als jenem Engländer, las Goethe besonders die ‚Musarion' mit großer Lust; er wußte sie halb auswendig; aber auch die ‚Idris', der ‚Don Silvio', der ‚Agathon' gefielen ihm sehr. Nach Oeser und Shakespeare sei Wieland der Einzige, den er für seinen echten Lehrer anerkenne. Das erklärte Goethe gegen Wielands Verleger Reich, und er gab zu verstehen, daß er mit diesem großen Autor gern schon in Verbindung kommen möchte. Auch Wielands Artverwandter Moritz August v. Thümmel sagte ihm mit seinem komischen Epos ‚Wilhelmine oder der vermählte Pedant' sehr zu. Er liebte überhaupt „das Schöne, Naive, Komische" und hatte dagegen eine starke Abneigung gegen das Geschwollene, Aufgedonnerte, Sittlich-Verstiegene. Die germanischen Barden und Skalden, die sich jetzt meldeten, lockten ihn gar nicht; ihre Schwärmerei für die alten deutschen Götter und Helden kam ihm sonderbar vor. Auch ihr Freund und Vorgänger, der Messiasdichter, war ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben. Vor Lessing

dagegen hatte er Respekt; von ihm lernte er auch nicht weniger als von Wieland. Aber trotz Lessing fühlte er sich noch immer in der französisch-romanischen Theaterwelt am heimischsten, nur daß jetzt Molière und Goldoni an der Stelle standen, die sonst Corneille und Racine besetzt hielten.

Recht kühl verhielt er sich zu dem neuesten Gotte oder Götzen der Leserwelt: Richardson. Dieser merkwürdige Mann war bis zu seinem fünfzigsten Jahre ein wackerer Bürger und Buchdrucker in London gewesen; dann erst hatte er angefangen, Bücher zu verfassen. Drei sehr umfangreiche Romane gab er 1740, 1748 und 1753 heraus: ‚Pamela', ‚Clarissa' und ‚Sir Charles Grandison'. Sie fanden sehr großen Beifall in England, noch größeren bei einem Teile der Franzosen und den allgemeinsten in Deutschland. Diderot rühmte diesen Dichter, wie noch nie ein Schriftsteller einen mitlebenden Autor gepriesen hatte; Rousseau stellte ihn gleichfalls zu Homer als einen Allergrößten und Unvergänglichen. In Deutschland suchte Klopstock seine Freundschaft; Wieland und Lessing erkannten seine große Kraft gleichfalls an, und Gellert gestand: seit vielen Jahren habe er nicht weinen können, aber an dem Tage, wo er den ‚Grandison' gelesen, seien ihm die Tränen geflossen. „Mein Buch, mein Pult, mein Gesicht, mein Schnupftuch durchgeweint! Laut geweint, mit unendlichen Freuden geschluchzt, als wäre ich selbst das selige Gemisch von Glück und Unglück, von Liebe und Schmerz, von Tugend und Schwachheit gewesen. Kann denn Richardson zaubern?" Auch in Versen rühmte er den Wundertäter:

Dies ist der schöpferische Geist,
Der uns durch lehrende Gedichte
Den Reiz der Tugend fühlen heißt,
Der durch den ‚Grandison‘ selbst einem Bösewichte
Den ersten Wunsch, auch fromm zu sein, entreißt.
Die Werke, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten;
Sie sind Natur, Geschmack, Religion.
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen
Der Brite Richardson!

Die drei Romane, die diese mächtige Wirkung hervorbrachten, hatten vor andern Romanen zunächst den Vorzug, daß sie in derselben Welt spielten, in der ihre Leser lebten, also unter Stadtbürgern und Adligen. Sonst wußten die Dichter nur immer von Königen, Prinzessinnen oder andern Weitabstehenden zu erzählen; man konnte sich in deren großartige und abenteuerliche Erlebnisse nur insoweit hineinfühlen, wie uns Das bei Märchen und Wundergeschichten möglich ist. Im Vergleich damit war Richardson ein Realist. „Die Welt, in der wir leben, ist sein Schauplatz“ sagt Diderot von ihm; „die Grundlage seiner Geschehnisse ist wahr; seine Personen haben alle mögliche Realität; seine Charaktere sind mitten aus unserer Gesellschaft gegriffen; seine Nebenumstände sind den Sitten aller zivilisierten Völker entsprechend; die Leidenschaften, die er malt, sind die gleichen, die ich in mir selber erlebe, und es sind dieselben Gegenstände, die sie hervorrufen; sie haben dieselbe Kraft, die ich erfahren habe; die Leiden seiner Personen sind dieselben, die mich beständig bedrohen.“

Das andere Neue bei Richardson war, daß seine Romane völlig aus Briefen bestanden. Daraus folgte, daß die inneren Erlebnisse der die Briefe schreibenden

Helden und Heldinnen einen viel größeren Raum einnahmen, als Das bei der bisherigen Erzählungsweise der Fall gewesen war; die äußeren Erlebnisse traten also zurück. Sie waren immer noch abenteuerlich genug: gewaltsame Entführungen, Schein-Trauungen, wunderbare Rettungen, Zweikämpfe usw.; aber im Verhältnis zur Seitenzahl war Das nur noch wenig. Dagegen bekam der Leser sehr eingehende Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens und eine große Zahl sehr geschickt geführter Gespräche vorgesetzt; man lebte also in tausend Einzelheiten mit Personen, von denen sich Manches lernen ließ, zum Beispiel auch der gute Ton in allen Lebenslagen.

Das war nun auch die dritte Kraft und Eigentümlichkeit dieser Romane: ihrem Verfasser war es nicht darum zu tun gewesen, als ein großer Dichter gepriesen zu werden; sondern er wollte seinen Lesern dienen und nützen, zu ihrem wahren Heile. Wie Gellert, so war auch Richardson eine Stimme der Vernunft und des Christentums. Der beste englische Bürgersinn stellte sich in diesem Dichter dar, und fürwahr, es tat den Deutschen und Franzosen gut, bei den Engländern in die Schule zu gehen!

Dieser Dichter mischte in seine Erzählungen also auch eine Menge vortrefflichster Sentenzen und Betrachtungen; deren waren so viele, daß man ganze Lehrbücher der Moral aus den drei Romanen herausziehen konnte. Aber sein stärkstes Mittel, die Leser auf den Tugendpfad zu ziehen, war ein anderes. Er stellte in jedem Romane die Heldin oder den Helden oder auch Beide als vollkommene Wesen hin, die man lieben

und bewundern, denen nachzufolgen man wünschen mußte. Sie hatten keine unmöglichen Eigenschaften; sie waren auf Erden denkbar; wenn der Leser in seiner Umgebung einen solchen Mustermenschen des einen oder andern Geschlechtes zwar nicht kannte, so durfte er doch glauben, anderwärts seien Dergleichen anzutreffen. War er noch jung genug, so stand es auch bei ihm, ob er sich selber zu einem solchen Richardsonschen Ausbund von Vollkommenheit zu entwickeln gedachte.

Als Wolfgang Goethe heranwuchs, nahm der dritte der großen Romane, der ‚Grandison‘, seinen Siegeszug durch Europa. Er las ihn fast noch als Knabe. Als er dann von Leipzig aus den geistigen Vormund der Schwester zu spielen versuchte, hätte er ihr am liebsten alle Romane verboten, aber die ‚Clarissa‘ und den ‚Grandison‘ mußte er freilich ausnehmen, denn ihr erziehlicher Wert war zu offenkundig. Nur stimmte er gar nicht in Korneliens Entzücken über diese moralischen Romane ein; „Du bist eine Närrin mit Deinem ‚Grandison‘“ antwortete er ihr. Als er dann heimkam, sah er, wie die Schwester und ihre Freundinnen in diesen Romanen geradezu lebten und webten. Um so mehr ereiferte er sich dagegen; aber dann zweifelten sie an seinem Geschmacke, wo nicht an seinem Herzen. „Zeigt man Verstand, so ist auch Das nicht recht“ klagt er in seinem Versbriefe an Friederike Oeser:

Denn will sich einer nicht bequemen,
Des ‚Grandisons‘ ergebner Knecht
Zu sein und Alles blindlings anzunehmen,
Was der Diktator spricht,
Den lacht man aus, Den hört man nicht.

Warum aber konnte er die Begeisterung für den neuen Dichter und Erzieher nicht teilen? Nun, wegen eben der sittlichen Übermenschen, die anderer Leser Liebe und Haß erregten, wegen der weiblichen Engel Clarissa Harlowe, Harriet Byron, wegen des männlichen Vereinigers aller Vorzüge: Grandison, wegen ihrer Gegenstücke im Bösen: Lovelace, Sir Hargrave Pollexfen usw. Gegen solche Gestalten berief sich dieser junge Mensch schon auf seine Erfahrung. „Wir sind allzumal Sünder", oder auch: Die Menschen sind weder so andauernd böse, noch so tugendreich und fehlerlos wie Richardsons Hauptpersonen. Goethe verstand wohl, warum die Mädchen für den Grandison schwärmten. „Das ist ein feines Bißchen von einem Menschen" sagt sich das junge Ding; „so einen möchtest du auch haben." Aber wozu sich selbst betrügen? Diese Grandisons und Ihresgleichen sind nur „Meerwunder": so nannte sie Goethe gegen Oeser.

Der Streit ging hier nicht bloß um den beliebtesten Dichter der Zeit, sondern geradezu um den Wert des Menschen. Der Jüngling hatte bereits, entweder durch Schriften oder durch Gespräche mit älteren Leuten, die Lehre in sich gesogen, daß die Tugend mehr Phantom ist als Wirklichkeit, daß Jedermann zum Unrecht zu verführen ist — es kommt nur auf die Stärke der Versuchung an — und daß auch die Liebe trotz aller ihrer zarten Redewendungen aus der tierischen Natur des Menschen hervorgeht. Wir sind weder sehr schlecht, noch sehr gut. Mit zwanzig Jahren hielt Goethe nicht nur die Leute seiner Umgebung, sondern die Menschen überhaupt für Mittelware; er leugnete die Monstra auf

der Rechten und Linken. Auch darin war er mit Shakespeare und Wieland einverstanden. In vielen jungen Menschen entsteht ein „Weltschmerz" dadurch, daß sie das Zurückbleiben der wirklichen Menschen und Dinge hinter ihren Erwartungen bemerken und zuweilen auch ihrer eigenen Erbärmlichkeit bewußt werden. Da nun der kranke Goethe sich auch auf ein sehr baldiges Verlassen dieser Welt einrichten mußte, so konnte er einen guten Humor oder Galgen-Humor nur behalten, indem er die Erkenntnis der allgemeinen Mittelmäßigkeit noch in sich nährte, indem er sich gegen den Idealismus auflehnte, der gerade in der Jugend stark zu sein pflegt, gegen das Bedürfnis, an höchst liebens- und bewundernswerte und auch an höchst abscheuliche Menschen zu glauben.

Er stieß mit dieser Philosophie zumal bei den Mädchen und Frauen an. Sie nehmen eine solche allgemeine kühle Schätzung leicht persönlich oder für eine Herabsetzung ihres Geschlechts. Schon in Leipzig ging es ihm so. Konstanze Breitkopf sagte ihm dort: „Ich habe bemerkt, daß Sie immer schlimm und niemals gut von Frauenzimmern geredet haben." Ungefähr Das schrieb ihm später auch Friederike Oeser auf Grund seiner Gedichte. „Ich soll eine üble Idee vom schönen Geschlecht haben?" erwiderte er. „Auf gewisse Art ja." Und berief sich auf seine Erfahrung. „Ich versichere Sie, die paar Jahre, als ich lebe, habe ich von unserm Geschlecht eine sehr mittelmäßige Idee gekriegt. Und wahrhaftig keine bessere von Ihrem. Nehmen Sie Das nicht übel! Sie haben mir's danach gemacht!"

Auch in Versen sprach er diese seine nüchternen Anschauungen oder ungünstigen Erfahrungen aus:

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren gibt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht
Und fliegt mit neu verstärktem Triebe
Zu unseren heißen Küssen hin:
So hat daran der Eigensinn
So vielen Anteil als die Liebe.
Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das kleine Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht,
So kennt sie nicht das Herz der Jugend!
Denn wenn Das je ein Mädchen tut,
So hat daran der Wankelmut
Gewiß mehr Anteil als die Tugend!

•

Ich weiß es wohl und spotte viel:
Ihr Mädchen seid voll Wankelmut,
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander!
Sie sind ja Forcen mit einander,
Und Die sind miteinander gut.
Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht:
Der Liebe Sklav', ein armer Tor!
Wie gern wär' ich sie los, die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Sein Erlebnis mit Käthchen Schönkopf konnte er jetzt noch nicht verwinden. Er liebte sie immer noch. In der Einsamkeit seiner Krankenstube stand oft ihr

Bild vor ihm. Die einzelnen Liebesszenen malte er sich wieder aus. Und dies Mädchen hatte ihm das Schwerste angetan: es hatte sich von ihm freigemacht! Nicht im Zorn oder in leidenschaftlicher Erregung und mit blutendem Herzen hatte es sich losgerissen. Sondern wie ein Kind, das nicht mehr spielen will, ruhig spricht: „ich bin jetzt müde", so hatte sie ihm eines Tages sagen können: „Wir wollen nur noch Freunde sein." Diese vernünftige Freundschaft dauerte jetzt noch an: alle Monate ging ein Brieflein hin und her; er enthielt ein paar Neuigkeiten und zur Würze ein paar Stichelreden. Sollte Das wirklich der Abschluß sein und bleiben? Käthchen stand im Heiratsalter. Solche munteren und tüchtigen Mädchen bleiben nicht ledig. An was für einen Mann würde sie geraten? Goethe hatte ja auch von seinem Geschlecht keine große Meinung. Da konnte er sich auch Käthchens künftiges Ehe-Elend grau in grau vorstellen. Und wenn sie einen Mann haben und diesen Mann vermutlich bald satt und zum Ekel haben würde, wie stellte sie sich dann zu ihm, dem ehemals Geliebten?

Kaum hatte er Leipzig verlassen, so malte er sich schon seine Rückkehr aus zu Schönkopfs, zu Oesers. Dramatiker, wie er war, sah er alle Einzelheiten vor sich:

„Ihr Diener, Herr Schönkopf! Wie befinden sie sich, Madame? Guten Abend, Mamsell! Peterchen, guten Abend!"

Nota bene: Sie müssen sich vorstellen, daß ich zur kleinen Stubentüre hereinkomme. Sie, Herr Schönkopf, sitzen auf dem Kanapee am warmen Ofen. Madame in ihrem Eckchen hinterm Schreibetisch. Peterchen liegt unterm Ofen.

Und wenn Käthchen auf meinem Platze am Fenster sitzt, so mag sie nur aufstehen und dem Fremden Platz machen.

Nun fange ich an zu diskurieren: „Ich bin lange ausgeblieben, nicht wahr?"

Später mußte er annehmen, daß zu der Zeit, wo er einmal wieder die lange und beschwerliche Reise nach Leipzig tun konnte, die Mamsell in eine Ehefrau verwandelt sein würde. Das stimmte ihn grimmig, und nun dachte er sich ihren künftigen Ehemann auch wohl einmal als einen ehrlosen Burschen, der sich in ihrem väterlichen Haushalt, im Gasthofe, als Schmarotzer mit durchfüttern ließ. Wie mußte dann Käthchen nach demselben Goethe sich zurücksehnen, dem sie den Laufpaß gegeben! Und eines Tages würde er dann als der noble Herr angefahren kommen. Er würde bei ihrem Vater ein Zimmer nehmen und zuerst von ferne zusehen, wie es die Leutchen in Leipzig jetzt treiben. An der alten Stätte würde er dann der Vergangenheit noch stärker gedenken, seiner ersten Liebe zu „Sophie", wie er vorsichtig den Namen änderte.

Wie süß verträumt' ich nicht die jugendlichen Stunden
Einst in Sophiens Arm! Ich hatte nichts empfunden,
Bis mir der Druck der Hand, ihr Blick, ihr Kuß entdeckt',
Wie's einem Neuling ist, wenn er die Wollust schmeckt.
Uns führte keine Wahl, nicht die Vernunft zusammen:
Wir sahn einander an und stunden schon in Flammen!
Bist du der Liebe wert? ward da nicht lang' gefragt;
Es war erst halb gefühlt und war schon ganz gesagt — —
Wir lebten lange so die süßen Augenblicke — —
Zuletzt verließ sie mich. Ich fluchte dem Geschicke
Und schwur, daß Freundschaft, Lieb' und Zärtlichkeit und Treu
Der Maskeradenputz verkappter Laster sei.

Allerdings fiel dieser gänzliche Unglaube an jeden sittlichen Wert der Menschen auch unserm erzürnten Liebhaber allzu schwer. Bei allem Zorn auf „Sophie“ wollte er sich seine Erinnerung doch nicht ganz verderben.

Ihr großen Geister sagt, daß keine Tugend sei;
Daß Liebe Wollust ist und Freundschaft Heuchelei;
Daß man kein einzig Herz, das widerstünde, findet;
Daß nur Gelegenheit die Tugend überwindet;
Daß es, wenn man in uns das Laster je vermißt,
Beim Jüngling Blödigkeit und Furcht beim Mädchen ist.
„Es zittert“, spottet ihr, „die unerfahrne Jugend.“
Doch ist dies Zittern nicht selbst ein Gefühl von Tugend?
Ist diese Sympathie, dies zärtliche Gefühl,
Dem Niemand sich entzieht, nichts als ein Fibern-Spiel?

„Sophie“ war ihrem „Alzest“ — so nannte sich Goethe — untreu geworden und nun dem elenden „Söller“ verfallen; aber Alzest zweifelt nicht, daß die ehemals Geliebte ihn so wenig vergessen konnte, wie er sie. Er sucht eine Zusammenkunft mit ihr; er erinnert sie an die Vergangenheit: in eben dem Zimmer, wo sie jetzt stehen, hat sie vor Jahren sich zum ersten Mal an seine Brust geschmiegt.

Ein schöner Abend war's; ich werd' ihn nie vergessen:
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermessen.
Mit Zittern botst du mir die heißen Lippen dar.
Mein Herze fühlt es noch, wie sehr ich glücklich war!
Da hattest du nicht Zeit, was sonst als mich zu denken,
Und jetzo willst du mir nicht eine Stunde schenken?
Du siehst, ich suche dich! Du siehst, ich bin betrübt!
Geh nur, du falsches Herz, du hast mich nie geliebt!

Was könnte „Sophie" dann erwidern? Etwa Dies:

Ich bin geplagt genug: willst du mich auch noch plagen?
Sophie dich nicht geliebt? Alzest, Das darfst du sagen?
Du warst mein ganzer Wunsch, du warst mein höchstes Gut,
Für dich schlug dieses Herz, dir wallte dieses Blut!
Und dieses Herz, mein Freund, das du einst ganz besessen,
Kann nicht unglücklich sein; es kann dich nicht vergessen.
Die Liebe widersteht der Zeit, die Alles raubt:
Man hat nie recht geliebt, wenn man sie endlich glaubt.

Wenn aber die Beiden sich noch lieben, wenn Sophiens Ehemann ein Lump ist, der seine Rechte längst verwirkt hat, darf nicht Alcest an seine Stelle treten, und wird Sophie ihm lange widerstreben?

Hier stehen wir wieder vor der Frage, wieviel es mit unsern Sittengesetzen auf sich habe. Nach strenger Anschauung sind Alzest und Sophie schuldig, wenn ihre vormalige Liebe wieder erwacht und sie dann nicht sogleich die Flucht ergreifen. Gut, aber sind denn die andern Leute unschuldig? Der zwanzigjährige Dichter dachte sich seine Fabel weiter aus; er fügte zu den beiden Liebenden und dem Gatten, der zwischen ihnen steht, noch Sophiens Vater hinzu und schrieb ihm dieselbe tolle Neugier zu, wie Lessing seinen Gastwirten in der ‚Minna' und ‚Sarah'. Goethe läßt nun seine Figuren bei nächtlicher Weile Einen nach dem Andern in das Zimmer des abwesenden Alzest sich einschleichen: Söller um zu stehlen; seinen Schwiegervater, um einen Brief zu lesen, den Alzest gestern erhalten hat; Sophie, weil Alzest sie um eine vertrauliche Zwiesprache gebeten hat, und schließlich Alzest zum Alleinsein mit Sophien. So entstehen die komischsten Szenen und allerlei Mißverständnisse. Man

steht, wie Goethe nun am Possenspiel dieselbe Künstlerfreude genießt wie etwa Molière und andere französische Komödianten. In hellem Gelächter vertreibt er jeden Gedanken an den Ernst, der hinter den komischen Vorgängen lauert.

Leider müssen die Theaterstücke aber auch einen Schluß haben und damit eine „Moral." Was kam nun bei diesen Szenen für das Tugendkapitel heraus? Unter den vier Personen ist Söller ein Lump und Verbrecher; der Wirt hat sich nur durch eine lächerliche Schwäche bloßgestellt; Alzest und Sophie sind gemischt aus Edelsinn und Fehlern, aber das Bessere überwiegt in ihnen. Also wir Menschen sind nicht in gleichem Maße schlecht und schuldig; wir alle haben jedoch Ursache, an unsere eigenen Sünden zu denken, wenn ein offenbarer Schurke vor uns steht. ‚Die Mitschuldigen' nannte deshalb Goethe sein Stückchen.

Er bot es dem Buchhändler Fleischer an; Dieser lehnte aber den Verlag ab. An ein Theater wandte sich Goethe nicht, obwohl das Stückchen durchaus für die Bühne gedacht und gemacht war. Ihm konnte es ja auch nicht verborgen bleiben, was die Leser des sonst so wohl gelungenen kleinen Werkes allemal peinlich berührte: der dunkle moralische Untergrund des Possenspiels. Man darf den Menschen wohl lachenden Mundes deutlich machen, wie sehr wir alle auf Nachsicht und Verzeihung angewiesen sind; aber daß wir in unserer Gesellschaft auch einen durchaus ehrlosen Gesellen als unseren „Mitschuldigen" beibehalten sollen, statt ihn durch einen Tritt ins Freie zu befördern, Das will uns nicht in den Sinn. Sollte diese Lehre aber

wahr sein, so könnte sie jedenfalls nicht in einem Possenstückchen begründet werden.

Mit seinen Liedern hatte der junge Dichter etwas mehr Glück. Sein Freund Breitkopf fuhr fort, sie in Musik zu setzen, und Goethe sammelte die Texte und Melodien in sauberen Abschriften. Eine solche kleine Sammlung schickte er an Friederike Oeser:

Lieder
mit Melodien
Mademoiselle
Friederiken Oeser
gewiedmet
von
Goethen

Der Tonsetzer aber wollte als Sohn eines Notendruckers seine Melodien auch gern gedruckt sehen. Im Sommer 1769 ließ Breitkopf zwanzig davon drucken; am 3ten Oktober kamen sie heraus, jedoch schon mit der Jahreszahl 1770.

NEUE LIEDER

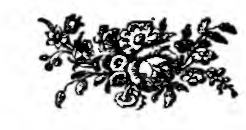
IN

MELODIEN

GESETZT

VON

BERNHARD THEODOR BREITKOPF.



LEIPZIG,
BEY BERNHARD CHRISTOPH BREITKOPF UND SOHN.
1770.

Hiller zeigte die Neuheit in einer kleinen Zeitschrift an, rühmte Herrn Breitkopf und hob auch hervor, daß es dem ungenannten Verfasser der Texte „keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart fehle.“ Mit diesen Worten ward Goethe — vorläufig noch ohne seinen Namen — in die gelehrte Welt eingeführt, wie man sich damals ausdrückte. Das Heft hatte das Schicksal der allermeisten Druckhefte: Wenige beachteten es, und auch sie vergaßen es bald.

Horn beendigte ein halbes Jahr nach Goethe seine Studienzeit in Leipzig; am 2ten April (1769) zeigte sich der lustige Freund wieder in Frankfurt. „Hier im Reiche ist es gar nicht auszuhalten“ schrieb auch er nun sogleich an Schönkopfs; „die Leute sind so stipide, als man es sich nur vorstellen kann .... Die Mädchen! o Die sind hier ganz unerträglich! Sehr stolz und ohne allen Menschenverstand.“ Selbst seinen in Leipzig gebildeten Gefährten konnte er von der Verdammnis nicht ausnehmen. „Goethe läßt Sie grüßen, Mamsell. Er sieht immer noch ungesund aus und ist sehr stipide geworden. Die Reichsluft hat ihn schon recht angesteckt.“ Und er plaudert weiter, daß ihm in der Vaterstadt die Zeit recht lang werde. „Goethe spricht, ich sollte mich hängen! Aber hier mag ich nicht. Wenn ich klug gewesen wäre, hätte ich mich in Leipzig hängen sollen.“

Durch Horn hörte Goethe viel Neues von Leipzig, besonders auch von Breitkopfs und Schönkopfs, bei

denen auch Horn ganz wie zuhause gelebt hatte. Seine Konstanze war ihm noch treu; sie mußten noch auf Jahre hinaus ihre Heiratsabsicht vor den Eltern geheim halten; aber die jungen Leutchen wollten ausharren. Der Schwarzseher Goethe spottete und glaubte nicht an die Dauer der guten Vorsätze; beneiden konnte man den guten Horn aber doch, daß ihm der Wankelmut der Mädchen noch nicht zur Gewißheit geworden war.

Er . . . hat recht; es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich als ein verlassener; der Erste hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß; der Andre — ja, der Andre! Wer einmal gefühlt hat, was Das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, Der mag nicht gern daran denken.

Das schrieb er an Käthchen, als er Ende Mai ihre Verlobung erfahren hatte. Aus Horns Andeutungen wußte er, daß ein vortrefflicher Bewerber viel bei Schönkopfs ein- und ausgehe; jetzt hatte das Mädchen an Horn gemeldet, daß sie Braut sei; er möge es auch an seinen Freund weiter sagen. Für Diesen mußte es eine Pein sein, sich dies Mädchen in den Armen eines Andern zu denken; jetzt kam noch hinzu, daß dieser Andere gerade ein junger Jurist, Dr. Kanne, war. Also hätte doch wohl auch der künftige Dr. juris Goethe sich mit der Tochter des Weinschänken verloben können. Der glückliche Nebenbuhler hatte vor ihm den Vorzug, fünf Jahre älter und demnächst heiratsfähig zu sein: Das war der Vorteil, den Käthchen durch ihre Ablösung von ihm erlangt hatte.

Aber er war ja ein „Mitschuldiger." Hatte er es

nicht durch sein oft so unleidliches Betragen selber bewirkt, daß sie ihr Herz von ihm abwandte? „Wenn ich in Leipzig wäre“ schrieb er jetzt an Dr. Kannes Braut, „da säße ich bei Ihnen und machte ein Gesicht — wie Sie sich dergleichen Spektakel noch erinnern können. Doch nein! Wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben! O könnte ich doch die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheuter sein.“

Die neue Braut antwortete ihm herzlich; sie bedauerte ihn, zumal da sie wieder einmal über seine Gesundheit schlimmen Bericht bekommen hatte. Sie wollte ihn auch gern als treuen, gefälligen Freund festhalten und beschäftigte ihn nach wie vor mit Aufträgen und kleinen Wünschen. Er verschwieg aber auch in seinen folgenden Briefen nicht, wie zwiespältig seine Gefühle über ihr bräutliches Glück seien. Sie wird nächstens Frau Doktor C. heißen, sagte er sich und auch ihr warum nicht Frau Doktor G.? Oder er vertrieb die Wehmut mit Galgenhumor und schalt auf den Hanswurst Horn und seine Konstanze:

Stenzel liebt noch den Riepel, den Pegauer, zum Sterben! Mir kömmt es einfältig vor und ärgerlich: Sie können sich denken, warum. „Die Trauben sind sauer“ sagte der Fuchs ....

Nun Käthchen, es sieht doch aus, als wenn Sie mich nicht möchten: freien Sie mir eine von Ihren Freundinnen, die Ihnen am ähnlichsten ist! Denn was soll das Herumfahren? In zwei Jahren bin ich wieder da. Und hernach? Ich habe ein Haus, ich habe Geld: Herz, was begehrst du? Eine Frau!

Adieu, liebe Freundin. Heute war ich einmal lustig.

Mit den Frankfurter Mädchen vertrug er sich denn doch auch mit der Zeit wieder besser. Die treue Liebe seiner Schwester empfand er in kranken Tagen noch mehr als in gesunden; er war ihr Vertrauter, gegen den sie sich über den Vater beklagen oder über ihre erste Liebe — zu dem Engländer Harry Lupton — aussprechen konnte. Der Vater war durchaus gütig und freigebig gegen sie; er gönnte ihr alle Vergnügungen ihres Alters, aber die Jugend fühlt sich immer eingeengt von solchen alten Aufsehern und Ratgebern. Dieser jungen Person aber war es nicht wohl in ihrer Haut: Kornelie sah selber, daß sie bei sonst gutem Wuchse nicht einmal jene mittlere Schönheit oder Anmut erreichte, die den Mädchen in ihrer Jugendblüte eigen zu sein pflegt. Ihr Spiegel machte sie oft unglücklich. Ach, dachte sie, wenn ich doch nur den zwanzigsten Teil der Vorzüge hätte, durch die sich Miß Byron in Richardsons Roman auszeichnet! „Ich wäre zu tadeln, wenn ich eine große Schönheit zu sein begehrte. Allein ein wenig Feinheit in den Zügen, ein reiner Teint und jene sanfte Grazie, die auf den ersten Blick bezaubert: Das wäre Alles! Aber ich habe es nicht und werde es nie haben, was ich auch tue und wünsche. Also ist's am besten, wenn ich meinen Geist bilde und mich bemühe, wenigstens von dieser Seite aus erträglich zu sein". Und ein andermal: „Mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich täglich häßlicher werde." Dies Bewußtsein oder diese Einbildung quälte sie besonders, wenn sie vor neue Menschen treten sollte, etwa vor einen Fremden, den ihr Bruder mit ins Haus brachte. Weichlich und kränklich, wie sie war, fühlte sie sich fast

ohnmächtig, sobald sie in das Gesellschaftszimmer treten, von den Augen dieses neuen Mannes sich prüfen lassen sollte; sie suchte auch wohl an der dunkelsten Stelle Platz zu nehmen, wo ihr Gesicht von den Kerzen nur halb beleuchtet wurde, denn ihrer Gestalt hatte sie sich gar nicht zu schämen. Hitze und Totenkälte spürte sie auf ihrer Haut wechseln. Sie sagte sich dann selber, daß sie eine dumme Figur mache, und fürchtete, aus einer Verlegenheit in die andere zu fallen. Wenn man sie zum Klavierspiel aufforderte, fühlte sie sich etwas freier. Manchmal suchte sie sich einzureden, daß Reizlosigkeit ein Glück sei. So viele Mädchen geraten durch ihre schöne Larve in Versuchungen, ins Verderben oder entarten innerlich. Aber sie konnte sich doch der Überzeugung nicht erwehren, daß äußere Anmut durchaus notwendig zum Lebensglück einer Frau sei.

Und deshalb, glaube ich, kann ich nie glücklich werden. Es ist zu erwarten, daß ich nicht immer ledig bleibe, und es wäre auch lächerlich, sich Das vorzunehmen. Obwohl ich schon lange alle Romanträume vom Heiraten aufgegeben habe, so konnte ich doch nie eine hohe Idee von ehelicher Liebe in mir auslöschen, und nur diese Liebe kann eine Verbindung glücklich gestalten. Wie kann ich aber eine Seligkeit anstreben, da ich keinen Reiz besitze, der Zärtlichkeit hervorruft? Werde ich einen Gatten heiraten, den ich nicht liebe? Der Gedanke läßt mich zittern, und doch bleibt mir nichts Andres übrig, denn wo soll man einen liebenswerten Mann finden, der mich wählte?[1])

---

[1]) Alle diese Stellen in einem geheimen Tagebuche für Katharina Fabricius sind in der Urschrift französisch. Kornelia machte darin viele Fehler, aber es war offenbar ihre gewohnte Schriftsprache.

Junge Mädchen pflegen es nicht übel zu nehmen, wenn ihre Freundin minder gut aussieht als sie. Kornelia hatte jetzt unter anderem Verkehr eine feste Gesellschaft von etwa sechs Bürgertöchtern, mit denen sie Montags zusammenkam; jeden zweiten Montag wurde eifrig musiziert — zuweilen war eine Art Kapellmeister dabei — und die Woche darauf dann nur geplaudert. Zu dem Bunde gehörten drei Töchter des Kaufmanns Gerock: Antoinette, Charlotte und Katharina, ferner Katharina und Franziska Crespel, Töchter eines Juwelenhändlers, eine Jungfer Melchior und Elisabeth Bethmann, die in Frankfurt bei einem Oheim lebte; ihr Vater war ein Handelsherr zu Bordeaux. Auch Wolfgang kannte diese Jungfern alle von Kind auf — eine der Gerocks war sogar seine Milchschwester bei derselben Amme gewesen — und er vertrieb sich gern eine Stunde mit ihnen. „Ich habe ein halb Dutzend englische Mädchen, die ich oft sehe" schreibt er im August 1769 an den jüngeren Breitkopf; „es sind angenehme Kreaturen und machen mir das Leben ungemein angenehm." In einem andern Frankfurter Briefe aus jener Zeit lesen wir, daß „Madlle Göthé" öfters mit den Schwestern Crespel spazieren gehe, „wobei sich ihr Herr Bruder auch befindet." Übrigens hörte sich Kornelie lieber Miß Göthe nennen und gab auch ihren Freundinnen diesen Ehrentitel. Ihre Schwärmerei für alles Englische war grenzenlos.

Lisette Runkel kam als Freundin kaum mehr in Frage; sie strahlte jetzt als erfolgreiche Schönheit, als siebzehnjährige Prinzessin von Habenichts, und hatte einen sehr reichen, wenn auch ältlichen Bewerber. Der

kranke und lehrhafte Student Goethe paßte nicht in ihren vergnügten Kreis.

Die Mutter dieses kränkelnden Jünglings hielt sich schon längere Jahre zu einer Gruppe von Frommen, deren Gefühl in der Kirche nicht satt wurde, die sich aber auch nicht von der Kirche loslösen mochten. Man konnte sie als halbe Herrnhuter bezeichnen. Einige von ihnen erinnerten sich noch des Grafen Zinzendorf, der sich längere Zeit in Frankfurt aufgehalten und einst mit dem Senior Fresenius die geistlichen Waffen gekreuzt hatte; sie hielten nun mit Zinzendorfs Nachfolgern mancherlei Verbindung, und einige Male schien es, als ob sich eine Frankfurter Brüdergemeinde bilden wolle; aber schließlich blieben sie doch nur Freunde der Herrnhuter. Sogar ein Pfarrer, Claus, und eine Pfarrersfrau, die Griesbachin, gehörten zu dieser geistlichen Verwandtschaft; eine Zeitlang hatte ein norddeutscher Adliger, ein Herr v. Bülow aus Scharbow in Mecklenburg, ihre Führung gehabt; nachher war ihr Zusammenhalt geringer.

Als die stärkste Persönlichkeit in dieser Gruppe wirkte Fräulein Susanna v. Klettenberg. Etwa fünfundvierzig Jahre alt, lebte sie jetzt, nachdem ihre nächsten Angehörigen gestorben waren, mit ihrer Bedienung allein in einem großen, wohlgelegenen Hause; ihr Vermögen reichte für ein eingeschränktes und doch vornehmes Dasein gerade aus. In ihrer besten Jugend war sie mit dem jetzigen Schöffen v. Ohlenschlager verlobt gewesen; zur Hochzeit waren die Beiden nicht fortgeschritten, weil

die Braut allzu geistlich und der Bräutigam allzu weltlich zu leben gedachte. Später war Susannas Christentum immer noch fester und eigenartiger geworden, so daß sie zu einem engsten Bande mit einem Manne kaum mehr fähig gewesen wäre. Als die Herrnhuter ihrer sicher zu sein glaubten, bestimmten sie ihr bereits einen Gatten, und der dazu auserwählte Bruder v. Wobeser wartete schon auf die nie gesehene Braut; aber Susanne v. Klettenberg hatte unterdessen eine Anstalt der Brüdergemeinde, im nahen Marienborn, kennen gelernt, und da ihr die Menschen dort nur halb gefielen, zog sie vor, ihre völlige religiöse und persönliche Freiheit zu behalten. Vielleicht war sie in der Jugend schön gewesen; jetzt sah man es ihr nicht mehr an; sie hatte schwere Krankheiten überstanden und kränkelte immer noch. Gekleidet ging sie fast wie eine Herrnhuterin.

Von großer Bedeutung für ihre geistige Entwicklung war eine innige Freundschaft gewesen, in der sie eine Reihe von Jahren mit einem bedeutenden Manne lebte: ohne diese Gunst des Schicksals hätte das Fräulein vielleicht ein altjüngferliches Wesen angenommen und ihr Gesichtskreis wäre enger geblieben. Dieser Freund, der Jurist und Staatsmann Karl Friedrich v. Moser, ein Sohn des wackeren schwäbischen Rechtsverteidigers Johann Jakob Moser, wohnte von 1751—66 in Frankfurt als rechtskundiger Geschäftsträger einzelner Linien der hessischen Fürstenfamilie; er wirkte aber auch, wie sein Vater, als deutscher Schriftsteller. Als ein unerschrockener Mann kämpfte er gegen alle staatlichen und sittlichen Mißbräuche der Zeit; besonders merkwürdig

war seine Liebe zum deutschen Vaterlande und sein Glaube an das deutsche Volk. Auch er war pietistisch fromm und stand der Brüdergemeinde schon von seinen Eltern her nahe, ohne ihr jedoch beizutreten. Mit Susanna v. Klettenberg fühlte er sich in den Hauptsachen und Grundsätzen so einig, daß sie gemeinsam ein Buch sittlicher Betrachtungen über das Thema ‚Der Christ in der Freundschaft' verfaßten; fünf Aufsätze darin waren von Moser, fünf von Susanna und zwei von ihrer jüngeren Schwester Magdalena. Etwa sechs Jahre dauerte dies Verhältnis des verheirateten Mannes mit dem frommen Fräulein: man konnte es ein zärtliches, geschwisterliches nennen; sie kamen wohl auch in Versuchung, die Grenze zu überschreiten. Dann entstand eine Entfremdung zwischen ihnen; vielleicht waren sie beide zu selbständig und die Dame sogar ein wenig herrschsüchtig.

Mit der Rätin Göthe war die Fräulein v. Klettenberg weitläufig verwandt und ziemlich nahe befreundet. Als nun deren Sohn in die Krankenstube eingesperrt wurde, trug auch die Klettenberg große Sorge um seine Genesung. Sie verstand viel von Krankheiten — ihr Vater war Arzt gewesen — und konnte gerade jetzt mitreden, denn sie hatte im vorigen Jahre fast an demselben Übel (Blutspeien, Husten und drohender Auszehrung) krank gelegen. Ihre Genesung ward wie ein Wunder betrachtet; man verdankte es dem Dr. Metz, auch einem frommen Liebhaber der höheren Geheimnisse. Diesen Arzt, der sich erst wenige Jahre in Frankfurt aufhielt, mußten nun auch die Götheschen Freunde brauchen. Wolfgang unterredete sich gern mit ihm;

als ein „unerklärlicher, schlau blickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann“ blieb er ihm in der Erinnerung. Auch der Chirurg, der sich an seiner Halsgeschwulst bemühte, gehörte zu der frommen Gemeinschaft. Viel mehr als diese Männer aber mußte Fräulein v. Klettenberg die Gedanken des einsamen Kranken oder Genesenden beschäftigen. Wenn er schwächlich blieb und nur noch auf eine kurze Lebenszeit rechnen konnte: sie war schon längst im selben Falle, und ihrer Heiterkeit konnte die Todesnähe nichts anhaben. Bei ihr war es kein Galgenhumor, sondern echte, dauernde Heiterkeit. Und ihre Weltverachtung war auch nicht die philosophische und jugendliche ihres neuen Freundes Goethe, sondern die christliche, die mit dem Bewußtsein verbunden ist, daß wir die Erben und Mitbesitzer der himmlischen Güter sind. Auch war dies Fräulein für Goethe — ähnlich wie einst der Herr v. Thoranc — eine erste Offenbarung des wahren Adels: nicht, um etwas Besseres zu sein, hielt sie sich von allem Gemeinen fern, sondern weil sie etwas Besseres war. Sie brauchte sich nicht sonderlich zu bemühen, ihr Inneres rein zu erhalten, denn Alles, was die gewöhnlichen Menschen befleckt, spritzte nicht bis zu ihr hinauf oder glitt von ihr ab. Allerdings war das Nachdenken über sittliche Erfahrungen fast ihre liebste Beschäftigung, aber Das war nicht, wie bei so vielen andern Frommen, ein ängstliches Ringen mit dem Satan und auch, wenn sie auf die Mitmenschen blickte, keine pedantische Sittenrichterei. Die soziale Moral lag ihr fern, wie dem Zeitalter überhaupt alles Soziale fern lag; sie fragte nicht, welche Gewohnheiten oder Hand-

lungen wir, die Gesellschaft oder der Staatsverein, ausrotten oder ermuntern müssen, damit das Volk, unser Volk, heute und in Zukunft gedeihe; ihre sittliche Frage lautete einfach: Was bekommt und was schadet mir? Genau wie die meisten Menschen das ihrer leiblichen Gesundheit Förderliche vom Schädlichen zu unterscheiden besorgt sind, behütete und pflegte sie ihre Seele. Und als ein adliger, freier Mensch war sie liberal: mögen die Andern nach ihrer eigenen Erkenntnis handeln, wenn sie nur mir nicht in den Weg treten! Mein Gewissen ist meine Gottesstimme, aber auch nur die meinige. Ich entscheide nicht, ob es überhaupt gut sei, in Gesellschaften zu gehen, Wein zu trinken, Karten zu spielen, zu tanzen; ich frage nur, wie die mir eigentümliche Seele dabei fährt. Die Ehe ist eine von Gott gewollte Einrichtung: daran zweifelte Susanna v. Klettenberg keinen Augenblick; ihr aber war die Tür nur zu solchen Ehen aufgetan worden, in denen ihr Bestes eingeschränkt und gelähmt worden wäre; also hatte sie nicht heiraten dürfen. Wie aber können wir wissen, was unserer Seele frommt? Diese Kenntnis zu erlangen, wird uns nicht allzu schwer werden, wenn wir unser Inneres so fleißig beobachten, wie die meisten Menschen ihre leiblichen Zustände. Fräulein v. Klettenberg hatte aber ihren besonderen Prüfstein: Alles war ihr verboten, was sie von Gott zu entfernen und das Bild ihres Heilands zu verdunkeln schien. Das zu erkennen, erfordert freilich auch wieder eine beständige Aufmerksamkeit auf die Seele.

Wir wissen, daß der junge Goethe gern „moralisierte;" da mußte jetzt wohl diese erfahrene, vornehme,

heilige Lehrerin Gewalt über ihn gewinnen. Auch sagte ihm ihre zugleich liberale und aristokratische Art zu. Wer gehörte nicht gern zu den Edleren! Laßt die groben Mitläufer des Haufens sich mit einander behagen: wir Zarteren gehen unseren abseitigen Pfad. Unser Adel verpflichtet uns zur höheren Leistung. Ob man sich vom Kartenspiel ausschließen dürfe oder solle, ward Goethe von einem Freunde gefragt; seine Antwort klang jetzt ebenso liberal wie fromm, sozusagen goethisch-klettenbergisch:

Wenn Sie es für eine Sünde halten, so spielen Sie nicht. Warum wollten Sie törig sein und Ihr Gewissen andern Leuten zu Gefallen beschweren? Aber ich wünschte nicht, daß Sie eine Religionssache daraus machten und sagten: „Ich tu es nicht, weil ich's für Sünde halte." Und noch weniger wünschte ich, daß Sie Jemanden, der gerne spielt, abhalten und denen Leuten beweisen wollten, es sei Sünde. Wer spielen will, Den lassen Sie spielen; aber Sie, lassen Sie's sein. Wenn man Sie nötigt, so sagen Sie: „Ich spiele nicht." Wenn man fragt: „Warum?", so sagen Sie: „Weil ich keinen Gefallen dran habe." Sagen die Leute: „Das ist Grille!", so antworten Sie mit einem großen Philosophen: „Gut! es sei Grille: habt ihr etwa keine?" Und wenn man Sie fragt: „Was halten Sie von dem Spiel?" so können Sie sagen: „Ich spiele nicht; was ich davon halte, kann sehr einerlei sein; meine Meinung wird zur Entscheidung des Streits nicht beitragen." Und helfen Sie sich durch, wenn Sie können. Denn es ist aus tausend Ursachen gut, gewisse Kleinigkeiten nicht nach den Grundsätzen der Religion, besonders öffentlich, zu beurteilen.[1])

Schwieriger mußte es für den Jüngling und das

---

[1]) Aus einem Briefentwurf für Augustin Trapp, Ende Juli 1770.

ältliche Fräulein sein, sich auf dem eigentlichen religiösen Gebiete zu verständigen. Goethe hatte in den letzten Jahren gar keinen Anteil am Christentume bewiesen; die Klettenberg dagegen war im höchsten Maße christlich-gläubig. Wenn sie Verse schrieb, so wurde ihre Sprache ganz herrnhutisch:

Liebes Lamm, du kennst dies Herze,
Das vor deinem Kreuze liegt,
Wie es sich auch bei dem Schmerze
Nur zu deinen Füßen schmiegt.
Ich weiß nichts als von Erbarmen;
Gnade ist mein Element;
Alsdann kann ein Herz erwarmen,
Wenn dein Blut es überschwemmt.

Drum schließ' ich mich in die Ritzen
Deiner offnen Seit' hinein:
Kann ich hier nur ruhig sitzen
Als dein liebes Täubelein,
So bin ich recht wohl geborgen!
Ich bin dein, so wie ich bin,
Und leg alle meine Sorgen
Auf dein eignes Herze hin.

Der Umgang mit ihrem Freund und Heiland Christus war die tägliche Nahrung dieser frommen Seele; aber sie hatte sich längst darein gefunden, daß nur Wenige dies Bedürfnis fühlen und dieses Glückes teilhaftig werden. Sie selber war ohne ihr Verdienst vom lieben Herrn erwählt worden, ganz wie im Märchen eine Magd von einem schönen Prinzen aus der Niedrigkeit erhoben wird. Ihr geziemte es, milde zu sein gegen die Anfänger, die auf Gottes Wegen noch die ersten Schritte tun. Für einen solchen Anfänger hielt sie ihren

jungen Freund Goethe. Seine schwere Krankheit hatte ihn ernst gestimmt; sein Geist war rege und unbefriedigt; den Unwert der irdischen Dinge und der menschlichen Tugenden erkannte er bereits; sie zweifelte nicht, daß der Heiland auch diesen Suchenden an seine Brust ziehen werde. Aber Geduld mußte man mit ihm haben.

Zu jener Zeit weigerten sich nur wenige starke Geister, die christlichen Heilswahrheiten anzuerkennen; vom Studenten Goethe wüßten wir nicht zu sagen, ob der Zweifel, der Unglaube schon Macht über ihn gewonnen hatte. Auch er bekam kaum Gelegenheit oder Anlaß, sich mit den Beweisgründen gegen die biblische Offenbarung zu beschäftigen. Dagegen hatte er es beständig mit den sittlichen Fragen zu tun; er strebte nach seiner sittlichen Läuterung; deshalb konnte seine Freundin auch nicht zweifeln, daß die Gnade des Heilands ihm entgegen gehen werde. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Die Beiden sprachen sich also auch über religiöse Dinge friedlich aus. Die Dame konnte dem Studenten viel von andern frommen Leuten, von kirchlichen Ereignissen u. dgl. erzählen, zum Beispiel auch vom Grafen Zinzendorf, den er aus ihren Berichten lieben lernte. Er las um diese Zeit ein sehr lehrreiches Werk: die ‚unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie' von Gottfried Arnold, in Frankfurt zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen. Auch daraus konnte er die Überzeugung gewinnen, daß die Kirchen nur als weltliche Mißgestalten des Christentums anzusehen sind: die echte Frömmigkeit ist bei den Abgesonderten, wo nicht bei den Ketzern zu suchen. Mit solchen abgesonderten Christen bekam er

jetzt auch noch mehreren Umgang; besonders nahe stand ihm der Legationsrat Moritz, ein Bruder des Kanzleidirektors, der früher in seinem Vaterhause gewohnt hatte. Von Moritz ließ er sich sogar zu einer Synode der Brüdergemeinde in Marienborn mitnehmen, um die Herrnhuter in ihrem eigensten Wesen zu sehen. Es war am 21sten und 22sten September 1769; 129 Brüder und 34 Schwestern waren dort versammelt, um über die Ausbreitung ihres Werkes zu beraten. Unter den elf Gästen, denen sie Zutritt gewährten, verzeichneten sie also auch „den jungen Herrn Jedde" oder auf einem andern Blatte „Herrn Rath Gothis aus Frankfurt Sohn." Goethe freute sich, hier eine christliche Gemeinschaft noch in ihrem apostolischen Zeitalter zu beobachten, denn durch ihre Verhandlungen erklang beständig das Wort des Erlösers: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden!" Er fühlte sich wohl unter ihnen und wäre nicht unzufrieden gewesen, wenn man ihn bereits als einen zukünftigen Bruder begrüßt hätte.

Mit vielen frommen Christen hatte Susanna v. Klettenberg Das gemein, daß sie auch außerhalb der biblischen Überlieferungen noch das Wunderbare suchte; Christus allein löschte ihren Durst nach dem Mystischen nicht so völlig, wie sie selber versicherte. Für solche Mystiker hatte damals unter allen Wissenschaften die Chemie den allergrößten Reiz. Sie stand noch in den Anfängen, so daß der Schüler rasch dahin gelangte, wo der Meister stand, und dann hoffen durfte, selb-

ständig durch Grübeln und allerlei Versuche neue Funde zu machen. Freilich war das bisherige Wissen auch wieder sehr schwer zu erlangen, da die meisten Eingeweihten ihre besten Kenntnisse geheim hielten und selbst dann sie geheim zu halten schienen, wenn sie in Büchern lehrend auftraten; sie sprachen sich nur dunkel, zweideutig, ja absichtlich irreführend aus, so daß der Leser gleichsam noch den Schlüssel suchen mußte, der ihm das Buch aufschloß, dessen Seiten doch offen vor ihm lagen. Allerlei Wunderbares lernte er trotzdem, wenn er sich die Mühe nicht verdrießen ließ.

Die Ziele aller dieser Liebhaber-Chemiker waren sehr hohe; sie wollten gemeinere Stoffe in Gold verwandeln oder sie wollten eine Wundermedizin, ein Lebens-Elixir entdecken. Einigen war es wohl auch um die Grundgesetze der Natur zu tun; sie fragten, „was die Welt im Innersten zusammenhält", und wollten „alle Wirkenskraft und Samen" gern sich deutlich machen. In der Regel aber war der Alchemist ein Mann, der praktische Zwecke verfolgte,

> Der, in Gesellschaft von Adepten,
> Sich in die schwarze Küche schloß
> Und nach unendlichen Rezepten
> Das Widrige zusammengoß.
> Da ward ein „roter Leu", ein „kühner Freier",
> Im „lauen Bad" der „Lilie" vermählt
> Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
> Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
> Erschien darauf mit bunten Farben
> Die „junge Königin" im Glas:
> Hier war die Arzenei . . .[1])

[1]) Faust V. 1039 ff.

Unter den Vorfahren der Klettenberg war ein berühmter oder berüchtigter Alchemist gewesen, der einen Herzog von Weimar und auch den berühmten König August von Polen um viel Geld gebracht hatte und schließlich wegen seiner Schwindeleien enthauptet worden war. Auch Susanna hatte ihre Freude an dergleichen Versuchen — die Vorkenntnisse verdankte sie ihrem Vater — und jetzt war sie besonders darauf aus, eine Wunder wirkende Medizin, die ihr Freund Dr. Metz kannte, zuweilen anwandte, aber nie völlig preisgab, selber zu entdecken. Goethe ließ sich von ihrem Eifer gern anstecken; auch er schaffte sich das Nötigste an Geräten und Chemikalien an und begann nun zu mischen und zu kochen und zu beobachten, was dabei herauskam. Dazwischen suchte er in das Verständnis der alten Alchemisten lesend einzudringen. Wenigstens ein Jahr lang trieb er diese Unterhaltung, und noch im August 1770 schrieb er der gleichgesinnten Freundin: „Die Chymie ist noch immer meine heimlich Geliebte."

Einige Monate vorher hatte er aber auch dem Dr. Hermann in Leipzig berichtet: „Malerei und Musik und was Kunst heißt, ist noch immer meinem Herzen so nah als ehemals." Auch über das Zeichnen und Malen konnte er sich mit der Klettenberg aussprechen, denn sie betrieb es gleichfalls. „Schöne Köpfe" machte er auch oft seiner Schwester zu Liebe.

Und die Jurisprudenz? Selbst dafür scheint noch Zeit übrig geblieben zu sein. Mitten in Wolfgangs kränksten Wochen suchte sich der Vater an Zukunfts-

plänen für ihn aufzurichten, und der Sohn hatte nichts dawider. Zu Hause sollte er sich neue Kräfte sammeln und an den Büchern der väterlichen Bibliothek sein Fachwissen vermehren; dann sollte er nach Straßburg übersiedeln, an der dortigen Akademie den Lizentiaten- oder Doktorgrad erwerben — man wußte, daß es dort den fremden Juristen sehr leicht gemacht wurde —, danach eine Reise ins eigentliche Frankreich antreten und sich einige Zeit in Paris aufhalten.

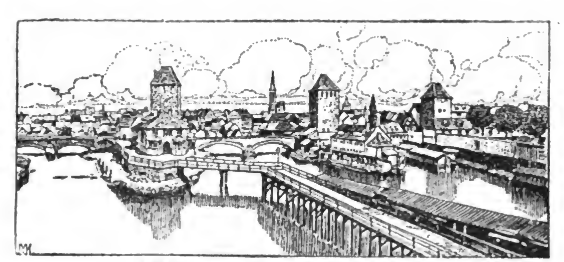
Kleinere Ausflüge dienten gleichsam zur Erprobung der neuen Kraft. Die beiden Tage in Marienborn sind schon erwähnt. Am 1ten November (1769) verzeichnet des Vaters Haushaltungsbuch 26 Gulden 31 Kreuzer für eine Reise des Sohnes nach Mannheim und am letzten Tage des Jahres 80 Gulden für eine Reise nach Worms.[1] Dort sah er die Jungfer Meixner wieder, unterredete sich mit ihrem Vetter Trapp und lernte die Jungfer Fabricius, die Brieffreundin seiner Schwester, von Angesicht kennen. Als diese Fahrt gut von statten gegangen war, bestimmte man die Übersiedlung nach Straßburg auf nächste Ostern.

Am 30sten oder 31sten März nahm Goethe von den Seinigen Abschied; Freund Horn begleitete ihn bis

[1]) Im ganzen berechnete Rat Göthe die Ausgaben für seinen Sohn in dieser Zeit (September 1768 bis März 1770) auf 593 Gulden. Erheblich waren die Krankheitskosten. Am 21sten Januar 1769 werden 17 Gulden für Arzneien gebucht, 78 Gulden 48 Kr. für den Dr. Metz und für den Chirurgen Crisp gar 96 Gulden.

Mainz; Dieser wollte in Gießen seinen Doktor machen und sich dann einige Zeit in Wetzlar aufhalten. „Bis dahin ist Goethe auch wieder hier“ schrieb er an Käthchen Schönkopf, „und hernach wollen wir uns in unserm Vaterlande zur Ruhe begeben und sehen, wo wir eine Frau herbringen. Und gibt es hier in Frankfurt keine, so reisen wir wieder nach Sachsen und holen uns eine.“





Straßburg, von den gedeckten Brücken aus

Sechzehntes Kapitel

In Straßburg

Vom Frühjahr zum Herbst 1770

Einer seiner frommen Freunde, Rat Moritz, hatte ihm ein Andachtsbuch mitgegeben; Goethe schlug es nach einer „Losung“ auf, als er in Straßburg anlangte, und der Spruch, der ihm wurde, versprach eine gute Zukunft. Es war Jesaias 54, 2 und 3:

Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung! Spare sein nicht! Dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest! Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken.

Also Lebensdauer, Kraft und Ausdehnung wurden ihm verheißen. Noch fühlte er sich nicht stark, aber schon wie ein Genesener. „Ich bin wieder Studiosus und habe nun, Gott sei Dank, soviel Gesundheit, als ich brauche“ berichtete er in einem seiner ersten Briefe, und ähnlich am Schlusse seines einundzwanzigsten Jahres: sein Körper sei just so gesund, um eine mäßige und

nötige Arbeit zu ertragen und um ihn bei Gelegenheit zu erinnern, daß er weder an Leib noch an Seele ein Riese sei.

An jede neue Stätte bringen wir auch an geistigem Vorrat ein Päckchen aus unserem letzten Aufenthaltsorte mit. In Leipzig hatte sich das junge Studentlein zuerst als ein junger Herr aus Frankfurt gefühlt; in Frankfurt urteilte er drei Jahre darauf wie ein verwöhnter Leipziger Schöngeist; nach Straßburg aber trug er seine in der Heimat neu gewonnene Frömmigkeit. Angeboren war ihm der Hang zum Moralisieren und Philosophieren, das Verlangen nach Erfahrung und Weisheit; nun war er auch ein Schüler im Christentum geworden. „Nicht daß ich's schon ergriffen habe" muß selbst ein Paulus bekennen, „oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte." Goethe sagte es in etwas leichterem Tone. „Wie ich war, so bin ich noch" schrieb er an seinen ehemaligen Stubennachbar in Leipzig, den Theologen Limprecht,

> nur daß ich mich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Draus folgt denn, daß ich auch etwas klüger bin und erfahren habe, was Das heißt: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang." Freilich singen wir erst das Hosianna „Dem, der da kommt." Schon gut! Auch Das ist Freude und Glück. Der König muß erst einziehen, eh er den Thron besteigt.

In einem andern Briefe sprach er ähnlich von Christus, „den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können." Sein Christentum war noch unfertig, aber es trug doch schon

Früchte. Obwohl er den „guten Werken" im Sinne Luthers mißtraute, feierte er doch den Charfreitag 1770 damit, daß er von seinem nach Straßburg mitgebrachten Gelde eine Summe an jenen armen und halbblinden Limprecht schickte. „Sie haben immer viel Last in der Welt gehabt" schrieb er dazu, „und noch zuletzt mit Ihren Augen und mir."

Nicht meine Krankheit mein' ich: Das war ein Liebesdienst, und Liebesdienste werden niemals sauer. Aber wenn ich mich erinnere, was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer [in Leipzig] war, so nimmt mich's Wunder, wie mich Jemand hat ertragen können.

Auch an dem köstlichsten Besitz der Frommen besaß er schon seinen Anteil: an der Ergebung in Gottes Willen. Er hatte ein herzliches Vertrauen zum Weltenlenker gefaßt und war fröhlich in der Demut.

Gegen unsern Herrgott sind wir doch arme Schelmen. Wir haben zu reden, und Er hat zu tun. Und wenn wir lange wählen: dahin oder dorthin — so nimmt Er uns beim Arme und führt uns den dritten Weg, an den wir gar nicht gedacht haben.

So schrieb er, als ihm sein Freund in Worms, Augustin Trapp, Fragen der Lebensführung vorgelegt hatte. Trapp wollte seine Meinung hören, ob er heiraten solle und was für ein Mädchen; auch auf diese Fragen wandte Goethe seine Lehre an, daß nicht unsere eigene Wahl, sondern die göttliche Leitung uns bestimmen muß.

Wer nicht wie Elieser[1]) mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kamele überlassen

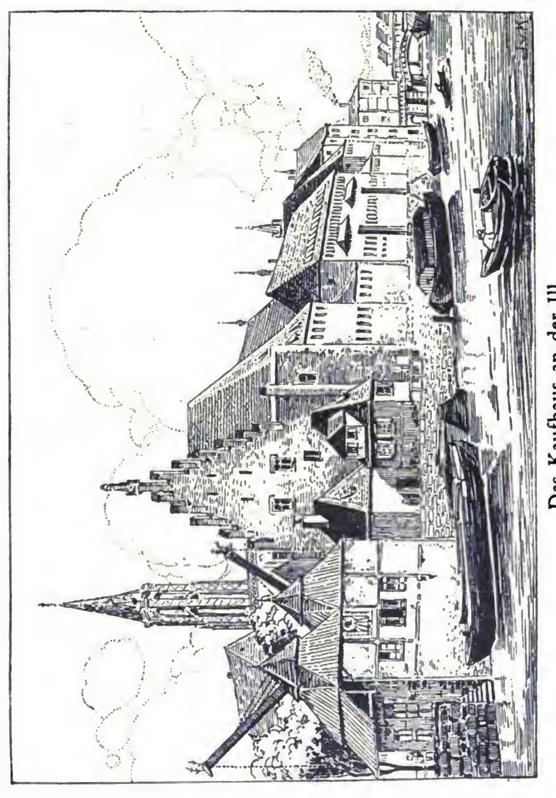
[1]) 1 Mose, 24. Kap.

kann. Der ist freilich übel dran; Dem ist nicht zu helfen. Denn wie wollte Dem zu raten sein, der sich von Gott nicht will raten lassen? . . .

Unsere Neigungen? Was wir tun sollen in Absicht auf sie? Narren sind sie, diese unreife Bewegungen unseres Herzens! Und Sie wissen ja, was geschieht, wenn man sich von solchen Kompagnons bei der Nase herumführen läßt.

Zu Gott hatte er auch deshalb jetzt ein kindliches Zutrauen, weil er Gottes Gnade und Güte eben erfahren hatte. „Es war eine Zeit, da mir die Welt so voll Dornen schien", aber „der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Mut und Freude sind wieder da."

Auch an den Heiland und Gottessohn richtete er zuweilen sein Gebet; aber noch konnte er ihn nicht so recht als seinen Erlöser verehren; noch fehlte es ihm am Schuldbewußtsein und Erlösungsbedürfnis. Er ging mit der christlichen Gemeinde in die Kirche und suchte fromme Leute auf, zu denen er von den Frankfurter Freunden Briefe mitbrachte. Aber als er zu ihnen mit seinem warmen Herzen und regen Geiste kam, fand er recht oft leere Köpfe und armselige Gemüter, die ihre Mitgift an Seelenkräften durch ihre Bekehrung zum Heiland ganz verbraucht zu haben schienen. Oder es waren Männer und Frauen, die das Geistliche und Weltliche in unangenehmer Weise vermischten, die sich zum Beispiel geistlich entrüsteten, wenn ein Hausgenosse in seiner Arbeit etwas verfehlte. Andere wieder hatten in ihr Christentum noch ihre ganz besonderen Ansichten oder Grillen oder Liebhabereien eingeflochten und sahen mitleidig oder ärgerlich auf Diejenigen, die sich nicht auch zu ihren Schrullen bekehren wollten.

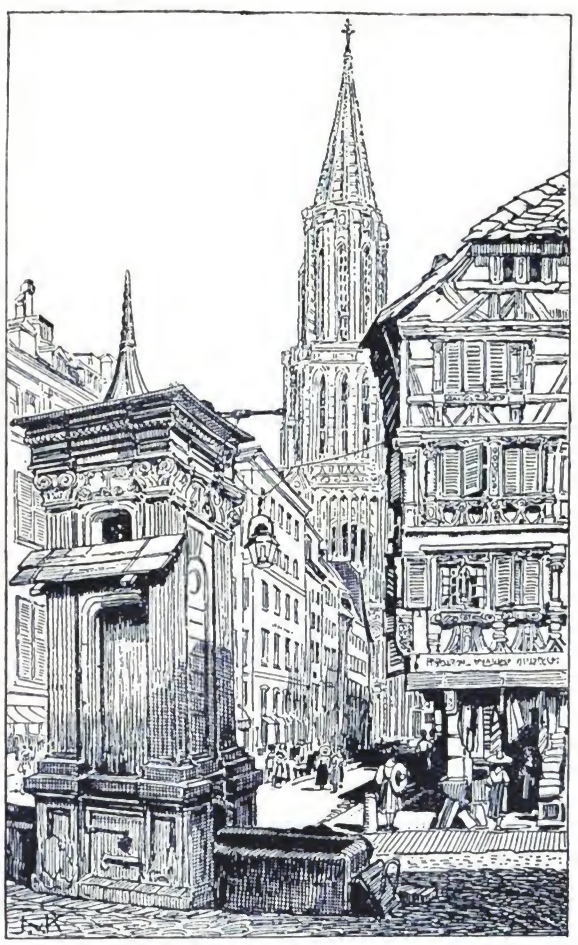


Das Kaufhaus an der Ill

Goethes Liebling unter den christlichen Vorbildern aus den letzten Zeiten war Graf Zinzendorf; von ihm wollte man in Straßburg nicht gern hören, denn hier galt zumeist das hallische Evangelium, wie es vornehmlich August Hermann Francke gelehrt hatte. Kurz, Goethe gab es bald auf, unter diesen Leuten Freunde oder gar Seelenführer zu finden. „Sie sind so von Herzen langweilig" schrieb er der Fräulein von Klettenberg, und: „Es ist, als wenn es nicht sein sollte."

Von der neuen Stadt hatte er zunächst keinen starken Eindruck; sie unterschied sich nicht sehr von Frankfurt. Er fand Straßburg nicht ein Haar besser, noch schlimmer als die Orte, die er vorher gekannt, also mittelmäßig. Aber er zweifelte nicht, daß auch diese Stadt gewisse Seiten habe, „die Einen zum Guten und Bösen in Bewegung setzen und aus seiner gewöhnlichen Lage bringen können."

In der sehr belebten Straße, die der Fischmarkt heißt, nahm sich Goethe eine kleine Wohnung beim Kürschnermeister Schlag, an den er wohl schon von Frankfurt aus gewiesen war. Zu Tisch ging er in ein Kosthaus, das zwei ältliche Mamsellen namens Lauth hielten. Er traf bei ihnen eine ganz ähnliche Gesellschaft wie früher bei Schönkopfs: Studenten und einige ältere Herren, wechselnd zwischen zehn und zwanzig Personen.



Fischmarkt, Fischbrunnen, Münstergasse in Straßburg

Als eine Art Vorsteher konnte der Aktuar Salzmann gelten, teils weil er schon viele Jahre an diesem Tische speiste, teils weil er mit seinen achtundvierzig Jahren wie ein Vater der Übrigen erschien, mehr aber noch, weil er die allgemeine Hochachtung und Zuneigung besaß. Er war ein kleiner Mann, sehr gebildet und höflich, sehr gerecht und gütig, ein klarer Kopf, ein wahrer Menschenfreund. Sein Amt beim Vogteigericht war für einen Studierten nur ein bescheidenes, aber es bot ihm viel Gelegenheit, den Witwen und Waisen, deren Gelder er zu verwalten hatte, gute Dienste zu leisten; auch konnte er bei diesen Geschäften seine Mitbürger und ihre Verhältnisse und schließlich auch die Beschaffenheit der menschlichen Natur recht genau kennen lernen. Er war wohlhabend, zumal für einen Junggesellen, und ging stets in saubérster und schicklichster Kleidung; man sah ihn auf der Straße nur in Schuh und Strümpfen und mit dem Hute unter dem Arm. Goethe gewann sogleich das größte Zutrauen zu Salzmann, und Dieser fand ebenso Gefallen an dem lebhaften neuen Bekannten. Der Herr Aktuar war der rechte Mann, jene Ratschläge zu geben, die wir an einem neuen Orte brauchen. Aber sogar in der Religion stimmten sie sogleich zusammen, denn auch Salzmann war Philosoph, Moralist und Christ. Er stellte jedoch das Christentum anders dar, als Goethe es zuletzt gesehen hatte: kühler und vernünftiger und dennoch echt und tatkräftig. Seine Lehre war: Wir sind auf diese Welt gesetzt, um ihr nützlich zu sein; der Brauchbarste ist der Beste. Unsere Aufgabe ist, uns immer fähiger zu machen, den Mitmenschen zu dienen. Was hat die

Religion damit zu tun? konnte man fragen. Dann antwortete er: Die Religion hilft uns, solche nützlichen Menschen zu werden; sie erst gibt uns die Stärke, ohne Wanken im Guten zu beharren.

Am Tische saß noch ein anderer Christ, der seine Sache recht gut zu vertreten wußte: der Student der Theologie Franz Lerse[1]) aus Buchsweiler, mit Goethe gleichen Alters. Wenn über sittliche oder religiöse Dinge gewitzelt oder frech geredet wurde, wie unter dem Einfluß des Weins zuweilen auch an diesem Tische geschah, dann wußte Lerse die Spötter mit scharfen Gegenhieben in die Enge zu treiben, ohne seine Ruhe zu verlieren. Und er verstand sich nicht nur auf diese geistliche Fechtkunst, sondern handhabte auch das wirkliche Rapier oder den Säbel oder den Degen sehr gewandt; er war der Fechtmeister im Kreise. So eignete er sich zum Schieds- und Kampfrichter, wenn Händel vorfielen, und wußte Dergleichen mit größter Unparteilichkeit auf eine unschädliche und ehrenvolle Weise zum Austrag zu bringen. Wie Salzmann ein väterlicher, so wurde Lerse ein brüderlicher Freund Goethes: Dieser konnte sich glücklich schätzen, daß er in der fremden Stadt so rasch mit zwei so vortrefflichen Menschen verbunden war. Auch ein gewisser Engelbach, von dem noch die Rede sein wird, nützte ihm. Die übrigen Tischgenossen waren zumeist Mediziner; unter ihnen machte sich ein gewisser Johannes Meyer aus Lindau am Bodensee durch Mutwillen und große Begabung sehr bemerkbar. Ein

[1]) Er schrieb sich Lersé, und so ward sein Name auch ausgesprochen.

recht guter Kamerad Goethes wurde Friedrich Leopold Weyland aus Buchsweiler; er war trotz seiner elsässischen Geburtsstätte eine Art Landsmann Goethes, denn Weylands Vater und Großvater waren Frankfurter Bürger gewesen und er selber gedachte, in dieser gesegneten Stadt als Arzt zu leben.

Mit solchen Gefährten und durch sie lernte er Stadt und Land in sehr kurzer Zeit kennen.

Straßburg gehörte bereits neunzig Jahre zum Reiche des französischen Königs; dennoch fühlte man sich hier wie in einer alten deutschen Freien Stadt. Die Zünfte, die Bürger, die Schöffen, Ratsherren und Ammeister trieben noch immer ihr Wesen; die eigentliche Macht hatten allerdings die königlichen Beamten, aber diese Macht trat selten als Bedrückung oder Zwang zu tage. Die Staatsgewalt mischte sich damals noch nicht in alle menschlichen Angelegenheiten. Die Hälfte der Bürger war protestantisch, die Hälfte katholisch; Reformierte gab es wenig, und Juden durften sich nur tagsüber in der Stadt aufhalten. Beide Konfessionen lebten friedlich neben einander. Die deutsche Sprache wurde nirgends eingeschränkt[1]); wer sich französierte, tat es freiwillig, und solcher freiwilliger Franzosen gab es ja auch rechts vom Rheine nicht wenige. Straßburg war eine Festung,

[1]) „Die Sprache der Straßburger ist deutsch, aber das jämmerlichste Deutsch, das man hören kann, in der allergröbsten, widerlichsten, abscheulichsten Aussprache. Hoscht, hescht, Madeli, Bubeli usw. ist Straßburger Dialekt. Auch



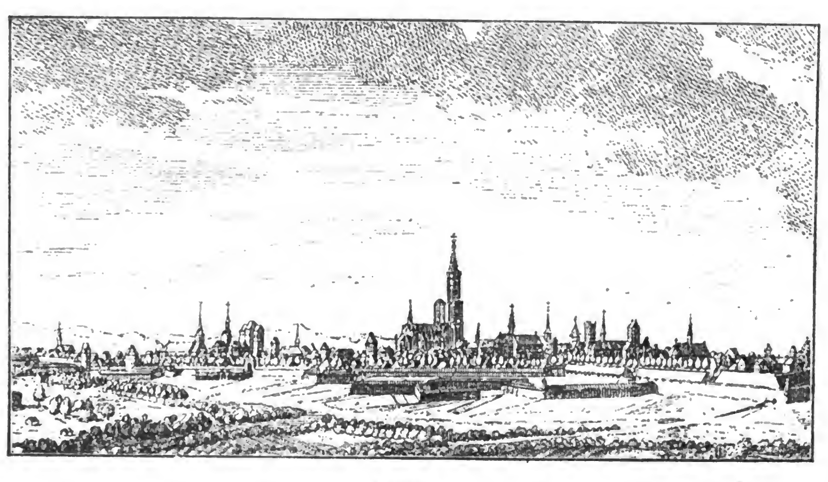
Am Wasserzoll in Straßburg

und es lag eine sehr starke Garnison darin; aber diese Truppen des Königs von Frankreich waren Deutsche; auch die Befehlssprache war deutsch. Ein Teil der Offiziere waren jedoch echte Franzosen.

Straßburg heißt in einem Liede, das von diesen deutschfranzösischen Söldlingen herkommt, die „wunderschöne Stadt." Mancher andere Ort in den Ländern am Rhein war wohl schöner, und die Lage an der tiefsten Stelle des breiten Rheintals hatte auch Einiges gegen sich. Aber es fand sich in Straßburg wirklich viel Gefälliges zusammen. Zuerst eine Menge Volks: gegen 50000 Einwohner, und welch eine Mischung! Deutsche und Franzosen, Protestanten und Katholiken, Soldaten und Bürger, Ehrsame und Liederliche, Altmodische und Stutzer, alte Volks- und Berufstracht neben der neuesten Pariser Mode. Viel hohe katholische Geistlichkeit, viel Adel, viele Offiziere. Und namentlich auch viele Durchreisende, denn für den größten Teil der deutschen Vornehmen ging der Weg nach Paris über diese Burg an der Straße: hier nahmen sie einige Wochen Aufenthalt, um sich den deutschen Bären ablecken zu lassen. Aber auch wer von den nördlichen Ländern nach dem Süden reiste, ließ diese berühmte

---

Vornehme sprechen so, und der Pfaffe auf der Kanzel spricht »vum Herr Jesses Kreschtes.« Die Sprache ist hier noch zehnmal gröber als in der Pfalz. Sehr viel Französisch wird indes da auch geredet, besonders beim Militär. Das sonstige Straßburger Französische taugt eben nicht viel." — So urteilt der Pfälzer Laukhard, der um 1781 dort war. Anderwärts lesen wir, daß der Prinz Karl August von Meiningen in Straßburg den französischen Gottesdienst besuchte, weil er den „deutsch" redenden Geistlichen nicht verstehen konnte.



Straßburg

alte Stadt nicht so leicht unbesucht. Handel und Wandel blühten also. Die Umgegend aber ist sehr reich und fruchtbar, und Das kommt den Städtern immer zu Gute. Das belebende Element des Wassers fehlte nicht: durch die Stadt selbst floß die Ill, die eben die Breusch aufgenommen hat, in sieben Armen, über die neununddreißig Brücken und Stege führten; auf der andern Seite des Rheins mündete die Kinzig ein; so ist auch die ganze Rheinebene reich an Wasseradern, die alles Wachstum steigern; der Rhein selbst hatte damals viele Nebenläufe, bildete also viele Inseln, Landzungen und Werder. Diesem Wiesen- und Ackerlande fehlten aber auch die Rebenhügel nicht. Waldberge und ziemlich hohe Gebirge sind nicht weit: der Wasgenwald links und der Schwarzwald rechts vom großen Strome. Und sie sind doch so weit, daß sie den Blick nicht einengen; sie sind der schöne dunkle Rahmen um das weite, helle Landschaftsbild. Will man es recht genießen, so steigt man auf die Plattform des Münsters hinauf: eine Steintreppe von 330 Stufen. Umgekehrt sieht man das hohe Münster von allen diesen Bergen und auch in der Ebene schon viele Meilen von Straßburg. Goethe hatte es schon Stunden lang bemerkt, ehe er an die neue Stätte gelangte, und sein erster Gang dort war zu diesem Koloß gewesen, den er anstaunte; er ahnte wohl, daß er mit ihm so bald noch nicht fertig werden könne.

Da es nun in diesem begünstigten Lande den meisten Bewohnern leicht fällt, den Lebensunterhalt zu gewinnen, so ist auch für das Vergnügen reichlich gesorgt, und es herrscht eine fröhliche Stimmung vor. In

der Stadt, vor der Stadt, in den Dörfern ringsum fand man viele schön gelegene Lustörter; zu ihnen hinauszuspazieren und dort zu verweilen, war in Straßburg viel mehr Sitte, als es Goethe bisher gekannt hatte. Durch Salzmann, den geborenen Straßburger, und andere Tischgenossen ward er auch mit einheimischen Familien bald bekannt; er durfte sie in ihren Gärten und auf Landgütern besuchen und wurde eingeladen, sich wieder zu zeigen. Er sah sich in ein harmlos-fröhliches Leben versetzt, und jetzt, durch seine Krankenzeit viel reifer geworden, betrug auch er sich in der Gesellschaft gehöriger und geselliger, als er einst in Leipzig getan. Sogar das Kartenspielen zu lernen, ließ er sich bereden.

Er fühlte sein gesundheitliches Erstarken und also auch eine wahre Lebenslust. Er tat nun aber auch das Seine, um den Schwächling ganz abzuschütteln. Schon lange verdroß ihn, daß er gegen Geräusche und unangenehme Eindrücke allzu empfindlich war; er suchte sich abzuhärten. Auch den Schwindel wollte er überwinden, der ihn jedesmal befiel, wenn er von einer Höhe herunterblickte. Er brauchte ziemlich gewaltsame Kuren.

Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturmes[1]) und saß in

[1]) Seine achtzehnjährige Schwester erzählte im Oktober 1768 ihrer Freundin, daß sie mit einer Gesellschaft den

dem sogenannten Hals unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zieraten die Kirche und Alles, worauf und worüber man steht, verbergen. . . . Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward. („Dichtung und Wahrheit", 9. Buch.)

Ebenso suchte er sich gegen scheußliche und peinliche Anblicke hart zu machen und auch gegen den Schauder der Finsternis, der Kirchhöfe, der Richtstätten und solcher Plätze. Durch die Mediziner am Tische hatte er Gelegenheit, zerlegte Leichname oder häßliche Krankheiten zu sehen; er ließ sich diese Gelegenheiten nicht entgehen.

Viel wichtiger aber war, daß er sich jetzt den körperlichen Übungen zuwandte. Denn damit stand es bei ihm schlimm. Bisher war er ein junger Gelehrter gewesen, dem nur an geistigen Erfolgen lag; schließlich hatte die Kränklichkeit ihn erst recht lahm gelegt. Kunstvolle Tänze hatte er wohl in der Kindheit geübt, aber er war kein Tänzer geworden. Wenn man unter Tanzen ein Herumtollen mit dem andern Geschlecht versteht, so hatte er es kaum kennen gelernt. Auch wissen wir nichts vom Schlagen des großen Balls und vom Kegelspiel, dem

---

Frankfurter Pfarrturm bestiegen habe. Viermal hätten sie einhalten müssen, um wieder zu Atem zu kommen; beim Absteigen hätten ihnen die Knie gezittert und sie, Kornelie, hätte sich, unten wieder angelangt, auf den Boden gesetzt, weil sie am ganzen Leibe gezittert habe. Viel stärker dürfen wir uns auch ihren Bruder im gleichen Alter nicht vorstellen.

anderwärts die Knaben sich hingeben durften. Zwar war er im Fechten und Reiten unterrichtet worden, aber das Fechten hatte er nicht viel betrieben und zu Pferde war er nur Das geworden, was man einen Sonntagsreiter nennt. Turnerische Übungen waren zu seiner Zeit nicht Sitte; aber auch das Schwimmen, das Kahnfahren, das Eislaufen hatte er nicht erlernt. Er stand ja auch dem Volke, der Natur und allen in den nötigen Berufen erforderlichen Hantierungen fern. Er konnte mit zwanzig Jahren eigentlich nur spazieren gehen.

Das änderte sich nun in Straßburg und im schönen Elsaß bald. Im Fechten war ihm Freund Lerse ein angenehmer Lehrer. „Es schien ihm Spaß zu machen" bezeugte Goethe später, „alle Pedanterie dieses Metiers an uns auszuüben; auch profitierten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar sein für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Übung verbringen hieß." Das Tanzen war im Elsaß viel allgemeinere Sitte als in Leipzig oder Frankfurt. „An Sonn- und Werkeltagen", so erzählt wiederum der alte Goethe, „schlenderte man keinem Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäusern Privatbälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Gesellschaft unnütz gewesen; da riet mir mein Freund, der sehr gut walzte, mich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit ich hernach in den besten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeister."

Zum Reiten aber gewann er dadurch ein anderes Verhältnis, daß es ihm nun ein Mittel wurde, größere Entfernungen zurück zu legen.

Unter Goethes ersten Tischgenossen war Johann Konrad Engelbach ihm dadurch merkwürdig, daß er, ganz wie Goethe selbst, nach Straßburg nur gekommen war, um rasch alle juristischen Examina zu machen. Fünf Jahre älter als Goethe, hatte er bereits eine Ratsstelle beim Fürsten von Nassau-Saarbrücken; gebürtig war er aus Westhofen bei Wasselnheim. Engelbach ging so frisch darauf los, daß er schon fünf Wochen nach seiner Ankunft sich zur Kandidaten-Prüfung stellte. Zehn Tage danach, am 19ten Juni, ließ er sich schon zum Lizentiaten schlagen und fing an, seine Sachen wieder einzupacken. Goethe sah und hörte diesen Vorgängen aufmerksam zu, und Engelbach übergab ihm, als er fertig war, die Kollegienhefte und anderen Papiere zum Einpauken, die er eben so glücklich benutzt hatte. Als Engelbach nun nach Saarbrücken zurückreisen wollte, entschlossen sich Goethe und Weyland, ihn zu Pferde zu begleiten; Weyland, weil er eine Schwester in Saarbrücken hatte, Goethe, weil es ihn nach einer solchen Reise gelüstete. Es waren ja auch gerade Ferien, die drei Wochen in der Johannis-Messe.

Am 22sten Juni ritten sie ab. Zuerst über Wasselnheim, Engelbachs Heimatland, nach Zabern, wo sie den Prinzen Rohan in seinem prächtigen Schlosse speisen sahen. Am nächsten Tage die „Zaberner Steige“, eine

bewunderungswürdige Kunststraße, hinauf zur Feste Pfalzburg und dann dieselbe Straße wieder hinab nach Buchsweiler, wo Weyland zu Hause war. Dies Städtchen von etwa zweitausend Seelen war die „Hauptstadt" der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Oberhoheit gehörte. Goethe war entzückt von der ganzen kleinen, etwas vernachlässigten Residenz; noch mehr genoß er „die völlig paradiesische Gegend." Eine Höhe, von der man sie überschaute, der Bastberg, war ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft: hier wurde seine Aufmerksamkeit fast zum ersten Male auf geologische Fragen gelenkt.

Schon am nächsten Morgen ritten die Drei nach Nordwesten weiter. Sie traten nun in Lothringen ein, zogen am alten Bergschloß Lützelstein vorbei, dann ins Tal der Saar und ihrem Laufe nach. An diesem Tage kamen sie bis Saaralben, am nächsten nach Saarbrücken. Das war nun wieder eine kleine Residenz wie Zabern und Buchsweiler; dreitausend Seelen zählte das Städtchen. Engelbach war hier am Ziele; Weyland sah seine Halbschwester wieder und deren Mann, einen Regierungsrat Schöll; Goethe konnte Frankfurter Landsleute besuchen, die jetzt hier ansässig waren, den Geheimen Regierungs- und Kammerpräsidenten v. Günderode und seine Gattin, eine geborene v. Stalburg. Hier also rasteten sie; ein stärkerer Regen zwang in die Stube, und Goethe schrieb Briefe. Er hatte auf dieser Fahrt soviel Natur in sich eingetrunken, wie noch nie in seinem Leben. Oder waren seine Sinne, seine Seele jetzt so viel offener für die ganze Schöpfung?

Gestern waren wir den ganzen Tag geritten; die Nacht kam herbei, und wir kamen eben auf's Lothringische Gebürg, da die Saar im lieblichen Tal unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkeln Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen[1]) still und geheimnisvoll zogen: da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen wie ein Traum . . . .

Wer Tage lang hoch zu Pferde die Welt besieht, gewinnt auch den stolzen Reiter-Sinn.

Welch' Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Mut treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben.

Goethe schrieb diesen Brief an ein Mädchen, wahrscheinlich an die Fabricius in Worms; er hatte ja in diesen Tagen an alle seine Freundinnen viel gedacht. Fühlte er sich jetzt deshalb so leicht und frei, weil er nur noch Freundinnen hatte, aber keine mehr, die Gewalt über ihn ausübte? Käthchen war im vorigen Monat nun wirklich des Amtmanns Dr. Kanne Eheliebste geworden, und eine Nachfolgerin hatte sich in seinem Herzen nicht eingestellt. Freilich war ihm zuletzt in Frankfurt ein Fränzchen — vermutlich Franziska Crespel — recht lieb geworden; er hatte mit weichen Versen sich von ihr getrennt: „Laß mein Aug' den Abschied sagen, den mein Mund nicht nehmen kann"; er ließ sie auch jetzt noch zuweilen grüßen, aber dies freund-

[1]) Johanniswürmchen sind gemeint.

liche Gedenken verdiente den großen Namen Liebe nicht. Gott sei Dank! Denn Liebe ist Unfreiheit, Wehrlosigkeit, Ohnmacht.

Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt und die Kehle wie zugeschnürt ist und man Tränen aus den Augen zu drücken sucht und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.

Mutig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kömmt, sein Mädchen zu verlieren; aber Das ist nicht mehr Liebe, Das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so versteh' ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck: Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers!

So philosophierte er in einer Ruhestunde über das alte Thema. Aber hier in Saarbrücken wurde seine Aufmerksamkeit sogleich auf ganz andere Dinge gelenkt: das Bergwerkswesen trat ihm zum ersten Male in seinem Leben nahe. Er hörte von den reichen Duttweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaungewinnung, ja sogar von einem brennenden Berge reden. Das mußten sie mit Augen sehen! Nach drei Tagen verließen Goethe und Weyland das freundliche Saarbrücken und ritten durch wüste und waldige Gebirge zu diesen Werken und Naturschätzen. Sie sahen nur erst Anfänge eines unsicher tastenden Gewerbfleißes, aber eine neue Welt eröffnete sich hier dem Lernfreudigen: das Eindringen des Menschen in die innere

Erde, die Verarbeitung und Verwandlung der Gesteine, das Herausziehen der edleren oder nützlicheren Stoffe aus den rohen Massen. Auch einen Chemiker lernte Goethe inmitten des Wald- und Berggebietes bei Sulzbach kennen, einen ganz besonderen sogar, einen Industrie-Chemiker. Es war ein alter Mann, der jetzt nach erlebten besseren Zeiten für einen Phantasten und Projektenmacher galt, vielleicht nur, weil seine Zeitgenossen ihm nicht folgen konnten, oder weil seine Pläne erst in einem neuen Jahrhundert ausführbar waren. Die Herren der Werke verlangten baldige Erträge, die er nicht schaffen konnte: was nützte ihnen ein Prophet und wie konnten sie wissen, ob er die künftigen Möglichkeiten richtig voraussagte? Dieser Chemiker Johann Kaspar Staudt, mit dem Weyland zufällig schon bekannt war, zeigte nun den beiden Studenten seine Versuche, um doch wenigstens bei der gutwilligen Jugend Glauben und Anerkennung zu finden.

Bereitwillig und froh, seine Klage einem menschlichen Ohre mitzuteilen, schleppte sich das hagere, abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen den Berg herauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand sich eine zusammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Öl und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag den vielfachen Absichten Alles zusammen.

Auch in die Friedrichsthaler Glashütte taten unsere Wanderer einen Blick; dann ritten sie am Sulzbach

entlang nach Neukirch, wo es Hochöfen gab. Ehe sie ganz dorthin gelangten, hatten sie bei einsinkender Dunkelheit ein überraschendes Schauspiel.

Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die Funken-werfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Talgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Öffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstromes, der, in das geschmolzene Erz wütend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren.

Auch die Rückreise brachte noch starke Eindrücke. Der Weg führte zuerst nach Zweibrücken, einem halbfranzösischen Städtchen im deutschen Lande, denn der Herzog von Pfalz-Zweibrücken hatte sich völlig dem französischen Hofe ergeben. Auch die merkwürdige Felsenfestung Bitsch ward besucht.

In den südlicheren Gegenden, im Bärental, in Niederbronn und Reichshofen, schlug der Name des Herrn v. Dietrich oft an die Ohren der Reisenden. Dieser tatkräftige Mann, ursprünglich ein Straßburger Patrizier, war jetzt im Begriff, sich zu einem Landesherrn neuer Art zu machen: zunächst durch Aufkaufen großer Ländereien, viel mehr aber durch Begründung neuer Industrien, durch Ausnützung der Bodenschätze: des Holzes, der Kohlen, des Eisens. Man mußte diesen schöpferischen Landesherrn notwendig vergleichen

mit jenen altmodischen Fürsten, von denen die verschlafenen Residenzen erzählten, durch die man eben gekommen war: Buchsweiler, Saarbrücken, Zweibrücken.

Aber dieses selbe Niederbronn, wo jetzt der Geist der neuen Industrie hervortrat, führte die Gedanken auch zurück ins Altertum. Hier waren im Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts antike Bäder aufgefunden worden, Mauerwerk, Säulen, Altäre, flacherhabene Arbeiten, Münzen, Gefäße, Werkzeuge aus Metall, Inschriften. Goethe sah viel davon; es mußte sich ihm unvergeßlich eindrücken, als ihm die „ehrwürdigen Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -schäften aus Bauernhöfen, zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte gar wundersam entgegenleuchteten." Er bestieg auch die nahe Wasenburg, Ruine einer deutschen Burg auf römischem Grundwerk; auch hier fand sich eine alte lateinische Inschrift, Deo Mercurio ex voto. Von dieser Höhe aus war schon wieder die Spitze des Straßburger Münsters sichtbar.

Hinter dem Hagenauer Forst, der nun zunächst zu durchreiten war, lag unter vielen Acker- und Wiesendörfern auch das große Dorf Sesenheim. Die Pfarrfrau dort war eine Schwester des Regierungsrats Schöll in Saarbrücken, der Weylands Schwester zur Frau hatte. Da sein Vater schon tot war, so hielt sich Weyland um so mehr zu den übrigen Verwandten; und diese Sesenheimer Pfarrersleute kannte er als ganz besonders gastfreundlich. In einem abgelegenen Dorfe sind Besucher willkommen, die einen neuen Ton ins Haus bringen und Allerlei zu berichten haben. „Kommt

bald wieder!“ heißt es da beim Abschiede, und hier in Sesenheim war nun Goethe bei der Einladung zum nächsten Mal mit gemeint.[1])

Die Straßburger Universität — um doch auch von ihr zu reden — war nicht schlecht besucht, aber stand als Lehranstalt doch nur in einer Linie mit den erbärmlichsten deutschen Hochschulen: Gießen, Rinteln, Mainz, Heidelberg, Erfurt usw. Die Professoren schliefen noch den alten deutschen Reichsschlaf, und die französische Obrigkeit störte sie nicht auf. Im Jahre 1761 war die Zahl der Lehrstühle auf vierzehn festgesetzt worden, also nur vierzehn ordentliche Professoren für vier Fakultäten! Drei oder vier Theologen (protestantische, denn die Universität blieb rein protestantisch), drei bis fünf Juristen, drei Mediziner, die Übrigen Philosophen. Nur die medizinische Fakultät genoß und verdiente Ansehen, weil der Anatom und Chirurg Lobstein und der Che-

[1]) Wann Goethe die Familie Brion kennen gelernt hat, läßt sich nicht feststellen. Der erste urkundliche Beweis ist vom 14ten Oktober 1770, aber da er damals „einige Tage“ dort war, so mag die Bekanntschaft wohl schon früher gemacht sein. In ‚Dichtung und Wahrheit‘ gibt Goethe an, daß er bei jener Reise nach Saarbrücken die Friederike Brion schon im Herzen getragen, daß er sie auf der letzten Strecke der Reise aufgesucht und wiedergesehen habe. Es ist in der Tat sehr wohl möglich, daß er schon früher, etwa über Pfingsten, den Freund Weyland dorthin begleitet hatte. (Allerdings verlegt Goethe in seinen Erinnerungen jene große Reise nach Saarbrücken fälschlich in das Frühjahr 1771.)

miker und Botaniker Spielmann Gutes leisteten. Von Goethes Fachlehrern: Treitlinger, Reißeisen, Kugler und Silberrad war Keiner namhaft.

Die Studenten spielten in Straßburg so wenig eine Rolle wie in Leipzig. Sie hatten auch hier keine Bünde oder Orden, keine eigenen Trinkstuben, keinen Comment. Die Theologen waren meist arme Kriecher, die bei gewöhnlichen Bürgersleuten als Hauslehrer ihre Nahrung suchten; aber auch die Juristen und Mediziner galten nicht viel, während z. B. die jungen französischen Offiziere in verdienter Achtung standen.

Goethe hatte schon an Freund Engelbach bemerkt, daß hier in Straßburg, auch wenn man die höheren Grade erlangen wollte, kein eigentliches Studieren, kein den Dingen-auf-den-Grund-gehen erwartet wurde. Er hatte sich nur die nötigen juristischen Lehrsätze einzuprägen, so daß er auf feststehende Fragen die feststehenden Antworten geben konnte. Beides, Fragen und Antworten, waren in geschriebenen Heften längst gesammelt, und es gab ältere Juristen, die sich als ‚Repetenten' bereit fanden, den neuen Kandidaten beim Einprägen dieses Wissensstoffes zu helfen. Gar viele dieser Formeln hatte Goethe schon als Knabe vom Vater erlernt. „Die Jurisprudenz fangt an, mir sehr zu gefallen" meinte er Ende August; Das besagte wohl nur, daß er sich die Sache schlimmer vorgestellt hatte.

Schon einen Monat darauf, am 25sten und 27sten September, machte er sein Kandidaten-Examen, das erste seines Lebens. »Insigni cum laude« bestand er am ersten Tage, während er am andern seine vorgebrachten Urteile »mascule defendit«.

Am 30sten September berichtete er an Engelbach, daß er nun an der Reihe gewesen sei, wie die Figuren im Guckkasten nacheinander aufmarschieren:

Ist der Kaiser mit der Armee vorübergezogen (schau sie, guck sie!), da kommt die Pabst mit seine Klerisei.

Nun habe ich meine Rolle in der Kapitelstube auch ausgespielt. Hierbei kommen Ihre Manuskripte, die mir artige Dienste geleistet haben.

Er war nun Rechtskandidat und nicht mehr verpflichtet, die juristischen Vorlesungen zu hören. Jetzt konnte er an eine Abhandlung denken, die ihm den Doktortitel eintrug.

Auch die Herbstferien dauerten drei Wochen. Ein paar Tage davon verbrachte Goethe mit seinem Freund Weyland „auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten." Überaus heiter stimmte ihn „die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel." So wohl wie in den letzten Wochen und Monaten hatte er sich lange nicht gefühlt. „Genung, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd."

Da der Brief, in dem er diese Wendungen brauchte, an ein Mädchen ging, fügte er vorsichtig hinzu, sein Leben biete „aber ebenso wenig für's Herz, als es für Augen und Ohren viel ist."

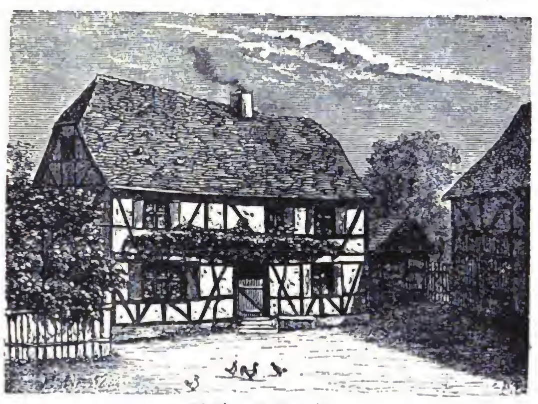
Er glaubte gewiß, was er schrieb, obwohl er jetzt eben eine neue Freundin gewonnen hatte. Sein Herz war erregt, aber nicht in der Tiefe. Und er dachte wahrlich nicht daran, seine Freiheit aufs Spiel zu setzen.

Nur zum Vergnügen spazierten seine Gedanken hinaus nach Sesenheim.[1]) Der Ort liegt in der Rheinebene, fünf Stunden nördlich von Straßburg, nahe der großen Straße nach Lauterburg und Mainz. Die Gegend ist dort als ehemaliges Bett des Stroms ganz flach; nur eine geringe Schicht Ackerkrume bedeckt die Rheinkiesel, und dennoch sieht das Land recht fruchtbar aus: viele Obstbäume, Hopfenfelder, Wiesen. In jener Zeit sah man auch einige Wäldchen hier und dort, und der Rhein floß in einem breiten Arme, auf dem sich manche Güterschiffe bewegten, eine Viertelstunde vom Dorfe vorbei. Solche Arme und Nebengewässer hatte der Rhein damals viele, also auch eine Menge Inseln und Halbinseln, die einen großen Teil des Jahres unter Wasser standen; zu einigen Nachbardörfern konnte man nur mit Kähnen gelangen. Auch durch Sesenheim selbst schlängelte sich damals ein Bächlein. Ganz nahe dabei erhob sich ein kleiner Hügel, auf dieser flachen Ebene offenbar von Menschenhänden errichtet: ein großes Heldengrab; Gebüsch und Bäume wuchsen darauf; vier schöne Buchen verzweigten sich so, daß man bei Regen unter ihnen wie unter einem Dache saß. Dieser Hügel hieß der Ebersberg oder auch das Nachtigallenwäldel, „weil die Nachtigallen so viel darin plärrten, daß man nachts kaum schlafen konnte." Die weitere Aussicht war hier wie bei Straßburg: blaue Bergreihen hüben und drüben.

---

[1]) Man schrieb und sprach damals und lange vorher und nachher den Ort: Sessenheim; auch Goethe tat es. Aber irgendwie kam 1812 in seinem Lebensbericht die Benennung Sesenheim hinein; und sie gewann das Übergewicht.

Die Pfarrersfamilie von Sesenheim hatte weit und breit den Ruf der Freundlichkeit, Wohltätigkeit, Geselligkeit. Vater Brion zählte zu jener Zeit 53, seine Frau 46 Jahre; er war klein, sie ziemlich groß und schlank. Auch nach seiner geistigen Anlage war der Pfarrer nicht hervorragend; in seinem Glauben hielt er sich, wie es



Pfarrhaus in Sesenheim

der Landesbrauch war, zur Orthodoxie. Die Stelle hier in Sesenheim war recht einträglich; doch flossen die Einkünfte fast alle aus den Liegenschaften, so daß der Pfarrer ein halber Bauer sein mußte. So sah denn auch der Pfarrhof nicht anders aus wie ein Bauerngut: man ging zur Hoftür neben dem großen Torweg hinein, hatte dann gerade vor sich die Aussicht auf Scheune und Ställe; zur Linken lag ein kleiner Vorgarten und das Wohnhaus. Dies war ein altes und ziemlich kleines

Fachwerk-Gebäude mit einem Stockwerk; die wenigen Butzenscheiben-Fenster wurden von Reben umrankt. Dem Hause gegenüber, auf der rechten Seite des Hofes, lag ein Gemüsegarten, vor dem eine Jasmin-Laube zum Sitzen einlud. Hinter der Scheune lag dann ein noch größerer Obst- und Gemüsegarten. Es war also eine ganz ländliche Wirtschaft; die Frauen des Hauses gingen



Sesenheim: Die Pfarrscheune

„deutsch" und ländlich gekleidet; auch sprach man die Mundart des Landes. „Min liewer Babbe, min liewi Mamme" flüsterten die Maidle, wenn sie dem Vater oder der Mutter einen „Schmutz" oder ein „Schmitzel" auf die Lippen drückten. „Verliebt sin isch ken Sünd, 's Hyrode isch ken Schand" wiederholten sie unter sich, und „Zell isch au wohr." „Von Frankfurt isch er als" hieß es, als Goethe ins Haus kam, und wenn er den Rücken drehte, sangen sie sein Lob:

„Herr Jeh! Herr Jeh! Was isch diß for e scheener Mann!
Was isch er groß un stark, was hat er rodi Backe
Un e staatsmäßji Nas, mer mecht' ne fast dran packe!
Was diß for Aue sinn, un wie er staatli geht!
S'isch Schad, daß merr ne nit in Alem recht versteht.
S'isch e narrechdi Sprach, dieß Hochdytsch!“[1])

Das Ehepaar hatte elf Kinder gehabt; davon waren noch fünf am Leben. Die älteste Tochter war bereits verheiratet, auch an einen Pfarrer; zu Hause lebten noch Salomea oder Selmel, einundzwanzig Jahre alt, Friederike, Riekchen, Rickele achtzehn, Sophie vierzehn und der einzige Knabe, der siebenjährige Christian.

Von den drei Mädchen im Hause war Selmel die starke, muntere und in der Haus- und Landwirtschaft tüchtige; Sophie die kleine, von der Natur nicht begünstigte; Friederike aber, die mittlere, ein wenig die Prinzeß. Sie mußte geschont werden, denn sie hatte es „auf der Brust“ und sah recht blaß aus, wenn ihr nicht gerade das Blut ins Gesicht stieg. Offenbar war sie zu rasch und zu stark gewachsen; man weiß in solchen Fällen nicht, ob man es für Auszehrung halten muß oder eben nur für einen vorübergehenden Zustand des Wachstums und der Entwicklung. Goethe hatte mit diesem schlanken, blonden, blauäugigen Mädchen also gleich ein Gemeinsames; er konnte ihr und ihren Eltern erzählen, wie bedenklich krank er in Leipzig und daheim gewesen, wie man auch bei ihm auf Lungensucht geraten; und nun war er doch als ein frischer, fröhlicher Reitersmann zu ihnen gekommen. Gewiß, er mußte sich

[1]) Nach Arnolds ‚Pfingstmontag‘. Nur stark und rotbäckig dürfen wir uns den Gast für gewöhnlich nicht vorstellen.

auch noch in Acht nehmen; aber ein mäßiges, vorsichtiges Leben ist kein Unglück.

Wer nicht viel körperliche Kraft zu vertun hat, führt mehr ein Innenleben; er wendet sich mehr zu Büchern, zur Musik, zu Künsten. Das war auch bei Riekchen Brion der Fall. Sie liebte die Romane, die Lieder, das Klavierspiel. Jetzt konnte sie sich mit dem Herrn Goethe und dem Vetter Weyland ausschwätzen, und namentlich den Herrn Goethe als einen Ausländer und ungewöhnlichen Mann sich einprägen: was brachte er nicht alles vor an eigenen und fremden Geschichten, seltsamen Behauptungen, erstaunlichen Weisheitssprüchen, gelehrten Berichten, hübschen Liederversen! Was war er für ein lebhafter, eigenartiger Mensch! Wie schön klang seine männlich-tiefe Stimme und mit welchem Gefühl, welcher schauspielerischen Kunst konnte er vorlesen oder aus dem Gedächtnis deklamieren! Alles schien Ausdruck an ihm, und auf jeden Eindruck von außen erwiderte er mit dem muntersten Leben.

Wie schön es hier sei, beteuerten die beiden Studenten immer wieder. Ja, jetzt! erwiderten die Mädchen: wenn die Sonne warm scheint und die Felder und Wiesen in bunten Farben lachen, da sei es gut auf dem Lande wohnen; aber der lange Winter stehe vor der Tür. — Nein, bei ihnen müsse es immer angenehm sein, erwiderten die galanten Herren; in so liebenswürdiger Gesellschaft wollten sie gern das ganze Jahr hier draußen sitzen. — Das sei eine billige Rede, war die Antwort. In dem lebhaften Straßburg würden sie das arme Dorf und seine Bewohner gleich wieder vergessen haben.

Sie gingen in den paar Tagen viel spazieren; sie trieben auch in den Stuben Scherz; es wurden andere junge Leute dazu geladen; es kam zu Spielen und Pfänder-Einlösen. Auch scheint es, daß Goethe abends bei der Lampe die Schattenrisse der Mädchen auf weißem Papiere an der Wand nachzeichnete, um seine Studentenstube damit auszuschmücken. Vorsichtig zusammengerollt nahm er sie mit, als er zu Pferde stieg; er wäre gern noch länger geblieben, aber Weyland drängte zum Abschiede. Sie wollten einander schreiben, hatte er mit Riekchen ausgemacht. Und bald wiederkommen sollten sie auch, bat sie, daß ihnen hier draußen der Winter nicht gar zu lang werde.

An einem der nächsten Tage entwarf er schon einen Brief an das Mädchen. „Liebe neue Freundin" begann er.

Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen, denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug' im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem. Und für unsre Herzen wollt' ich schwören: Sie, so zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bischen günstig sein? . . .

Nein, so ging es doch nicht! Man darf einem Frauenzimmer nicht im ersten Briefe schreiben, daß sie einige Verliebtheit bereits verraten habe. Der Mann muß den Bittsteller spielen. Also schrieb er einen andern Anfang an die „liebe, liebe Freundin."

Die Umstände unserer Rückreise können Sie Sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid er mir tat.

Die Rolle mit den Bildern, fuhr er fort, sei sein Talisman gewesen, als sie sich in sumpfiger Gegend, bei einsinkender Nacht und Regenwetter beinahe verirrten. Und jetzt noch!

O, ich mag nichts sagen! Entweder Sie können's raten oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wiederzusehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung: wiederzusehen! Und wir Andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid tut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: „Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst; sei ruhig liebes Herzchen!" Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat; und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich Das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern! Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gerne wiedergäbe!

Wenn ein Jüngling einen solchen Brief abgesandt

hat, harrt er sehnsüchtig auf die Antwort. Hat der Pfeil getroffen? Gesteht sie es ein? Goethe las aus Friederikens Zeilen ein Ja heraus. Er jubelte:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle!
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein!
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude:
Nun laß auch morgen sein wie heute
Und laß mich ihrer würdig sein!

Froh und fromm zugleich stimmte ihn diese junge Liebe. Bei einem Spaziergang in der Nähe des Dorfes hatte er in einen stattlichen Baum ihre Anfangsbuchstaben geschnitten, oben die der Schwestern, darunter sein W. G. Nun betete er:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz!
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht!

Ach, gar fleißig dachte er im Gewühl der großen Stadt an jenes friedliche Pfarrhaus und unter den geputzten Damen an das einfache Landmädchen. Aber freilich, *sie* hatte noch mehr Zeit zum Träumen als der Städter und Student. Und wer wenig erlebt, macht aus dem Wenigen viel.

Siebzehntes Kapitel

Der Winter in Straßburg

1770/71

Als die Vorlesungen des Winters begannen, zeigten sich auch neue Tischgäste bei den Schwestern Lauth. Einer davon, ein gewisser Jung, war ein merkwürdiger Mensch. Er zählte schon dreißig Jahre und fing doch erst an zu studieren. Die Medizin war sein Fach. Seine Eltern waren arme Schneidersleute in einem nassauischen Walddorfe gewesen. Er hatte zuerst Kohlenbrenner werden wollen, dann aber die Schneiderei erlernt und auch eine Zeit lang den Schulmeister gemacht. Das Schulhalten gab er wieder auf, arbeitete wieder als Schneider, bis ihn einige Wohlhabende als ihren Hauslehrer anstellten. Ein katholischer Geistlicher brachte ihn in eine ganz neue Bahn, indem er ihm geheime Mittel zur Behandlung von Augenkrankheiten überlieferte. Seitdem war Heinrich Jung ein Augenarzt. Als er einiges Geld zum Studieren hatte, ging er nach Straßburg, um ein richtiger Doktor zu werden. Diese Vorgeschichte war nicht das einzige Ungewöhnliche an ihm: er brachte zur Universität auch jene Art Frömmigkeit mit, wie sie in den Tälern der Wupper, der Sieg, der Eder und in den sonstigen westfälischen und nassauischen Waldgebirgen zu Hause ist. Diese Stillen im Lande haben

einen felsenfesten Glauben; ihre geistliche Nahrung ziehen sie aus der Bibel, die sie fleißig lesen, sowie aus dem regelmäßigen Gebet, dem ebenso regelmäßigen frommen Gesang und dem beständigen Umgang mit Gleichgesinnten. Sie sehen, daß die ernsten Christen ein reineres, sittlicheres, friedlicheres Leben führen als die Spötter und Gleichgültigen, und beobachten auch, daß die frommen Haushaltungen auf die Dauer gesegnet werden, während das Glück der Weltkinder zerbrechlich ist wie dünnes Glas: dies Wissen hilft dann auch dazu, sie immer wieder in der Gotteskindschaft und Weltverachtung stark zu machen. Jung war nun ferner überzeugt, daß er für seine Person die göttliche Führung und Gnade in ganz besonderem Maße erfahren habe; er dankte dem himmlischen Vater für diese Güte täglich und vertraute seine Zukunft ihm völlig an. Jedes Erlebnis nahm er als ein Gefühlsmensch und Enthusiast; sobald er Kälte und Unglauben spürte, verstummte er; Diskutieren und Kritisieren war seine Sache nicht. Als er nun mit einem Landsmanne, einem schon älteren Chirurgen, namens Troost, in der fremden Stadt am Mittagstische erschien, fiel er durch sein ganzes Wesen und Gehaben auf, und nicht lange dauerte es, so fingen ein paar Übermütige an, zu sticheln und zu witzeln. Jung saß gegen so schlagfertige Gegner, wie Meyer von Lindau und noch Einige waren, wehrlos da; aber er fand Hülfe. Salzmann und Lerse hatten Verständnis für ihn, vor allem aber Goethe, der Freund der Fräulein v. Klettenberg, der Verehrer des Grafen Zinzendorff. Er antwortete den Spöttern statt des Angegriffenen. Er begleitete ihn, wenn sie von Tische heimgingen, ließ sich mit ihm

in lange Gespräche ein und machte schließlich Brüderschaft mit ihm.[1])

Um dieselbe Zeit, wo Goethe mit diesem pietistischen Mediziner bekannt wurde, hörte er, daß Herder in Straßburg angekommen sei. Er war sogleich begierig, diesen Mann zu sehen und mit ihm zu sprechen. Im vorigen

[1]) Jung gab 1777 den Anfang seiner Lebensgeschichte unter dem Titel ‚Henrich Stillings Jugend' heraus. Darin erzählt er von dem Mittagstische, wo er und sein Freund Troost sich auf einen Monat die Kost ausgemacht hatten:

„Sie waren zuerst da; man wies ihnen ihren Ort an. Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen Einen nach dem Andern hereintreten. Besonders kam Einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; Ersterer sagte gegen Letzteren: »Das muß ein vortrefflicher Mann sein!« Stilling bejahte Das; doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen »Herr Goethe« nannte.

Nun fanden sich noch zwei Mediziner, einer aus Wien, der andere ein Elsässer. Der Erstere hieß Waldberg. [Gemeint ist offenbar Meyer von Lindau, der später in Wien lebte.] Er zeigte in seinem ganzen Wesen ein Genie, aber zugleich ein Herz voller Spott gegen die Religion und voller Ausgelassenheit in seinen Sitten. Der Elsässer hieß Melzer [vermutlich: Weyland] und war ein feines Männchen; nur schade, daß er etwas reizbar und mißtrauisch war. Dieser hatte seinen Sitz neben Stilling und war bald Herzensfreund mit ihm. Nun kam auch ein Theologe, Der hieß Lerse, einer

Jahre hatte er eine Schrift Herders gelesen: ‚Kritische Wälder oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maßgabe neuerer Schriften.' Herder versuchte im ersten Stücke Lessings aesthetische Lehren weiterzuführen; über Lessings ‚Laokoon' hatte auch Goethe viel nachgedacht und mit seinem Lehrer Oeser verhandelt. Ob Herder wirklich Lessings Lehre weiterbilde, war ihm zweifelhaft geblieben; jedenfalls wollte er ihn jetzt nicht ebenso versäumen wie Lessing in Leipzig. Ein Zufall führte die gewünschte Bekanntschaft herbei. Goethe fühlte und ahnte nach dem ersten Gespräche sofort, wie

---

von den vortrefflichen Menschen, Goethes Liebling, und Das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel. Noch Einer fand sich ein, der sich neben Goethe hinsetzte; von Diesem will ich nicht mehr sagen, als daß er ein guter Rabe mit Pfauenfedern war. [Man vermutet in Diesem den Juristen Heinrich Leopold Wagner aus Straßburg.]

Noch ein vortrefflicher Straßburger saß da zu Tische; sein Platz war der oberste, und wäre es auch hinter der Türe gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt nicht, ihm eine Lobrede zu halten: es war Herr Aktuarius Salzmann. Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen, mit dem echtesten Christentum gepaart, denken: so denken sie sich einen Salzmann. Goethe und er waren Herzensfreunde.

Herr Troost sagte leise zu Stilling: »Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt.« Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch Niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte. Er saß Stilling gegenüber und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte."

wichtig Herder für ihn sei; Dieser dagegen ließ sich die Besuche des lernlustigen jungen Menschen gefallen, ohne zu spüren, was in dem feinen Frankfurter steckte. Und zwar spürte er es nicht, weil ihm gar nicht in den Sinn kam, auf das innere Leben seines Gastes viel zu achten und ihm etwas Besonderes zuzutrauen. Er fand ihn drollig, so etwa wie einen jungen Hahn, dem die ersten Schwungfedern am Bürzel wachsen und dessen Versuche im Kikeriki ungemein komisch klingen.[1])

Herder war ein vornehm auftretender und schöner Mann; auch konnte er sehr angenehm und anziehend sein. Seinen geistlichen Stand ließ er jederzeit erkennen. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, und seine Kleider waren schwarz; auch fehlte der Priestermantel nicht, und Herder hatte die sonderbare Gewohnheit, dessen Enden zusammenzuraffen und in die Taschen zu stecken.[2])

Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine rot und entzündet zu sein pflegte. („Dichtung und Wahrheit" 10.)

Nur fünf Jahre war Herder älter als Goethe,

---

[1]) Im Mai 1772 spielt Herder auf Goethes Neigung an, närrisch Zeug zu machen, „zu hüpfen und bei einem kleinen Vorfall sehr laut zu krähen." Auch mit einem Specht und einem Spatzen verglich er seinen jungen Verehrer.

[2]) Diesen Priestermantel stelle man sich vor wie eine schwarze seidene Schürze, die hinten vom Nacken herunterhängt.



aber freilich: was hatte er nicht schon erlebt, gesehen, gedacht, geschrieben! Man merkte ihm nicht mehr an, daß er aus einer armen Familie herkam. Sein Vater, ursprünglich Weber, war Schullehrer in Mohrungen, einem halbpolnischen Städtchen Ostpreußens, gewesen. Als er selber heranwuchs, hatten sich die dortigen Prediger seiner angenommen; er hatte einige Zeit in Königsberg studieren können, wo er zwei außergewöhnliche Philosophen, Hamann und Kant, kennen lernte und viele deutsche und ausländische Bücher von Wert las, besonders auch Werke von Rousseau und Hume. Früh verfaßte er eigene Gedichte und Abhandlungen. Mit zwanzig Jahren schon, ehe er richtig ausgelernt hatte, wurde er Lehrer an der Domschule in Riga; mit dreiundzwanzig auch Hilfsprediger in derselben großen Handelsstadt. Im Mai 1769 legte er seine Ämter plötzlich nieder und wagte sich, von Freunden und Wohltätern reich unterstützt, auf eine große Bildungsreise. Es war eine lange Seefahrt und dann ein Aufenthalt in Frankreich. In Paris verkehrte er mit Diderot, d'Alembert und andern Berühmtheiten, besuchte das Theater und die Kunstsammlungen fleißig und bekam das französische Wesen sehr satt — schon weil er überhaupt leicht mit seiner Umgebung und seinem Zustande unzufrieden wurde. Über Holland begab er sich zuerst nach Hamburg; dort machte er sich mit Lessing, Bode, Claudius und dem streitbaren Hauptpastor Goeze bekannt. Danach besuchte er Kiel und namentlich Eutin: dorthin war er nämlich berufen, um Reisebegleiter und Prediger eines fünfzehnjährigen Prinzen von Holstein zu werden, der nach Italien zu

fahren im Begriffe war. Auf dieser Reise mit dem Prinzen gelangte Herder nach Darmstadt, Karlsruhe und Straßburg, und jetzt bereits fühlte er sich in seiner neuen Stellung so unbehaglich, daß er sie aufgab. Auch war ihm schon wieder ein neues Amt zugesichert: der Graf von Lippe begehrte ihn zum Konsistorialrat und Oberprediger in Bückeburg. Ehe er dorthin ging, ehe er auch nur in Darmstadt seinem Mädchen wieder unter die Augen trat — er hatte sich dort heimlich verlobt — wollte er sich von einer Tränenfistel, an der er seit der Kindheit litt, befreien lassen: hier und jetzt, denn in Straßburg gab es berühmte Ärzte und Chirurgen. Die Aufgabe war, für die Feuchtigkeit des einen Auges einen künstlichen Kanal in die Nase zu bilden, was dem Professor Lobstein nicht schwer dünkte; für den Patienten freilich war es ein langwieriges und oft schmerzhaftes Verfahren. Herder konnte in diesen Wochen oder Monaten recht gut die Gesellschaft junger Leute brauchen, die ihn fleißig besuchten, mit ihm plauderten und des Abends Karten spielten. Er wohnte Zimmer an Zimmer mit einem Landsmann, einem gemütlichen, dicken russischen Militär-Chirurgen Peglow, der jetzt Doktor der Medizin werden wollte; außerdem aber kamen Goethe, Jung und Troost zu ihm. Sie alle waren bei der Operation und der nachfolgenden Behandlung hilfsbereit, schon weil sie alle angehende Mediziner waren: sie alle, denn auch Goethe besuchte in diesem Wintersemester zu seinem Vergnügen die Kollegien und Übungen jener Fakultät, ganz wie wenn er Arzt werden wollte. Herders Kur zog sich leider über Erwarten lang hin. Der erste Versuch Lobsteins mißlang; er verfehlte die rechte Stelle,

kam auf den Nasenknochen, wollte mit Gewalt durchdrücken, und das Instrument brach. Auch zwei weitere Operationen hatten nicht den gewünschten Erfolg. Herder mußte also viel Geduld aufbringen. Goethe aber kam auf die Dauer am öftesten, um dem einsamen Patienten die Zeit zu vertreiben.

Herders Unterhaltung hatte für ihn schon deshalb großen Reiz, weil dieser Mann über die neueste Literatur und über die jetzt lebenden geistreichen Persönlichkeiten sehr gut Bescheid wußte. In Leipzig hatte Goethe ein kleines Stückchen der Gelehrten-Republik kennen gelernt, in Frankfurt dann wie abgeschnitten gelebt, denn über die neuesten Schriften und literarischen Vorgänge konnte man in seiner dortigen Umgebung nur wenig erfahren. Nun eröffnete ihm Herder immer weitere Blicke in diejenige Welt, zu der Goethe bewußt oder unbewußt sich selber rechnete. Herder sprach von den großen Zeitgenossen wie ein Gleichstehender, der sie durchschaut; ja, öfter noch wie ein Höherer, der über ihre Fehler und Schwächen lächelt. Er redete über deutsche, englische und französische Gelehrte und Dichter, stellte Jeden an seinen Platz und wog ihre Verdienste als ein Kenner ab. Goethe hatte viel gelesen, dieser Mann noch sehr viel mehr; er konnte den Jüngeren auf manche noch unbekannte Herrlichkeiten hinweisen. Zum Beispiel auf die neuesten englischen Dichter: Fielding, Smollett, Goldsmith, Sterne und Swift.

Aber Herder war viel mehr als ein gut unterrichteter Literat. Er ging eigene Wege; ja, er war auf seinem Gebiete ein Revolutionär. Er stürzte die alten Götter und hob neue empor. Ein Geist von dieser Neu-

heit und Kühnheit war Goethen noch nicht vorgekommen. Für die begabte und kräftige Jugend liegt in jeder Empörung und Umgestaltung eine Verlockung; die Jugend fühlt sich neu: mit ihr sollte ein neues Zeitalter beginnen! Auch zwingt der Revolutionär, wenn er sonst ein guter Kopf ist, uns hundertmal zu der Anerkennung, daß sein Tadel zutrifft, daß seine Forderungen verwirklicht werden sollten. Herder gab sich nur selten mit Königreichen und Staatsgesetzen ab; er lebte in der geistigen Welt; sein Umstürzen bezog sich auf Literatur und Kunst und ihre Philosophie. Bisher verstand man unter Poesie und schönen Künsten ein angelerntes Wesen, eine Unterhaltung teils der Vornehmen, teils der Schulpedanten, also Bildungsprunk, Repräsentation, Künstelei, Witzelei, Spielerei, Zeitvertreib. Herder lehrte: nicht eine auf die Spitze getriebene Kultur bringt uns die wahre Schönheit; wir haben sie vielmehr vor aller Kultur zu suchen im unverdorbenen Ur- und Jugendzustande der Menschen und der Völker. Die Poesie ist die erste Sprache der Menschheit. Alle Kunst späterer Zeiten ist Weitergegebenes aus vierter oder fünfter Hand: der Nachahmer ahmt dem Nachahmer nach. Es ist Dichterei und Mächlerei. Zurück zur Natur! Es lebe die kräftige Jugend!

Nun muß man nicht denken, daß Herder den Urzustand der Menschen aus eigener Anschauung kannte, etwa die niederen Menschenklassen an den baltischen Gestaden, die Masuren, Litauer, Letten und Esten, in deren Nähe er aufgewachsen war. Er liebte weder die gemeinen Leute noch die Natur. Er war Büchermensch wie nur einer. Aber sein Geist neigte zum Widerspruch

gegen alte, geltende Meinungen, und er kam gerade in eine Zeit hinein, wo eine Reihe neuer Erkenntnisse und Kenntnisse wie Flüsse aus verschiedenen Tälern sich zu einem großen Strome vereinigten. Er schloß sich an Rousseau, an seinen Freund Hamann und an einige Engländer an, faßte ihre Gedanken mit seinen eigenen zusammen und ward dadurch für Deutschland ein Anführer und Prophet. Wie schon angedeutet, verwarf er die Zivilisation, die Politur, die Imitation, das Französische und Internationale, die Aufklärung, die gelehrte, verstandesmäßige und tändelnde Dichtkunst; dagegen verehrte er das Urwüchsige, das aus starker Empfindung naturgemäß Entstandene, das Nationale, Originale und Individuelle; er glaubte an Ahnung, Gefühl, Drang und eingeborenes Genie. Lessing hatte den französischen Dramatikern vorgeworfen, daß sie den Aristoteles falsch verstanden; Herder bekämpfte sie, weil sie sich überhaupt bemühten, Griechen und Römer zu sein. Wir sollen auch durch die besten Muster uns nicht zur Nachahmung verführen lassen. Aber freilich sollen wir die beste, wahrste, unverfälschteste Poesie aller Völker kennen, erforschen, verehren, um aus solchem Bade gestärkt hervorzugehen. Herder wies besonders auf fünf poetische Heiligtümer hin: die Bibel, Homer, Shakespeare, die Volkspoesie und Ossian. Auf sie richtete er also auch Goethes Gedanken.[1])

[1]) Genaues über die Straßburger Gespräche wissen wir nicht. Vielleicht war Goethe auch ohne Herders Zutun für Shakespeare allmählich reif geworden, den er ja schon früher seinen Lehrer genannt hatte, und auch sonst bleibt es unsicher, wie weit Herders Anregung nötig war oder reichte. Jedenfalls aber war Herders Einfluß auf Goethe stark.

Die Bibel: nicht von der göttlichen Offenbarung und dem Lehrbuche der Christenheit ist die Rede. Sondern jetzt war auch die Poesie in ihr entdeckt, durch Lowth in England und Michaelis in Deutschland. Man erkannte jetzt in diesem verehrten und vertrauten Buche älteste Lyrik und Epik; man würdigte sie als Urkunde über die ersten Zustände, Vorstellungen und Ahnungen der Menschheit. Moses ward nun mit Homer in einem Atem genannt. So hatte der Knabe und Jüngling Goethe immer schon die Bibel geliebt! Jetzt bekam er die gelehrte Bestätigung, daß er im Recht gewesen.

Homer: bisher hatte man ihn kaum neben Vergil gelten lassen; wenigstens kam auf hundert Leser der ‚Aeneis' nur einer, der sich in die ‚Ilias' und ‚Odyssee' versenkte. Der Engländer Robert Wood, der den Schauplatz der homerischen Epen bereist hatte, eröffnete 1769 eine neue Epoche mit seinem Buche: ‚An Essay on the Original Genius of Homer'. Herder verkündigte gleichfalls den „vollkommensten Sänger der Natur." Goethe las nun diesen großen Dichter mit Eifer und schämte sich, daß er sich bisher an Ovids Spielereien entzückt hatte. Er suchte ihn griechisch zu lesen und freute sich, daß ihm diese Sprache allmählich leichter und durchsichtiger wurde. Herder aber hatte seinen Spaß an diesem neuen Homer-Schüler; „alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche", erzählte er zwei Jahre später.[1])

[1]) Wie es Goethe bei seinen sehr geringen Kenntnissen fertig gebracht hat, den Homer griechisch zu lesen, geht aus dem Rat hervor, den er zwei Jahre später einem Baron v. Hohenfeld gab: „So du einen Homer hast, ist's gut;

Shakespeare: bisher hatte Goethe doch nur die schönen, witzigen und weisheitsvollen Stellen geliebt; den großen Dramatiker aber kannte er noch nicht. Wer so lange in die französische Schule gegangen war wie er, konnte sich nicht so bald an das chaotische Durcheinander in diesen britischen Stücken gewöhnen. Hier das regelmäßige Drama nach den Lehren der besten Kenner, dort wilde, ja wüste Scenenfolgen, die denn doch sehr an den ‚Doktor Faust‘ und dergleichen Stücke aus unserm eigenen Mittelalter erinnerten. Allerdings ragt Shakespeare trotzdem als ein Großer. Lessing war schon als sein Vorkämpfer gegen Voltaire und die an-

---

hast du keinen, kaufe dir den Ernestischen, da die Klärckische wörtliche Übersetzung [ins Lateinische] beigefügt ist. Sodann verschaffe dir Schaufelbergs Clavem Homericam und ein Spiel weiße Karten. Hast du Dies beisammen, so fange an zu lesen die Ilias. Achte nicht auf Akzente, sondern lies, wie die Melodie des Hexameters dahinfließt und es dir schön klinge in der Seele. Verstehst du's, so ist Alles getan; so du's aber nicht verstehst, sieh die Übersetzung an; lies die Übersetzung und das Original, und das Original und die Übersetzung, etwa ein 20, 30 Verse, bis dir ein Licht aufgeht über Konstruktion, die in Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife deinen clavem, wo du meist Zeile für Zeile die Worte analysiert findest. Das Präsens und Nominativum schreibe sodann auf die Karten, stecke sie in dein Souvenir und lerne dran zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten möcht', dem das Herz ganz nach Gott hing. Und so immer ein 30 Verse nach dem andern. Und hast du 2, 3 Bücher so durchgearbeitet, verspreche ich dir, stehst du frisch und frank vor deinem Homer und verstehst ihn ohne Übersetzung, Schaufelberg und Karten. „Probatum est.“ — Goethe war schon im Juni 1771 so weit, daß er die Hilfe fast entbehren konnte.

deren französischen Klassiker in die Schranken geritten; Herder schlug nun vollends Goethes Vorurteile und Einwände zu Boden. Er betonte vor allem die Wahrheit der Shakespearischen Schauspiele. „Hier ist kein Dichter! Ist Schöpfer! Ist Geschichte der Welt!“ Wie Sophokles aus seiner Zeit und seinem Volke zu verstehen sei, wie er das Griechentum seiner Zeit wiedergebe, ganz ebenso verhalte sich Shakespeare zu dem England der Königin Elisabeth und des Königs Jakob. Der Eine so echt und original wie der Andere — im Gegensatz zu den in Paris wohnenden imitierten Griechen und Römern. Kurz, Goethe las nun den Shakespeare mit einem neuen Glauben, und seine Freunde: Lerse, Jung, Wagner und Andere ließen sich mit ihm und durch ihn anstecken. Sie bildeten eine englische Gemeinde, und bald wurden sie so Shakespeare-fest, wie Andere bibelfest sind; die Eifrigsten lasen und zitierten ihn auf englisch.[1])

Herder selbst war zu Shakespeare durch seinen älteren Freund Hamann geführt worden; zur Kenntnis und Schätzung der Volkspoesie gelangte er durch Percy's Reliques of Ancient English Poetry (1765) und ähnliche Sammlungen englischer, schottischer und nordischer Gesänge. Er dachte schon daran, solche Volkslieder — das Wort stammt von ihm — auf deutsch herauszugeben: fremde in deutscher Übersetzung und ursprünglich-

[1]) Die Universitätsbibliothek zu Straßburg besitzt eine englische Ausgabe des ‚Othello‘ mit der Inschrift: Seinem und Schäkespears würdigem Freund Lersen, zum ewigsten Angedencken Goethe. — Darunter steht: Ewig sey mein Hertze dein, mein lieber Goethe. Lersé.

deutsche, die in alten Drucken und auch in den unteren Volksschichten zu suchen waren. Diese letztere Arbeit wies er mehr seinen freiwilligen Gehilfen zu; er selber fühlte sich zu sehr als Oberhofprediger, um spinnenden Weibern und ausgedienten Soldaten so lange schön zu tun, bis sie ihre Blödigkeit ablegten und die Lieder, die sie selber nicht achteten, dem gelehrten Forscher in die Feder vorsagten oder sangen. Schon in seinen ‚Fragmenten' hatte Herder seine Landsleute aufgefordert, sich, Jeder nach seinen Kräften, nach alten Nationalliedern zu erkundigen, die man bei uns ebenso gut finden werde „wie bei den Litauern, den Peruanern, den Troubadours, den Spaniern und Skalden." Jetzt wies er diese Straßburger Studenten auf die schöne Aufgabe hin, und Goethe war sogleich bereit, auf solche Kundschaft auszugehen. Er dachte an „Säsem" — so sprach das Volk für Sesenheim —; durch Riekchen konnte er wohl an Personen kommen, die dergleichen Altertümer noch auswendig wußten.

Ossian: Das war auch ein großer Name zu dieser Zeit und in diesem Kreise; Goethe schaute jetzt mit Herder zu diesem wunderbaren Sänger hinauf. Der schottische Gelehrte James Macpherson hatte seit 1762 alte keltische Lieder in englischer Übersetzung als Werke des berühmten Barden Ossian, des Sohnes Fingals, herausgegeben; sie riefen bei Vielen das größte Entzücken hervor. Es waren Erzählungen von Heldentaten der Hochschotten und Iren, wehmütige Betrachtungen der erlittenen Leiden, Klaggesänge lieblicher Jungfrauen am Grabhügel gefallener Heldenjünglinge, Lobreden auf die alten, herrlichen Zeiten und dergleichen mehr. Eine neue

poetische Welt eröffnete sich hier, etwas schattenhaft zwar: die Gestalten traten nur kurz aus dem Nebel hervor, aber auch Das gab ihnen den Reiz des Eigen- und Fremdartigen. Wie es eigentlich um die Echtheit dieser neu entdeckten Gesänge stehe, fragte kaum Jemand; auch hätte sich Das nicht leicht entscheiden lassen. Goethe fühlte sich gereizt, diese merkwürdigen Poesien deutsch wiederzugeben; vier Gesänge brachte er jetzt schon fertig; er nahm sie bei Gelegenheit mit nach Sesenheim.[1])

Herder aber war noch mehr als ein Literat, der neue literarische Götter ausrief. Und namentlich gedachte er viel mehr zu werden. Als Schriftsteller

[1]) Zur Probe dieser Poesie und der Goetheschen Übertragung: was die weißbusige Colma sang. „Es ist Nacht. Ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind braust zwischen dem Berge. Der Wasserfall saust den Felsen hinab. Keine Hütte nimmt mich vorm Regen auf. Ich bin verloren auf dem stürmischen Hügel. — Tritt, o Mond, hervor hinter deiner Wolke! Sterne der Nacht, erscheint! Ist denn kein Licht, das mich führe zum Platz, wo mein Liebster ausruht von der Mühe der Jagd? Sein Bogen neben ihm ohngespannt. Seine Hunde schnobend um ihn her. Aber hier muß ich allein sitzen an dem Felsen des mosigen Stroms. Und der Strom und der Wind saust, und ich kann nicht hören die Stimme meines Geliebten. — Und wie, mein Salgar, wie? Der Sohn des Hügels hält sein Versprechen nicht? Hier ist der Fels und der Baum und der wilde Strom. Du versprachst, mit der Nacht hier zu sein. Ach, wohin ist mein Salgar gangen? Mit dir wollt' ich meinem Vater entfliehn, mit dir meinem stolzen Bruder. Unsre Stämme sind lange schon feind; aber wir sind nicht Feinde, o Salgar." — (Als der Mond durch die Wolken bricht, sieht sie die Leichen ihres Geliebten und ihres Bruders, die sich gegenseitig erschlagen haben.)

hatte er sehr keck seine Meinungen ausgesprochen, war aber auch von andern Schreibenden schon empfindlich gezüchtigt worden, denn bei seinem Halbwissen gab er sich viele Blößen. Vor der gelehrten Zänkerei hatte er jetzt einen begründeten Abscheu. Viel mehr freute ihn das Denken und Wandeln auf Gebieten, wo die Schulfüchse noch nicht daheim waren. Sein Denken aber war dann gewöhnlich ein kühnes Vergleichen. Sein eigenartigstes Erlebnis der letzten Jahre war eine lange Seereise auf einem kleinen Schiffe gewesen. Die Menschen auf einem Schiffe bilden einen Staat; der Schiffshauptmann ist ihr König, der Steuermann sein Minister. Kann man nicht auf solchem Schiffe die Uranfänge der großen Staaten im Einzelnen beobachten? Weiter: das Wassermeer unter uns gleicht dem Luftmeer über uns; das Wasser ist verdichtete Luft. Die Fische sind die Vögel dieses unteren Weltreiches. Herder beobachtete die Züge der Heringe: galten nicht die gleichen Gesetze für sie und — die berühmte Völkerwanderung der germanischen Stämme? Weiter! Die Menschen wohnen auf dem Grunde des Luftmeers; sie können nicht fliegen. Muß man nicht schließen, daß auf dem Grunde des Wassermeeres gleichfalls seine vollkommensten Wesen leben und nicht schwimmen können? Man braucht sich solchem lustigen Gedankenspiel nur hinzugeben, so schreitet man von einer wundervollen Idee zur andern; man macht die kühnsten Entdeckungen — von denen sich vielleicht einige in späterer Zeit als richtig herausstellen.

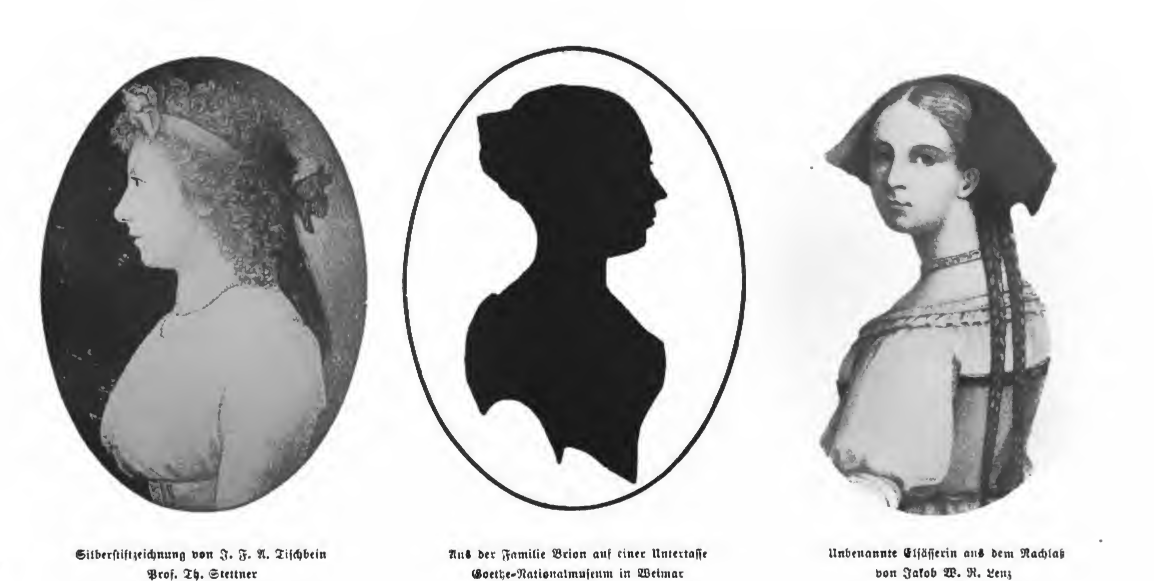
Herder war durch sein bisheriges Schicksal Schullehrer, Prediger und Schriftsteller. Das alles genügte

ihm nicht. Er strebte nicht eigentlich hinaus, denn tatsächlich entsprach dieser äußere Beruf seinen inneren Anlagen und Neigungen; sondern er strebte empor zu einer Höhe, die nur ganz wenige Lehrer, Denker, Geistliche, Gelehrte bisher erreicht haben. Er dachte sich als den Erzieher eines ganzen Volkes, als Kulturbegründer, Reformator, geistliches Oberhaupt. In seiner Heimat Preußen konnte er nichts erreichen; dort herrschte unter dem starken König Friedrich die Sklaverei; aber Rußland war ein Werdendes, Bildsames, Hoffnungsreiches, und die große Kaiserin Katharina ehrte die besten Geister, die ihr regieren halfen. Herder konnte emporwachsen zu ihrem Statthalter in Livland, wenigstens in Allem, was die Kultur betraf.

Wir wissen nicht, wieviel von solchen Gedanken er dem Knaben Goethe verriet (der aber nur fünf Jahre jünger war als dieser Prophet); doch ist es kein Zweifel, daß Goethe aus dem Lernen und Staunen nicht herauskam.

Eine junge Liebe wächst im Herzen, auch wenn ein Herder den Kopf mit neuen Gedanken füllt. Man liest Homer, Pindar, Shakespeare, Ossian, und während man liest, schauen immer wieder die blauen Mädchenaugen aus den Seiten des Buches heraus.

Grüße kamen von den Schwestern im Pfarrhause. Wie es mit dem versprochenen Besuche stehe? Freilich, jetzt im Winter sei es gar trübselig bei ihnen, und wenn man nicht im Freien herumstreifen könne . . . Goethe aber antwortete:



Silberstiftzeichnung von J. F. A. Tischbein
Prof. Th. Stettner

Aus der Familie Brion auf einer Untertasse
Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Unbenannte Elsässerin aus dem Nachlaß
von Jakob M. R. Lenz

Angebliche Bilder von Friederike Brion



Pfarrhaus zu Sesenheim

Zeichnung von Goethe
Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein!
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein!
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Und er führte den Vorsatz aus; diesmal ritt er die fünf Meilen allein. Auf dem Heimwege sandte er ihnen schon wieder einen Gruß in Versen:

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den Ihr ihm nanntet, liebe Kinder!
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.
Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gesottner Eier
Und einem Stück gebacknem Fisch.
Die Nacht war wahrlich ziemlich düster
Mein Falke stolperte wie blind,
Und doch fand ich den Weg so gut, als
ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche findt.

Herder hatte ihm und dem dicken Peglow kürzlich den ‚Landprediger von Wakefield' vorgelesen; durch diese ergreifende Geschichte war ihm das Pfarrhaus in Sesenheim noch poetischer geworden. Er dachte sich die Eigenschaften und Schicksale des wackeren Primrose, seiner fleißigen Ehefrau, der Töchter Olivia und Sophie und des Sohnes Moses auf die Brions übertragen: Das vergnügte und ängstigte ihn abwechselnd.

Ein anderes poetisches Spiel ging beständig zwischen ihm und Friederiken vor sich: sie waren beide musikalisch, wenn auch nur als Anfänger; jetzt bereicherten sie mit einander ihren Schatz an alten und neuen Liedern. Gibt es eine schönere Unterhaltung zwischen verliebten jungen Leuten? Friederike wußte Elsässer und Schweizer Lieder oder konnte sie erlangen; Goethe konnte nicht nur Noten beschaffen, sondern auch neue, bessere Texte dichten zu Melodien, die sie liebte.

Aber auch ohne solche Absicht drängte sich seine überquellende Empfindung zuweilen in ein Lied hinein. Es hüpfte in seinem Herzen die Freude, daß er dies Mädchen gewonnen hatte, und es frohlockte seine Hoffnung, ihr in wenigen Wochen wieder in die Augen zu blicken.

Balde seh' ich Riekchen wieder!
Balde, bald umarm' ich sie!
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süß'ten Melodie.

Ach wie schön hat's mir geklungen,
Wenn sie meine Lieder sang!
Lange hab' ich nicht gesungen,
Lange liebe Liebe lang!

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen,
Wenn mein Mädchen mir entflieht,
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in ein Lied.

Doch jetzt sing' ich, und ich habe
Volle Freude süß und rein!
Ja, ich gäbe diese Gabe
Nicht für aller Klöster Wein.

Herders Kur zog sich entsetzlich in die Länge; mit jeder Woche sank die Hoffnung, daß ein schließlicher Erfolg diesen Zeitaufwand, diese Geduldsproben und die ausgestandenen Schmerzen belohne. Kein Wunder, daß der Patient immer grilliger und bitterer wurde; auch in guten Zeiten mochte er gern andere Männer seine Überlegenheit fühlen lassen und ihnen deutlich machen, daß sie im Vergleich zu ihm Dick- und Dummköpfe seien. Jetzt aber behandelte er den Goethe besonders schlecht, diesen reichen jungen Herrn aus Frankfurt, der schon über die schwierigsten Dinge mitreden wollte. Goethe ließ sich Alles gefallen. Denn sein stärkster Trieb war derjenige nach Bildung und Erkenntnis; er fühlte, daß er unter Herders unbarmherzigen Händen sich entfaltete und stärkte. In Leipzig hatte er sich eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt gehabt; jetzt wurde er ein Mann von Ausdehnung. Wie Andere sich streichen und kneten lassen, um ihren Leib von schlechten Säften zu reinigen, so ließ er sich schelten, verspotten, verlachen, weil sein Geist aus dieser Kur Vorteile mitnahm. „Von Herdern konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen, wie man wollte." So erzählte Goethe später; aber auch: „Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mitteilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern."

Auch über bildende Kunst erging sich Herder in neuen Urteilen und Vermutungen. Er hatte die Gemälde und Plastiken in Paris gesehen und lächelte herablassend, wenn Goethe von den Kunstwerken in

Frankfurt, Leipzig und Dresden plauderte. Der junge Mensch beschrieb z. B. die in der Dresdner Galerie befindlichen Bilder des Domenico Feti, der die Gleichnisse Christi „mit viel Eigenheit und Geschmack und guter Laune ganz an's gemeine Leben herangeführt" hatte. Dieser Maler, urteilte dann Herder, müsse wohl ebenso närrisch gewesen sein wie sein Bewunderer; und Goethe trug nun den Spitznamen „Domenico Feti" davon.

Herder war nicht selten ein Klopffechter, ein bloßer Widerspruchsgeist; zuweilen verhöhnte er seine Schüler wegen Ansichten, die sie vor Kurzem von ihm selber gehört hatten. Aber Sophist war er doch nur nebenbei. Seine eigentliche Lust war die geistreiche, kühne Vermutung, das Entdecken in's Blaue hinein, das Aussenden von Blitzen, die für einen Augenblick die Nacht erhellen. Wir wissen, daß er die Dichtkunst für eine Welt- und Völkergabe, die Poesie für den natürlichen Ausdruck der ursprünglichen Menschheit hielt; solche Thesen oder Hypothesen regten ihn und Andere an, nach der Vorgeschichte aller bekannten Zustände zu fragen. Durch diese Fragen aber konnte eine neue und sehr wichtige Art Geschichte entstehen, sogar eine neue Art des Denkens: das geschichtliche Denken, die Erklärung aller bestehenden Wesen, Eigenschaften, Verhältnisse aus Dem, was ihnen vorausging. Bisher verstand man unter Geschichte eine Sammlung von Historien und Daten; sie bezog sich auf Regenten, Staaten, Kriege, Aufstände, Unglücksfälle, Verbrechen und Seuchen, und immer wieder auf die zeitweiligen Gewalthaber. Die neue Art Geschichte, die Ent-

stehungs- und Entwicklungslehre, konnte nun auf alles Menschliche, auf die gesamte Betätigung und Kultur der Erdenbewohner angewandt werden; ja auch auf die Tiere, die Pflanzen, die Gesteine, die ganze Erde, die ganze Welt. Der Anfang solcher neuen Wissenschaften pflegt nun aber Pfuscherei zu sein, eine Art alchemistisches Geköche; die Neulinge gehen tollkühn auf das Schwierigste, das Unmögliche los. Auch Herder glich jetzt den Alchemisten, die mindestens das Goldmachen und die Gewinnung des Lebens-Elixiers erreichen wollten. Jetzt eben hatte die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Preisaufgabe gestellt: „Können die Menschen, wenn sie ihren natürlichen Fähigkeiten überlassen bleiben, die Sprache erfinden? Und durch welche Mittel werden sie zu dieser Erfindung gelangen?“ Das war so recht eine Frage, über die Herder weissagen und in deren Beantwortung er seine mannigfaltigen, zersplitterten Kenntnisse zeigen konnte. Eben jetzt vollendete er seine Schrift über den Ursprung der Sprache, mit der er den Preis zu erringen hoffte. Goethe hörte seine Ausführungen an, und wie wunderlich ihm die Frage und Antwort auch sonst vorkam: Anregungen empfing er wieder in Fülle.

Die Quälerei mit Herders Auge mußte schließlich aufgegeben werden. Die Zeit war umsonst vertan; Herders Geld war verbraucht, und Goethe mußte für ihn borgen gehen. Im April verließ Herder den „elendesten, wüsten, unangenehmsten Ort“, wie er Straßburg nannte. Über Darmstadt fuhr er seiner neuen Wirkungsstätte zu.

Eine ganz große Wirkung hatte Herder doch auch auf Goethes Stellung zur bildenden Kunst. Er half ihm, sich von dem Vorurteil der Aufklärungszeit gegen alles Mittelalterliche und „Gotische" zu befreien. Das Wort Gotisch bedeutete damals: Barbarentum; es meinte in der Kunst also eine Vergeudung ungeheurer Mittel im Dienste des Ungeschmacks. Herder gab nun seinem Schüler den Mut, an große Kunst in der Jugendzeit der Völker zu glauben, und also auch dem eigenen Volke, den deutschen Vorfahren, Gutes zuzutrauen. In Goethe erwachte jetzt zum ersten Male eine Ahnung, daß wir Deutschen in alten Zeiten nicht nur große Krieger und Eroberer, sondern auch in unserem geistigen Besitz und künstlerischen Können reich und stark gewesen. Der beste Beweis war ihm hier täglich vor Augen: das Münster. Je länger je mehr gab er sich diesem Werke mit dem Enthusiasmus hin, den jede Kunst fordert, um ihr Bestes zu offenbaren. Er verehrte nun in dem legendarischen Baumeister dieses Domes, in Erwin von Steinbach, einen der ganz großen und zugleich uns Deutschen angehörenden, unser Wesen darstellenden Künstler. Was er beim ersten Anblick des Münsters geahnt, wagte er nun auszusprechen, mit dem Eifer des Neubekehrten. Ihm habe gegraut „vor dem Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers", als er nach Straßburg gereist, eben wegen des allgemeinen Begriffes oder Mißbegriffes vom Gotischen.

Mit welcher unerwarteter Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keines-

wegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei.

Und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tages zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durchforschendes Schauen ermattetes Aug' mit freundlicher Ruhe gelegt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun Diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters.[1])

Auch die übrigen Künste gingen in Straßburg nicht leer aus. Goethe lernte jetzt das Violoncello spielen und übte sich mit seinem Lehrer Busch Sonaten ein. Im Theater konnte er auch hier wieder deutsche und französische Komödianten vergleichen. Es wurde Allerlei geboten:

Was Voltaire, Molière, Rousseau, Racine und Viele
Verfertigt und damit so manches Herz gerührt,
Sowohl durch Lust- als auch durch schöne Trauerspiele,
Dies wird beständig hier sehr lebhaft aufgeführt.

---

[1]) Geschrieben für die im November 1772 gedruckte Schrift ‚Von deutscher Baukunst'.

Was Gellert, Deutschlands Stolz, zu frühe nur gestorben,
Zum Ruhm der Bühne tat, wird öfters hier geübt;
Und Chronegk, welcher sich Unsterblichkeit erworben,
Wird in dem ‚Kodrus' auch nach seinem Tod geliebt.
Nach Diesem siehet man viel Künstliches beginnen
In einem Ballet durch die schönsten Tänzerinnen.[1])

Im deutschen Schauspielhause (nämlich im Saale der Tuchmacherzunft) zeigte sich jetzt die Marchandsche Truppe, in der Madame Abt die weiblichen Rollen am besten spielte. Im französischen Theater am Broglie sah man zu verschiedenen Zeiten zwei berühmte Pariser Darsteller, Lecain und Aufresne. Der Erstere war der klassische Komödiant der französischen Hofbühne: vornehm, kräftig, pathetisch und vor allem Künstler; Aufresne dagegen erklärte aller Unnatur den Krieg; er suchte, in seinem Spiel, ohne in rohen Naturalismus zu verfallen, die höchste Wahrheit auszudrücken. Als er nach Straßburg kam, empfand man Das wie eine Anerkennung, daß hier im Grenzgebiet für diese wahrhaftigere Kunst mehr Verständnis zu erwarten sei als in der überfeinerten Hauptstadt, und ein Gegensatz zu Paris und dem französischen Wesen kam zum Bewußtsein.

Goethe wurde jetzt überhaupt ein besserer Deutscher. Er war in's Elsaß als in einen Vorhof Frankreichs gegangen; er wollte demnächst das Hauptland und

---

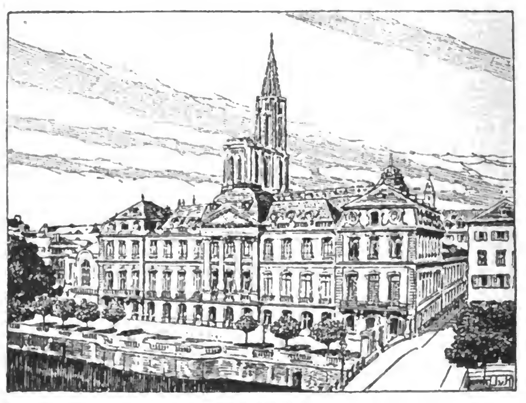
[1]) J. L. Rautenstrauch, Straßburg nach seiner Verfassung. Kolmar 1770.

die Hauptstadt der europäischen Kultur ganz nahe sehen. In der französischen Sprache fühlte er sich ganz sicher und unbehindert; in den ersten Wochen seines Straßburger Aufenthaltes, als die künftige Königin von Frankreich, die österreichische Prinzessin Marie Antoinette, hier den französischen Boden betrat und im Schlosse an der Ill wohnte, hatte er auch wieder ein kleines französisches Gedicht gemacht. Manche Deutsche lebten beständig in Paris und schrieben französisch: Das konnte auch sein Schicksal werden.

Sehr bald aber bemerkte er, daß sich gerade hier im Grenzlande deutsches und französisches Wesen deutlich gegeneinander abhoben. Auch sogar in der französischen Sprache. Wer kein geborener Franzose war, mochte sich noch so gewandt im Französischen ausdrücken und noch so eifrig sein, es zu gebrauchen, er wurde doch als der Fremde, der Nachahmer, der Schüler, erkannt. Goethes Französisch war noch dazu etwas wunderlich; er sprach es geläufig und war nie um den Ausdruck verlegen, aber er hatte es von allerhand Leuten mit den Ohren aufgefangen und aus allerlei Büchern, neuen, älteren und veralteten, zusammengelesen; also ward er von den echten Franzosen beständig verbessert: in höflichster Weise, aber es war doch verdrießlich. Und er hörte oft sagen, es gebe kaum einen Deutschen oder Engländer oder Italiener, der das Französische vollkommen beherrsche, so daß man ihn für einen Franzosen halten würde. Auch über Friedrichs des Großen französische Prosa und Verse lächelten diese eingeborenen Franzosen. Da brauchte es für Goethe kaum noch der neuen Lehre Herders, daß jeder Künstler nur aus seinem

Individuum und seiner Nation heraus sein Bestes leiste, niemals aber als Nachahmer und Nachbeter. Er warf das fremde Kleid ab und ging nun mit Willen deutsch.

Die Elsässer dachten nicht daran, sich gegen ihre französischen Oberherren zu empören; aber sie fühlten sich selber doch als Andere, wurden sich also ihrer

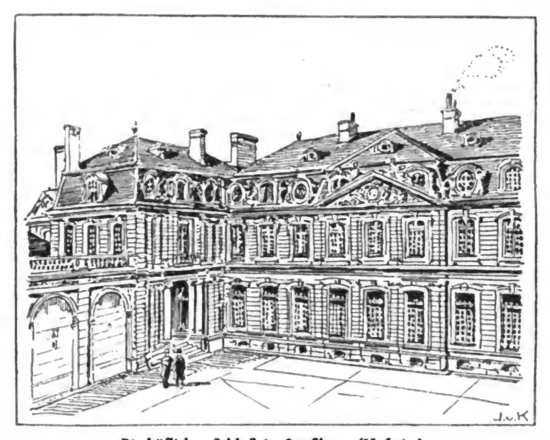


Bischöfliches Schloß in Straßburg

Deutschheit bewußt. Und die natürliche Fortsetzung dieser Erkenntnis war: wir Deutschen sind keineswegs von geringerem Werte. Man sah oft den Franzosen zu und hatte dann viel zu belächeln, zu schelten, zu verdammen. Und nun erst die Erzählungen über die Zustände in Paris! Dort lebte man wie vor der Sintflut; die ganze Gesellschaft oben und unten schien durch und durch verdorben. Da wollten die Straß-

burger doch lieber in ihrer altmodischen deutschen Redlichkeit beharren.

Der Bekanntenkreis, in den Goethe geraten war und der ihm sehr zusagte, bestand überwiegend aus solchen deutschgesinnten Elsässern. Zum Teil waren diese Elsässer auch Untertanen deutscher



Bischöfliches Schloß in Straßburg (Hofseite)

Fürsten: die Freunde aus Buchsweiler und Andere mehr. Salzmann konnte für das Muster eines deutschen Bürgers gelten. Überhaupt waren die lutherischen Straßburger sich ihres Deutschtums mehr bewußt als ihre Nachbarn in „Spier“ und „Mannem.“ Sie haßten ihre katholischen Mitbürger und die französischen Beamten keineswegs, aber sie sonderten sich völlig ab, bildeten eine innere Stadtgemeinde.

Es bestand auch schon längere Zeit ein Literarischer Verein unter Salzmanns Leitung; Goethe besuchte einige der Sitzungen; Engelbach, Weyland, Lerse und Jung waren Mitglieder. Auch als ‚Gesellschaft der schönen Wissenschaften' wird der Verein bezeichnet. Die Anschaffung und Beurteilung neuer Schriften war wohl sein ursprünglicher Zweck. In diesem Vereine überwog das Deutsche durchaus.

Vielleicht wäre Goethe der Anziehung Frankreichs und der französischen Weltsprache doch unterlegen, wenn er die lebenden Dichter jenes Landes als seine Gesinnungs- und Geschmacks-Verwandten empfunden hätte, so daß es ihn in deren Bund zu treten gezogen hätte. Einzelne sagten ihm wohl zu, Rousseau besonders, aber von ihm wußte man ja, daß er in Paris nur als Fremdling und Sonderling lebte. Der wahre Darsteller und Beherrscher des französischen Geistes war Voltaire, ein höchst bewunderungswürdiger Dichter, Gelehrter und Schriftsteller; ein junger Deutscher mußte jedoch auf jeder Seite, die dieser geistreiche Mann schrieb, das Echt-Französische, Unnachahmliche, Fremde und uns Andersartige im Innern Kaltlassende empfinden. Man staunte ihn an, aber er zwang nicht zur Liebe. Und die Jugend hatte gegen ihn auch den Vorwurf, daß er 77 Jahre zählte, schon über ein halbes Jahrhundert berühmt und tätig war und immer noch durch neue Erzeugnisse die Aufmerksamkeit auf sich zog. Der witzigste Gast wird lästig, wenn er allzu lange zu Besuch bleibt und uns Stunde für Stunde zum Zuhören zwingt. So lebendig sich Voltaire noch gebärdete, er war doch alt. Einen überalten Eindruck machte aber

auch das ganze geistige Frankreich. Das sprach auch Herder immer wieder aus, der sich schon deshalb nichts aus dem Lande machte, weil er eine Zeitlang darin gelebt hatte. Die französische Literatur hat ihren Tag gehabt, lehrte er, und das französische Volk wohnt auf Ruinen.

Dies kühle, kritische Verhältnis der neuen deutschen Jugend gegen die vordem so sehr bewunderte französische Kultur und Politur hatte seinen Grund aber auch in ihrer jetzigen Bekanntschaft mit den englischen Dichtern. Die Shakespeare, Milton, Young, Richardson, Fielding, Goldsmith, Sterne usw. übten, sobald man sie kennen lernte, viel mehr Gewalt auf die deutschen Herzen und Köpfe aus; sie konnten als die wahren Meister gepriesen werden. Vertrieb man hier die eine Ausländerei durch die andere? Nun, die Französelei war eine Gefahr, an der alles Deutschtum zugrunde gehen konnte; jenes Inselvolk über dem Meere mußte dagegen als unser natürlicher Verbündeter gelten. Die geistige Verwandtschaft zwischen den Deutschen und Briten fühlten und genossen ja die neuen Leser des ‚Hamlet' oder des ‚Landpredigers von Wakefield' in höchstem Grade. An diesen Dichtern konnten die Deutschen sich selbst finden. Lessing hatte schon 1759 in seinem Kampfe gegen Gottsched betont, „daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen" und daß z. B. unsere altdeutschen Theaterstücke „sehr viel Englisches haben." In den letzten zwölf Jahren war man in die Schätze der britischen Literatur noch viel mehr eingedrungen. Und waren nicht sogar die klügsten Franzosen, Diderot und

sogar Voltaire selbst, bei den Engländern in die Schule gegangen?

Aber man hatte ja auch nicht vor, die englischen Krücken gegen die französischen einzutauschen. Die jungen deutschen Männer wollten mit den bewunderten Engländern in den Wettkampf eintreten. Wenn sie jetzt den Shakespeare vergötterten, so dachten sie dabei an einen Satz Lessings: „Ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, der Alles bloß der Natur zu danken scheint."

Achtzehntes Kapitel

Noch ein Sommer im Elsaß

1771.

Seine Malkünste hatte Goethe in der Frankfurter Krankenstube für Käthchen Schönkopf angewandt: jetzt, im Frühling 1771, betuschte er seidene Bänder für Riekchen Brion mit Blumen, Blättern und Ranken; denn solche bemalten Bänder gehörten damals zum Putz der Damen. Und während Knospen und Blüten an ihren Stenglein mitsamt dem Blattwerk sich auf der weißen Seide aneinander reihten, entstand in dem jungen Maler das Gedicht, das mit ihnen zu dem lieblichen Kinde reisen sollte:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein lustig Band.

Zephir, nimm's auf deine Flügel!
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und dann tritt sie für den Spiegel
Mit zufriedener Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Sie, wie eine Rose jung!
— Einen Kuß, geliebtes Leben
Und ich bin belohnt genung.

Schicksal, segne diese Triebe!
Laß mich ihr und laß sie mein!
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein!

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand!
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Wie sollte das Mädchen für diese Gabe anders danken als mit erneuter, wachsender Liebe? Und was sollte der nächste Ausdruck dieser Liebe andres sein als wie neue freundliche Einladung? Auch diesmal folgte Goethe allein dem Rufe. Der Tag ging schon zur Neige, als er die Stadt verließ. Das Ringen mit dem letzten Tageslichte erregte ihn, den schon von der Liebe Erregten!

Es schlug mein Herz. Geschwind zu Pferde!
Und fort! Wild wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.

Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah schläfrig aus dem Dunst hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer,
In meinem Herzen welche Glut!

Und nun denke man sich den nächsten Tag als einen Sonnen- und Frühlingstag; zwei junge Leute streifen draußen in den Äckern, Wiesen und Büschen herum, nach den Rhein-Inseln zu. Das ist ein Fest-tag, der nicht im Kalender steht; ein plötzliches Geschenk vom Himmel, ein Maienfest.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe
So golden schön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst!
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Die Eltern sahen, wie der Gast und ihre Tochter aneinander hingen; sie vertrauten Beiden. Man konnte ihnen noch mehr Beisammensein wünschen. Goethe war jetzt Student im letzten Semester; Vorlesungen hörte er nicht mehr. Er konnte ebenso gut hier auf dem Lande ein paar Wochen zubringen als in der Stadt; seiner Gesundheit aber war der Landaufenthalt dienlicher, denn darin war er immer noch so unfest, daß

ihn jede Erkältung umzuwerfen schien. Kurz, Vater und Mutter Brion schlugen dem Herrn Goethe vor, von Pfingsten an eine Zeit bei ihnen zu leben, um sich recht zu erholen. Pfarrersleute nehmen leicht einen Kandidaten der Theologie in's Haus, der den Prediger im Kirchehalten ein wenig ablöst und in manchen Fällen sich auch zum Schwiegersohn auswächst; man kann es zur Abwechslung auch einmal mit einem Rechtskandidaten so gut meinen.

Nun empfand Goethe die Vorfreude auf eine herrliche Frühsommerzeit.

In der Stadt kamen ihm dann freilich Bedenken. Die redlichen Eltern sahen in Riekchens gutem Freunde vielleicht einen Bewerber; das Mädchen konnte nach allen seinen Worten, seinem ganzen Betragen das Gleiche vermuten. War er denn schon gebunden und versprochen? Noch vor kurzem hätte er jeden Gedanken, daß er in nächster Zeit seine Freiheit verlieren, sie freiwillig aufgeben könnte, als toll verlacht. Jetzt liebte er jenes Mädchen, und sie ihn; aber was folgte daraus? Mußte denn Etwas folgen? Ist nicht die Liebe so schön und herrlich, daß sie ihr Recht in sich trägt? Muß die Liebe erst noch einen Zweck, ein Ziel, eine Zukunft, eine Entschuldigung bekommen? Dann müßte man ja auch die Freude rechtfertigen und alles Gute, was es in der Welt gibt!

Gewiß, er hatte früher selber gesagt: „Wer einem Mädchen Hoffnung macht, Der verspricht." Aber Käthchen hatte ihn dann in der empfindlichsten Weise

belehrt, daß die jungen Mädchen keineswegs von der Gnade ihrer Liebhaber abhängig sein wollen. Sie begehren die Ehe mit einem braven Manne. Gut, aber bilde du dir nicht ein, daß du dieser Mann sein müßtest! Man hätschelt dich jetzt, aber man ist ebenso bereit, das Köpfchen an eines anderen Mannes Brust zu schmiegen, wenn du nicht mehr da stehst.

„Einmal muß man erfahren, daß Mädchen — Mädchen sind und daß ihnen ein Mann ein Mann ist“: diesen Satz schrieb Goethe in einen Briefroman hinein, den er sich ausdachte und anfing. Dazu die andere Lehre: „Der Glückliche soll sich nicht schmeicheln, ein Frauenzimmer könne uns mehr geben als den gegenwärtigen Genuß.“[1]) Carpe diem! ruft uns Horaz zu. Nur der Augenblick gehört uns, nur unser Denken und Fühlen in diesem Augenblicke. „Was jeder Tag will, sollst du fragen; Was jeder Tag will, wird er sagen.“[2]) Also durfte er sich wohl seines Glückes durch Riekchen ohne Zukunftssorgen freuen. Er gab ihr die Seligkeit der Liebe, wie sie ihm.

Riekchen war jetzt neunzehn Jahre alt und noch immer leidend. Man wußte nicht, ob sich ihr Leben zu Ende neigte oder heimlich schon erstarkte. Goethe ging auf die Zweiundzwanzig zu, und gerade jetzt kränkelte auch er wieder, sogar in recht verdrießlicher

---

[1]) „Arianne an Wetty“, Bruchstücke im Straßburger Notizbuche Goethes.

[2]) Diese Gedanken hat Goethe erst später niedergeschrieben; aber auch in dieser Zeit hielt er sich schon „erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unsrer Glückseligkeit so unentbehrlich ist.“ (An Salzmann, im Juni 1771.)

Weise. Es war wirklich ihnen beiden eine Ferienzeit, ein fleißiges Spazieren in freier Luft zu gönnen. Auch ohne feierliche Bedingung nachfolgenden Ehestandes.

Ganz beruhigen konnte sich Goethe über seine Lage nicht. War es recht, daß er durch die Annahme der freundlichen Einladung sich verpflichtete? Hatte er nicht längst schon seine Neigung deutlicher gezeigt, als ratsam war? Der Satz: „Wer einem Mädchen Hoffnung macht, der verspricht" läßt sich nicht völlig aus dem Sinn schlagen.

Wenn er vor solchen Fragen und Nöten stand, hatte der junge Goethe immer das Bedürfnis nach einem Vertrauten, dem er sein Herz ausschütten konnte. Salzmann, das weise Männchen, war jetzt sein Beichtvater. Was aber sollte der Erfahrene in diesem Falle tun als den Kopf schütteln und zur Vorsicht raten? Daß man Liebesleute nicht lenken kann, wußte er, und die vernünftigen Erwägungen, die er vortragen konnte, waren seinem Schüler bereits geläufig. Das Mädchen aber wohnte bei Vater und Mutter; es brauchte von keinem Fremden behütet zu werden.

Als Pfingsten herankam, wo Goethe draußen erwartet wurde, war er in seiner Gesundheit wieder ziemlich tief unten: Schnupfen, Husten und Fieber. In seinem Kopfe sah es wirr aus, in seiner Stube gleichfalls. Drinnen in der Seele war es nicht heiter. „Ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife."

Dennoch ritt er am vorgesetzten Tage morgens um Sieben ab.

Als er in Sesenheim ankam, fand er auch Riekchen kränklicher als sonst. Da bedurfte es wenigstens keines Beweises mehr, daß Beide ein Recht auf ein paar Wochen Schlenderleben hatten.



Die Kirche in Sesenheim

Am zweiten Pfingsttage war in dem Nachbarorte Röschwoog Tanz; pfälzische Wandermusikanten spielten auf. Riekchen mußte zu Hause bleiben, aber Selmel wollte auf das seltene Vergnügen nicht verzichten, und der Gast hatte die Ritterpflicht, sie hinzuführen. Als er da war, tanzte er auch: von zwei Uhr nach Tisch bis Mitternacht außer den wenigen Pausen zum Essen und

Trinken. So hatte er sich noch nie dem Tanze hingegeben! Er vergaß sein Fieber oder tanzte es weg.

Nach dieser Gewaltkur fühlte er sich auch in den nächsten Tagen wohler. Der Husten löste sich allmählich, besonders durch die viele Bewegung im Freien. Aber die erste Woche war doch längst nicht so, wie man sich das Beisammensein zweier Liebenden vorstellt. „Die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein“ schrieb er an Salzmann, „und Das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehn.“ Dazu plagte ihn das Gewissen. Eben die Frage, ob es recht sei, daß er hier so vertraut unter den guten Leuten wohnte und sich pflegen ließ wie ein Sohn des Hauses. Er empfand dankbar das Gute und Vergnügliche, was er hier hatte. „Und doch“ gestand er dem Freunde, „wenn ich sagen könnte: »ich bin glücklich«, so wär' Das besser als Das alles.... Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind.“

Auch in der nächsten Woche fehlte ihm viel zum rechten Behagen. Sein Husten war doch immer noch hartnäckig.

> Ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Atem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt! Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet —

Ja, die schönen Stunden mit Riekchen, wenn sie sich besser fühlte, wenn Beide sich im Freien ergingen oder draußen in der Laube oder im Nachtigallenwäldchen oder sonst an einem schönen Platze saßen. Dann schwätzte sie so vertraulich, beschrieb ihm alle ihre Bekannten oder sie hörte ihm so hingegeben zu, sobald

er sein Inneres aussprach oder Etwas vorlas, was er selber liebte. Seine eigenen Werkchen hatte er auch mitgebracht, Fertiges und Angefangenes, auch sein Theaterstück ‚Die Mitschuldigen'. Den Homer las er für sich auf griechisch, und weil er voll davon war, beschrieb er dem Mädchen auch diese Helden und Kämpfe des trojanischen Krieges. Ebenso wunderbar waren die Bilder aus dem Nebel- und Mondscheinlande Kaledonien, die er nach Ossians Vorbilde malte. Von Shakespeare sprach er dann oder von jenem englischen Landpfarrer Primrose und seinen Töchtern, von hundert andern Dingen. Er schien unerschöpflich. Was so ein Mann nicht alles weiß, nicht alles denken kann! In andern Stunden kam sein Talent im Zeichnen und Malen hervor. Er wagte sich an eine ganz große Aufgabe: die Pfarrkutsche war einfarbig; er wollte sie jetzt mit Blumen und Zieraten bemalen; die nötigen Pinsel und Farben wurden herbeigeschafft.

Im Dorfe gibt es für einen Städter Allerlei zu sehen und zu lernen, und Goethe bastelte gern; sogar das Korbflechten ließ er sich vom „lahmen Philipp" zeigen, wie wenn er's selber betreiben wollte. Es glückte ihm auch, für Herder alte Volkslieder aufzustöbern; „aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens" erhaschte er sie noch gerade, denn deren Enkel wußten sie schon nicht mehr. Es waren zumeist tragische, mitunter auch derbkomische Liebesballaden: vom Herrn v. Falkenstein und der schönen Magd; vom Pfalzgrafen und seiner unglücklichen Schwester; vom Maidel, das zwei Knaben lieb hatte; vom Zimmergesellen, den die Markgräfin verführte und der Richter laufen ließ; vom

braunen Annel; vom plauderhaften Knaben usw. Dann wurden wieder von den Schwestern neuere Lieder geträllert oder gesungen; Rieckchen oder Goethe setzte sich an das Klavier. Ungern trennte man sich zur Nacht, und am frühen Morgen, wenn Goethe in den Garten hinaustrat, sehnte er sich schon wieder nach seinem Mädchen:

Erwache, Friederike,
Vertreib die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
So höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch:
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch!

Aber nicht alle Tage sind Sonnentage. Und auch in der Mitte des Rosenmonds ist das Wetter zuweilen abscheulich kalt und naß. „Es regnet draußen und

drinne" schrieb Goethe an einem solchen Tage dem getreuen Mentor in der Stadt, „und die garstigen Winde vom Abend rascheln in den Rebblättern vor'm Fenster, und meine animula vagula ist wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm." Die »animula vagula«: so hatte einst der Kaiser Hadrian seine Seele angeredet, als es an's Sterben ging:

Animula vagula, blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca
Pallidula, rigida, nudula,
Nec ut soles dabis jocos![1])

So ernsthaft waren des jungen Mannes nächste Aussichten denn doch nicht. Er brauchte ja nur an das Angenehme zu denken, das er genossen hatte und das ihm noch bevorstand. „Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte!"

Das Wetter heiterte sich auch wieder auf, und nun erfreute er sich immer mehr an der Natur. Zum ersten Male erlebte er den Sommer in einem Dorfe. Er sagte sich, daß er die Welt noch nie so schön gesehen habe. Wie war er doch jetzt vom Schicksal begünstigt!

Die angenehmste Gegend. Leute, die mich lieben. Ein Zirkel von Freunden. Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag' ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind Das nicht die Feengärten, nach denen du dich

[1]) Flatterndes, zärtliches Seelchen, des Leibes Gast und Gefährte, nun wirst du dahin gehen in die bleichen, starren, nackten Stätten der Unterwelt und nicht mehr wirst du, wie bisher, zu Scherzen aufgelegt sein.

sehntest? — Sie sind's! sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! Die Zugabe, die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden.

Das hatten sie wohl alle nicht bedacht: die Eltern, als sie den jungen Mann einluden, Riekchen, als es ihn herbeisehnte, und Goethe, als er sich auf diese Wochen freute, daß im wirklichen Leben die Poesie im besten Falle nur ein kleiner Nachtisch zu der Hauptmahlzeit Prosa sein kann. Im kleinen Hause sieht und hört man leicht zuviel von einander! Goethe gewahrte jetzt sein Mädchen vier Wochen lang,[1]) jeden Tag und den ganzen Tag; er sah sie auch matt und krank, vom Schnupfen entstellt und verstimmt. Das war die „Zugabe" zu dem Gewollten und Vorbereiteten. Tat man klug, eine junge Liebe auf solche Probe zu setzen? Auch er selber war nicht immer aufgeräumt, schon weil auch seine Gesundheit schwankend blieb. Er beobachtete Riekchens Eltern und Geschwister am Alltage: gute Leute, aber auch gewöhnliche Leute. Schlecht traf es sich, daß er mit dem Pfarrer wenig gelehrte und geistreiche Gespräche haben konnte; dieser Papa war als Mensch wie als Prediger etwas langweilig. Er wünschte sich einen Umbau seines Hauses. Darüber konnte Goethe mit ihm beratschlagen; der junge Mann maß Alles aus und zeichnete neue Risse. Die Ausführung lag aber in weitem Felde. Mit jener Kutsche mißlang es unserem Malstudenten schmählich: als er

[1]) Ungefähr; eine sichere Zeitangabe gewähren die Briefe an Salzmann nicht.

seine Blümelein und Rankenwerk recht hübsch aufgetragen hatte, wagte er sich auch an das Lackieren. Dabei brauchte er einen falschen Firniß, der nun weder bei Sonne, noch bei Zugluft trocknen wollte. Schließlich mußte der Lack und die Malerei wieder abgewaschen werden; danach hatte die Kutsche aber auch ihren früheren Glanz verloren, und Herr Goethe wurde ausgelacht.

Nun, solcher Ärger geht nicht tief. Viel peinlicher war ihm die Erkenntnis, der er sich doch nicht mehr verschließen konnte: daß eine dauernde Lebensgemeinschaft zwischen ihm und diesen braven Leuten ein Unglück sein würde. Er dachte sich Riekchen in die Stadt: schon in Straßburg war sie fehl am Platze. Er dachte sie sich nach Frankfurt; wie sollte er es vor dem Vater und der Mutter begründen, daß nur dieses elsässische Landmädchen ihn beglücken könne? Er glaubte es ja selber nicht! Seine Liebe war eigentlich nur noch eine Erwiderung ihrer Liebe. Was sollte er jetzt mit einer Braut? Nach seines Vaters Plane hatte er erst noch eine große Reise durch fremde Länder zu machen, ehe er sich in einem Berufe festsetzte; ihm selber lag seine Zukunft noch ganz im Dunkeln. Wie hätte er das Schicksal eines Mädchens mit dem seinen verbinden dürfen? Eines kranken Mädchens? Konnte er sich doch auch auf seine eigene Gesundheit gar nicht verlassen!

So wechselten trübe Wolken und Sonnenstrahlen in seinem Herzen. Und so kam der Tag heran, wo er sich endlich wieder zur Stadt wenden mußte. Riekchen ging ein Stückchen des Weges mit ihm: „Ach Gott,

wie weh tut Scheiden!" fängt ein altes Volkslied an. Goethe hatte dies Erlebnis, das Wenigen erspart bleibt, auch schon auf seine Weise in Verse gebracht:

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonnne
Verengt der Abschied mir das Herz.
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging. Du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick —
Und doch! welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Bisher war Goethe nicht in das obere Elsaß gekommen, dessen schöne Landschaften und alte Städtchen gerühmt wurden. Jetzt holte er es nach, von den Freunden beredet, oder indem er sie mit sich riß. Eine größere Fahrt führte über Schlettstadt und Kolmar, wo man den blinden Fabeldichter Pfeffel begrüßte, nach Ensisheim, um dort in der Kirche den ungeheuren Meteorstein zu sehen. Ein anderer Ausflug hatte Molsheim zum Ziel; die gotische Kirche dort ist die zweitschönste des Landes, und im Kreuzgange des

Karthäuser Klosters erregten farbige Scheibengemälde die Bewunderung der Besucher. Auch eine Wallfahrt nach dem Odilienberge machte Goethe mit und genoß zugleich ein solches katholisches Volksfest und die Aussicht von jener Höhe. Man überschaut dort fast das ganze Elsaß und gegenüber den Schwarzwald; das Straßburger Münster ist deutlich; aber auch ins Breisgau reicht der Blick, und an hellen Tagen zeigen sich im Süden die Schweizer Berge. Ein Frauenkloster steht hier oben, der heiligen Ottilie gewidmet, die eine Tochter des elsässischen Herzogs Eticho war. Sie ist Schutzpatronin des Landes und zugleich der Augenkranken, denn man erzählt von ihr, daß sie, blindgeboren, erst mit der Taufe das Augenlicht erhielt.

Wenn Goethe dann wieder daheim in Straßburg war, beschäftigte ihn das Münster noch immer. Er hatte eine Entdeckung gemacht oder glaubte sie gemacht zu haben, nämlich, daß der Künstler, der den Turm entwarf — den einen ausgebauten — die Spitze anders gebildet habe, als wir sie jetzt ausgeführt sehen. Zu dieser Behauptung führte ihn sein künstlerisches Gefühl, nachdem er sich lange und liebevoll mit diesem ganzen Bauwerk und diesem wichtigen Teile beschäftigt hatte. Er sprach auch aus und zeichnete auf Papier, wie die Spitze ihrem Unterbau gemäß eigentlich endigen müsse. Und nun erlebte er den Triumph, daß der Schaffner des Doms, der berühmte Orgelbauer Silbermann, ihm Recht gab und vor Andern bestätigte, daß der ursprüngliche Plan so war, wie Goethe vermutet hatte. Silbermann hatte die Bau-Risse in seinem Gewahrsam; er zeigte sie jetzt dem jungen Kunstbeflissenen, dessen Liebe

zu dem wundervollen Bauwerk nun noch begeisterter wurde.[1])

Wenn er nur zu seinem Haupt- und Brotfach eine ähnliche Liebe hätte fassen können wie zu den bildenden Künsten und der schönen Literatur! Wohl hatte er alle Fächer und Lehren der Jurisprudenz oberflächlich kennen gelernt, aber er blieb an der Oberfläche. Weder ein Philosoph, noch ein Historiker fand sich, der ihm das Innere dieser Wissenschaften zeigte und ihn zu der eigenen Arbeit verführte, durch die allein wir ein freundschaftliches Verhältnis mit der Wissenschaft gewinnen.

Sein Vater erwartete von ihm eine Doktor-Dissertation; er wollte auch schon im ersten Straßburger Semester an die Ausarbeitung gehen. Aber er stockte sogleich wieder, denn er empfand, daß ihm überall die Kenntnisse fehlten und leider auch die Neigung, sie zu erwerben, und, wie angedeutet, auch der Lehrer, dessen Schüler und Altgesell er hätte sein mögen. Da hörte er denn gern den Freunden zu, die ihm rieten, sich die ganze Arbeit mit der gelehrten Abhandlung zu ersparen; man könne hier in Straßburg auch mit einer bloßen Disputation über Thesen Lizentiat und Doktor werden, und solche Thesen seien bald aufgestellt.

Davon wollte aber der Vater nichts hören. Er

---

[1]) Diese Kunstfrage ist strittig. Nach Görres soll der Baumeister des Turms, Peter Hülz aus Köln, selber seinen ersten Plan aus guten Gründen abgeändert haben. Vielleicht wußte Goethe, daß auch der Frankfurter Dom eine andere Spitze bekommen hatte, als im ältesten Risse geplant war.



Das Münster in Straßburg

Alter Stich



Goethe in seinem Frankfurter Arbeitszimmer

Goethe-Nationalmuseum

hatte selber viel „Öl und Schweiß" daran gewandt, eine gediegene Doktor-Arbeit zustande zu bringen, und forderte von seinem begabten Sohne nichts Geringeres. Also mußte der junge Mann nach einem Thema suchen, das einigen Reiz für ihn hatte; und er kam auf die Frage nach dem rechten Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Darüber hatte er als Frankfurter schon Manches reden hören und selber gedacht. Fast überall im deutschen Reiche waren die weltliche und die geistliche Obrigkeit nur die beiden Arme des gleichen Staatskörpers; es galt der Grundsatz: »Cujus regio, ejus religio«; der Staat war entweder katholisch oder lutherisch oder reformiert; die Andersgläubigen wurden vielleicht geduldet, durften aber als solche nicht öffentlich hervortreten, also auch keine Gottesdienste abhalten. So genoß jeder Staat das Glück der religiösen Einheit und Ruhe. In Frankfurt aber und anderen protestantischen Reichsstädten war den Katholiken die Ausübung ihrer Religion vom Westfälischen Frieden her gesichert; wir erinnern uns, daß dort auch die zugewanderten Reformierten seit Jahrzehnten sich um das gleiche Recht bemühten, daß aber der Magistrat ihnen hartnäckig die Errichtung von Bethäusern innerhalb der Mauern verweigerte. Ganz ebenso hielt man es in Straßburg, wo die Kalvinisten ihre Erbauung in dem eine Meile entfernten Wolfisheim, das dem Landgrafen von Darmstadt gehörte, suchen mußten. Hier im Elsaß beschränkte der König von Frankreich aber auch die Rechte der Lutheraner insofern, als er angeordnet hatte, daß alle unehelichen Kinder in seiner Konfession erzogen werden müßten.

Man hat zu wählen zwischen dem Ideal der religiösen Einigkeit aller Staatsgenossen, die zugleich eine sichere religiöse Bestimmtheit ihres Staatswesens bedeutet, oder dem gegensätzlichen Ideal, daß der Staat allen seinen Gliedern volle Freiheit in diesen Dingen läßt, wodurch er selber schließlich aufhört, die christliche Sitte und Sittlichkeit anzuerkennen. Unser Rechtskandidat entschied sich in diesem grundsätzlichen Streite für den alten und herrschenden Zustand; er stellte den Satz auf, daß die Obrigkeit nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichen noch die Laien abweichen dürfen. Er führte Das teils verstandesmäßig erörternd, teils geschichtlich aus. Er zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt wurden, auch das Luthertum, auch das Christentum, und vorher schon die mosaische Verehrung des einen Gottes. Einige kühne Behauptungen fehlten nicht, schon weil der Verfasser durch Herder an solche Sprünge gewöhnt war; aber er neigte auch aus sich selber zum Übermut.[1])

---

[1]) Was Moses angeht, so soll Goethe behauptet haben, „daß die zehn Gebote nicht eigentlich die Bundesgesetze der Israeliten wären, sondern daß nach Deuteronomium zehn Zeremonien die zehn Gebote vertreten hätten." Vermutlich hat Lerse, der Das 1798 erzählte, in später Erinnerung Goethes Thesen mit dessen Schriftchen von 1773 (zwo biblische Fragen), das ihm auch zugesandt wurde, zusammengeworfen, oder Böttiger hat Lerses Erzählung mißverstanden. — Heutigen Lesern kommt Goethes These leicht intoleranter vor, als sie gemeint war. Goethe wünschte keineswegs eine Einmischung der Obrigkeit in die Gedankenfreiheit, eine

Als er diese Abhandlung in ein leidliches Latein gebracht hatte, trug er sie zum Dekan seiner Fakultät, dem Professor Reißeisen. Dieser gab sie ihm nach einiger Zeit zurück; er lobte die Arbeit, aber Manches darin sei bedenklich und gefährlich. Er wies wohl auf die Straßburger Verhältnisse hin, wo die Protestanten mit ihren alten Rechten jetzt in einem katholischen Staate saßen: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Goethe könne seine Schrift wohl später und anderwärts, wenn er dann noch wolle, in der lateinischen oder einer andern Sprache herausgeben: jetzt jedoch sei es geraten, davon abzustehen. Sein Fleiß und seine Fähigkeit sei nun der Fakultät genügend bekannt; insofern sei seine Mühe nicht fruchtlos gewesen; zu seinem Ziele aber könne er auch durch die Aufstellung und Verteidigung von bloßen Thesen gelangen. Das war es gerade, was Goethe gern hören wollte; ihm lag gar nichts daran, als Autor einer lateinischen juristischen Schrift vor die gelehrte Welt zu treten.[1])

Ketzerriecherei; er war ja selber ein Einzelgänger. Aber in jenen Zeiten galten freie und eigene Weltanschauungen für das Vorrecht der „starken Geister", und man erwartete von ihnen, daß sie Dergleichen nur in der gelehrten Sprache zum Ausdruck brächten; auch hüteten sie sich fast alle, das „Volk" aufzustören.

[1]) So stellt es Goethe in ‚Dichtung und Wahrheit' dar. Die Abhandlung selbst ist nicht erhalten, obwohl sie auch der Vater in einer Abschrift besaß. Vielleicht hat sie Zelter im Jahre 1816 gesehen, denn er schreibt aus Straßburg, man habe ihm dort Goethes Dissertation gezeigt, ihm aber durchaus nicht erlauben wollen, sie abzuschreiben. Einen anderen Bericht über diese Abhandlung haben wir von dem Straß-

Goethe schrieb sich nun also die „Thesen“ zusammen, die er bei der Disputation vertreten wollte. Es scheint, daß er sich auch dabei einige arge Ketzereien gönnte; aber die Fakultät war nun aufmerksam und ließ ihm seine Keckheiten nicht durchschlüpfen. Er ersetzte sie dann durch bekannteste oder nichtssagende Sätze. Sechsundfünfzig Thesen stellte er auf, zumeist oberflächliche, die ihm kein eigenes Denken gekostet hatten. „Naturrecht heißt, was die Natur alle belebten Wesen lehrte“: so besagt (auf deutsch) die erste. Andere lauten: „Das geschriebene Gesetz wird durch die Gewohnheit aufgehoben und verbessert.“ „Eine Gesellschaft wird durch den Tod aufgelöst; der Erbe des Gesellschafters tritt nicht in die Gesellschaft ein.“ „Realprivilegien gehen auf die Erben über, Personalprivilegien nicht.“ „Das Studium der Rechte gilt schon lange als das vorzüglichste.“ „Ob

---

burger Professor Elias Stöber, einem Theologen, der im Juli und August 1772 in Briefen an seinen Freund Ring ihren Verfasser „einen überwitzigen Halbgelehrten“ und „wahnsinnigen Religionsverächter“ nennt, in dessen Kopfe es nicht richtig sei.

„Um davon augenscheinlich überzeugt zu werden, darf man nur seine vorgefaßte Inaugural-Dissertation de Legislatoribus lesen, welche selbst die juristische Fakultät ex capite religionis et prudentiae unterdrückt hat, weil sie hier nicht hätte können abgedruckt werden anders, als daß die Professores sich hätten müssen gefallen lassen, mit Urteil und Recht abgesetzt zu werden.“ Das habe er von Reißeisen selber gehört „und, soviel ich mich zu erinnern weiß, hat er mir gesagt, daß dem Kandidaten seine ungereimte Arbeit zurückgegeben worden. Sie dörfte bei keiner guten Polizei zum Druck erlaubt oder gelassen werden, wiewohl der Herr Autor damit gedrohet.“

eine Weibsperson, die ein Neugeborenes umbringt, mit der Todesstrafe zu belegen sei, darüber sind sich die Rechtsgelehrten nicht einig." „Die Todesstrafe darf nicht abgeschafft werden." „Das Wohl des Staates soll das höchste Gesetz sein."[1])

Die Disputation über diese Sätze — eine bloße gelehrte Zeremonie — fand am 6ten August statt; Lerse, obwohl Theologe, trat als Opponent auf, und „ein guter, herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit."

[1]) Daß ursprünglich auch verfängliche Thesen darunter waren, scheint aus einem Briefe vom 7ten August 1771 hervorzugehen, den Professor Metzger, ein Mediziner, an den Karlsruher Prinzen-Erzieher Ring schrieb: „Es gibt hier einen Studenten namens Goethe aus Frankfurt am Main, der, wie man sagt, in Göttingen und Leipzig gewesen ist und recht gut studiert hat. Dieser junge Mensch ist von seinem Wissen aufgeblasen, namentlich aber auch von einigen Bosheiten des Herrn v. Voltaire, und wollte eine These aufstellen, die zum Titel haben sollte ‚Jesus autor et judex sacrorum'. Darin bringt er unter Anderem vor, daß Jesus Christus nicht der Begründer unserer Religion gewesen sei, sondern daß irgendwelche andere Gelehrte sie unter seinem Namen gemacht hätten. Die christliche Religion sei nichts Anderes als eine heilsame Lebenskunst usw. Man hat jedoch die Güte gehabt, ihm die Drucklegung seines Meisterwerkes zu verbieten. Danach hat er dann, um seine Verachtung kundzutun, die allersimpelsten Thesen aufgestellt . . . Man hat ihn ausgelacht, und damit war er erledigt." — Es bleibt unklar, ob Goethe diese Sätze über die christliche Religion unter seinen Thesen oder vorher in der Dissertation hatte. Böttiger schrieb 1798 nach Lerses Erzählung auf, daß Goethe, nachdem seine erste Dissertation vom Dekan nicht genehmigt worden sei, eine zweite geschrieben habe, „die noch viel ketzerischer war."

Goethe war nun Lizentiat der Rechte. Doktor hätte er ebenfalls mit leichter Mühe, ja, auf bloßen Antrag und gegen weitere Geldzahlung werden können; er hielt es für unnötig, da in Deutschland der Lizentiatengrad mit dem Doktorgrad gleiche Geltung hatte, so daß er sich dort nach seiner Meinung ohne weiteres den üblicheren Doktortitel beilegen konnte.[1])

Mit dieser Komödie schloß er sein akademisches Studium ab. Viel hatten ihm die Universitätslehrer nicht gegeben, weder in seinem Fache, noch in den schönen Wissenschaften, die er liebte. Keiner war sein Freund oder Führer geworden — mit Ausnahme Desers, der mit den Professoren nur den Titel gemein hatte. Goethe hatte zahlreiche und zerstreute Kenntnisse gesammelt, aber keine Wissenschaft oder Kunst gründlich und ordentlich gelernt. An ein andauerndes, beharrliches, sorgfältiges Arbeiten war er nicht gewöhnt worden. Ihm fehlte die aus der Grammatik, Mathematik und Logik hervorgehende Schulung im Denken, also eine gewisse Vorsicht und Behutsamkeit den Gedankenblitzen gegenüber. Vielleicht war deshalb sein

[1]) Nach einiger Zeit, Ende des Jahres 1771, ließ ihm die Straßburger Fakultät der Sporteln wegen nahelegen, die Doktor-Promotion nachzuholen. Er weigerte sich. Allerdings gerade seine Kollegen, die Frankfurter Juristen, machten einen Unterschied zwischen beiden Titeln. Unter ihnen konnte sich Goethe nur als Lizentiat bezeichnen. Sonst aber hieß er allenthalben Doktor.

Anschauungsvermögen um so stärker geblieben und auch seine Fähigkeit, alles Wahrgenommene und Vorgestellte höchst lebendig auszudrücken. Zum pedantischen Betrieb der Wissenschaften taugte er nicht, und seine Neigung, selber ein Professor zu werden, war längst vergangen. Aber er hatte sich seine Lernlust bewahrt, begriff auch schnell und leicht, und sein vorzügliches Gedächtnis half ihm, sehr kenntnisreich zu erscheinen. Er versprach also einen gelehrten Liebhaber der Wissenschaften, wie man sie an Höfen und unter reichen Leuten zuweilen findet.

Unerwarteten Reingewinn hatten ihm die akademischen Jahre dadurch gebracht, daß er in die bildenden Künste und ebenso in die Naturwissenschaften (mit Einschluß der Medizin) eingedrungen war: diese Studien gedachte er fortzusetzen, denn von ihnen erwartete er noch viele Freuden.

Der Philosophie, wie sie die Fakultäten pflegen, war er fern geblieben, so sehr er doch das Philosophieren liebte. Er hatte für sich Platons ‚Phädon' mit demjenigen des Moses Mendelssohn verglichen: Das war seine einzige schulmäßige Arbeit auf diesem Gebiete gewesen. In Bayles ‚Dictionnaire' und andern Büchern hatte er allerlei über alte und neue Philosophen gelesen; mit Herder hatte er nicht bloß über ästhetische Grundfragen disputiert, denn Herder beschäftigte sich auch gern mit der Metaphysik. Im Ganzen aber war Goethe ein Philosoph geworden, wie es Shakespeare ist: ein Beobachter der Menschen und ihrer Erlebnisse, ein Sucher nach praktischen Lehren und Ergebnissen aus solcher ständigen Beobachtung. Im Hinblick auf die letzten Geheimnisse der Religion und der Metaphysik

hielt er nicht viel vom Denken oder Wissen; er stellte sich weder zu den Rationalisten, noch zu den Orthodoxen. In dieser Dunkelheit, glaubte er, müssen wir uns auf das Tastgefühl unserer Seelenkräfte verlassen. Die völlige Ergebung in das Schicksal und das grenzenlose Vertrauen auf den Allwaltenden sind höchste Weisheit — obwohl wir sie häufiger bei kindlichen als bei sehr gelehrten Menschen finden.

Was sein Verhältnis zu den Menschen anging, so fühlte und betrug Goethe sich immer noch als ein Sohn aus reichem Hause. Also sahen die Meisten in ihm einen Abgesonderten, der es ohne sein Verdienst recht gut hatte: er konnte hundert Gulden[1]) im Monat verzehren, in feiner Kleidung einhergehen und nach Herzenslust Allotria treiben. Aber er sonderte sich auch freiwillig ab, tauchte nie in der Masse unter, vermischte sich nicht im Jahrmarktsgewimmel mit allem Volk und lebte niemals als ein „rechter Student" mit den Kommilitonen. Nie zog er mit einer Schar aus, nie nahm er an einem großen Gelage teil. So blieb sein Bekanntenkreis verhältnismäßig klein. Und so hatte der junge Mann stets etwas Unjugendliches, Altkluges, Verfrüht-Würdiges.

Goethe selbst berichtet in ‚Dichtung und Wahrheit', daß er von Straßburg körperlich gesünder nach Hause gelangt sei, „aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Überspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete." Gleich danach spricht er von seiner

[1]) Goethes Aufenthalt in Straßburg kostete dem Vater bis zur Rückreise 1449 Gulden.

„vielfachen Exzentrizität." Wichtiger, weil älter, ist eine Briefstelle vom 9ten Dezember 1777 an Frau v. Stein: „So lang ich im Druck lebte, so lang Niemand für Das, was in mir auf- und abstieg, einig Gefühl hatte, vielmehr wie's geschieht, die Menschen erst mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel ansahen, hatte ich, mit aller Lauterkeit meines Herzens, eine Menge falscher, schiefer Prätensionen." Ein anderes Fremdwort für dieses Selbstgefühl, das an Anmaßung und Dünkel grenzte, brauchte er, als er in den Vorarbeiten zu ‚Dichtung und Wahrheit' sich selber zeichnen wollte, wie er als junger Mann gewesen: „Ich habe niemals einen präsumtuoseren Menschen gekannt ... Niemals glaubte ich, daß Etwas zu erreichen wäre; immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, Das verstehe sich von selbst."

Seine Zeitgenossen, die ihn als Studenten kennen lernten, erzählen nicht viel von ihm. „Er war in unserer Zeit in Leipzig und ein Geck" schreibt 1772 der Werther-Jerusalem an Eschenburg. „Mir wenigstens kam er schon auf Universitäten als ein überspannter Kopf vor" meint 1775 Heinrich Ayrer zu Georg Friedrich Ayrer. Der Leipziger Stadtrat Rummel, an den Goethe von dessen Schwager Bethmann empfohlen gewesen war, hatte „besondere Denkungsarten in der Religion" an ihm bemerkt. Ein Buchhändler aus dem Weidmannschen Laden erinnerte sich „des ungemein aufgeblasenen Studenten Goethe." In der livländischen Familie Bergmann, zu der auch der berühmte Chirurg

Ernst v. Bergmann gehörte, ist überliefert, daß ein Gustav (v.) Bergmann, der im Herbst 1767 sein Studium in Leipzig begann, mit anderen Neuen im Schauspielhause vor Goethes Augen gekommen sei, wobei Dieser ausgerufen habe: „Hier stinkt's nach Füchsen." Darauf habe Bergmann ihn geohrfeigt; ein Zweikampf sei gefolgt, bei dem Goethe am Oberarm verwundet sei. — Eine andere Überlieferung über irgend einen Zweikampf Goethes besitzen wir nicht.

Von seinen Straßburger Bekannten nennt ihn Meyer von Lindau „närrisch" und Prof. Metzger „von seinem Wissen aufgeblasen." Bei Herder heißt er, als ihn dessen Braut sehr lobte: „wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und spatzenmäßig." Bei Professor Stöber: „ein überwitziger Halbgelehrter" und „wahnsinniger Religionsverächter", von dem man in Straßburg glaube, daß er einen Sparren zu viel oder zu wenig habe. Der Dichter Pfeffel spricht 1772 von seiner „suffisance insupportable." Lerse erzählte 1798, daß Goethe in Straßburg über Ossian und Homer in hohe Verzückung geraten sei und Worte der Prophezeiung gesprochen habe; er, Lerse, habe Besorgnisse gehabt, Goethe werde überschnappen. Der günstigste Bericht findet sich in Jung-Stillings Lebensroman; dies Buch ist aber mit Goethes Zutun zum Druck gelangt; auch erzählte Jung-Stilling seine Straßburger Erinnerungen erst, als Goethe schon ein berühmter Dichter geworden war und kürzlich neue Gelegenheit gehabt hatte, diesem Freunde in seinem väterlichen Hause zu Frankfurt gute Dienste zu erweisen.

Nur ein paar Bekannte schauten jetzt schon zu ihm auf

als zu einem Höheren, der tiefer Blicke fähig sei: Trapp in Worms, ein junger Student Hetzler in Frankfurt und der an Jahren ihm überlegene Heinrich Jung; seit kurzem auch ein kleiner Theologe aus Livland, Jakob Lenz. Ein paar Andre liebten ihn als einen guten Kameraden: Horn und Lerse besonders. Andere schätzten oder begönnerten ihn als seine Ratgeber und älteren Freunde: Schlosser, Hermann, Behrisch, Oeser, Salzmann und Herder. In ein paar Familien war er freundlich aufgenommen worden. An jungen Mädchen, die ihn gern sahen, konnte er ein Dutzend aufzählen; bei zweien hatte sich die Freundschaft zur schmerzhaften Liebe gesteigert. Daß die Frauen ihn als einen schönen und anziehenden Jüngling empfunden hätten, ist uns nicht überliefert. Wir müssen seine Gestalt als schlank und sehr mager, sein Gesicht blaß und knochig denken. Er sah mehr nach Krankheit als nach Gesundheit aus.

Als ein außergewöhnlicher Mensch erschien er wohl den Meisten; schon wegen der Freiheit, die er dem Wohlstande seines Vaters verdankte und die ihm gestattete, mehr als andere junge Leute seinen Launen zu folgen. Aber war ihm auch eine wirkliche Größe verliehen, ein Genie, wie man es seit einiger Zeit gern benannte? Nach seinen bisherigen Leistungen und Erfolgen: kaum! Auch er selber hätte Ursache gehabt, an seinen Kräften zu zweifeln. Mit siebzehn, achtzehn Jahren hatte er sich eingebildet, ein Dichter zu sein, der raschen Fußes die Höhen des Parnasses emporklomm. Seitdem war er aus dem Umlernen nicht herausgekommen. Jetzt glaubte er auf dem rechten Wege vorzurücken: aber glaubt man Das

nicht immer? Zur Dichtkunst fühlte er immer noch eine große Kraft in sich, aber ach! jetzt mußte er sich an Riesen messen: an Homer, Pindar, Sophokles, Shakespeare. Schon stellte er sich kühne Aufgaben und brachte allerlei Anfänge und Bruchstücke auf das Papier: aber erst die Zukunft konnte zeigen, ob er diesen Plänen gewachsen war. Was er bisher gemacht hatte, hätten hundert Andere auch fertig gebracht mit Ausnahme von dreien oder vieren seiner Lieder an Rieckchen Brion. Vielleicht taugte er nur zum Hauspoeten für sein Liebchen und ein paar wohlwollende Freunde.

Den gewöhnlichen Ehrgeiz besaß er nicht. Er trachtete nicht danach, durch seine Talente möglichst bald vor der Menge zu glänzen. Auch sehnte er sich nicht in ein hohes Amt, wo man prunken und Macht ausüben kann. Sein Vater war ein Privatmann geblieben; zu solcher Lebensart hatte auch der Sohn viel Anlage. Von den Leuten stolz und frei sich abzuschließen, sich um ihr Gerede nicht zu kümmern, nicht nach ihren Wünschen zu fragen: Das war ihm gemäß. Er hatte aber auch keinen besonderen Trieb, Vielen zu nützen, etwa seiner Vaterstadt große Dienste zu leisten oder gar dem deutschen Vaterlande und Volke seine Kräfte zu widmen. Der Gemeinsinn und Patriotismus war zu jener Zeit überhaupt selten; die Untertanen führten ihr Leben in kleinsten Gruppen und fragten wenig nach dem Ganzen, dessen Schicksal zu beeinflussen dem Einzelnen auch unmöglich scheinen mußte. Immerhin gab es hie und da Männer mit Bürgersinn, Männer, die an Aufklärung und Fortschritt glaubten und sich beeiferten, gegen die

ärgsten Übel und schreiendsten Ungerechtigkeiten anzukämpfen. Der junge Goethe hatte noch kein Verhältnis zu ihnen; alles Politische und Soziale war ihm nur ein Schauspiel, gewöhnlich ein Schauspiel der Ferne oder der Vergangenheit.

So ablehnend, stolz und eigenwillig er der Menge gegenüber stand, ließ er sich doch leicht von einzelnen Menschen bestimmen, denen er Vertrauen schenkte. Wir kennen sein Bedürfnis nach einem älteren Berater und Beichtiger; aber auch sein Altersgenosse Lerse erzählte später, er habe den Freund lenken können, wohin er wollte. Goethe nahm nicht gern sein eigenes Schicksal in die Hand. Auch jetzt, wo er mit Studieren fertig war, wäre es ihm schwer gefallen, auszusprechen, was er nun werden und tun wolle. Und so wurde er denn wieder, was er zuvor gewesen: Haussohn bei den Eltern, und erwartete, was sein alter Vater mit ihm vorhatte.

In der zweiten Hälfte des August nahm er Abschied von seinen Freunden in Straßburg. Ob er nach jenem großen Besuche noch einmal in Sesenheim gewesen ist, wird uns nicht berichtet. Er gab wohl auch den Fortgang seines Verhältnisses mit Riekchen in Gottes Hand.

Seinen zweiundzwanzigsten Geburtstag feierte er schon wieder bei den Seinen in Frankfurt.

Seitenzeiger

1. Personen.

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. BnS.: Bild neben Seite.

2. Orte.

3. Sachen.

4. Goethes Dichtungen.

Dramatisches.

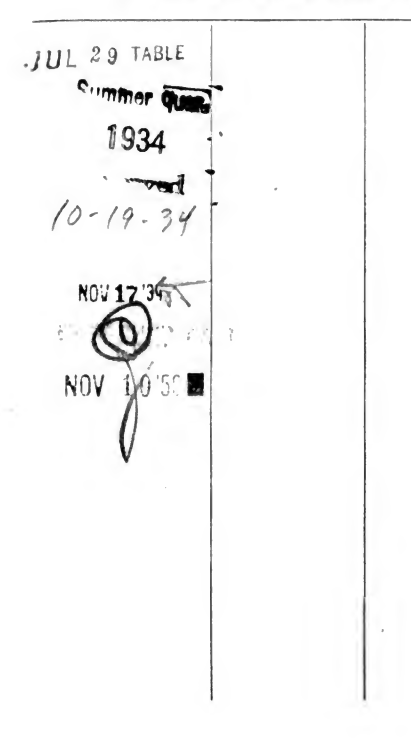
Episches.

Lyrisches.

Andere Arbeiten.






JUL 29 TABLE
1934
10-19-34
NOV 17 '34
NOV 10 '5



